

Hohenstaufen



Ein Spiegelbild
deutscher Kaisertrere aus
Schwabens Geschichte

Hohenstaufen

Hohenstaufen

Ein Spiegelbild deutscher Kaisertreue
aus Schwabens Geschichte

Roman

von

Hugo v. Waldener-Harz



Berlin 1925

Verlagsbuchhandlung Fr. Zillesen (Heinrich Weenzen)

Johannsen

Das Buch ist Eigentum der
Bibliothek der Universität

Konstantin

von der Kaiserlichen



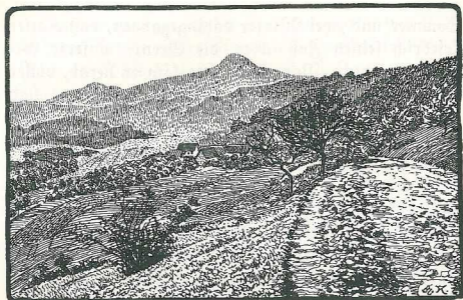
Alle Rechte vorbehalten

Gedruckt in der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Weenzen), Berlin E 19



Inhaltsübersicht

Aus Neuffen vertrieben	7
In Gmünd	40
Auf dem Rosenstein	79
Der Lorcher Bespruch	107
Unruhe in Hall	146
Treue und Verrat	177
Kloster Gnadental	207
Kampf um Ulm	246
Das Todesopfer	298
Ausklang	329



Aus Neuffen vertrieben

„Wie lange ist es her —“ die welke Hand der hinfiehenden Frau strich glättend über die Bettdecke, noch immer bemüht, für Ordnung zu sorgen, wo sie nur konnte — „wie lange ist es her, Mann, daß des Kaisers Majestät in Deutschland weilte? Eine Ewigkeit fast dünkt es mich — wir können des Kaisers nicht entraten, die herrschenden Gewalten sind uneins und zerfahren“

Der Leutepriester von Neuffen — im Herzen der schwäbischen Alb lag sein blühendes Pfarrdorf — nickte nachdenklich vor sich hin. Er war ein Zugewandter fränkischen Stammes und daher ein besinnlicher Mann. So rechnete er geruhsam nach, und dann hieß es: „Tiefer Schnee lag noch, obwohl es zum Frühling ging, zum Frühling des Jahres 1242 nach der Geburt des fleischgewordenen Wortes. Demzufolge sind erst zwei

Sommer und zwei Winter dahingegangen, daß Kaiser Friedrich seinen Fuß über die Grenze unserer Gemarkung setzte. Von Frankfurt kam er herab, voller Sorgen und Nöte, und doch so strahlend, edel und gut — mein Herz hat der Kaiser ganz gewonnen, es ist nicht Sünde und auch kein weltliches Begehren, wenn ich's frei und offen bekenne!"

„Sünde?“ Die Frau forschte in des Mannes Zügen. Obwohl er nicht klagte und sich mit keinem Wörtlein beschwerte, sie wußte doch, daß er litt, daß ihn die alten, schweren und hundertmal abgetanen Gedanken von neuem bedrückten. „Du bist rein vor Gott,“ sagte sie. „Wo ich an der Schwelle des Jenseits stehe —“ so ruhig und voll wie je klang ihre Stimme — „weiß ich es, daß Du rein bist.“

Der stattliche hochgewachsene Pfarrer hob die mächtigen Schultern und seufzte. Doch sie fuhr unbeirrt fort: „Christus, unser Heiland, hat alle Menschen durch das Vergießen seines kostbaren Blutes erlöst, arm und reich, den Höchsten und Niedrigsten, keinen ausgenommen. Und Gottvater selbst hat das Wort gesprochen, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn ist. So bin ich Dein ehelich Weib geworden, Konrad, und nicht Dein heimliches Liebchen. Und unsere Tochter, wir haben sie voller Stolz zu Ehren und guter Tugend erzogen —“

Da sprang er hoch von seinem Schemel und trat an das Krankenbett. Lächelnd bot sie ihm die Hand, und der Glanz der Augen breitete einen Schimmer von Schönheit über die welken Züge. „Konrad,“ flüsterte sie, „reut es Dich, daß Du Wohlgefallen an mir fandest?“

Langsam sank er auf die Knie und bettete das Haupt an ihrer Brust. Ihre Finger tasteten über sein dichtes Haar, und als sähe sie in die Zukunft, klangen ihre Worte: „Sie sagen, Wotans Heer führe die Seelen der Gottlosen im Sturmgebraus ruhelos durch die Lüfte. Die alten Götter lebten noch, sie seien Unholde und Dämonen geworden mit teuflischer Macht, man müsse sie fürchten. Ich weiß nicht, ob solche Lehre Gott wohlgefällig ist. Aber dessen bin ich mir bewusst: Sünder und Teufel wollen noch immer die Burg Gottes stürmen, unter ihnen weilst Du aber nicht! Sie klagen Dich an, weil Du Dich beweibst hast, Bettelmönche ziehen durchs Land und streuen üblen Samen in Gottes Wort. Wenn sie auch bei uns Pfeile wider Dich versenden und den Bauersmann beschwägen, er solle auflehnen gegen seinen Pfarrer, so wohnt solchem Gebahren, glaube es mir, ein eigener Sinn inne. Es geht wider des Kaisers Majestät, wider alle, die treu zu ihm halten, wie Du! Maulwürfe unterwühlen den Boden, zusammenbrechen soll alle weltliche Macht. Nichtshäbige und Bettler sollen die Fürsten werden, um dann von des Papstes Gnaden —“

Pfarrer Kamler hob den Kopf. „Frau,“ bat er, „entzünde in mir kein Feuer. Du weißt, nur allzu leicht entbrennt es und heiß!“

Doch sie ließ sich nicht beirren. Daß ihre Kräfte schwanden, Tag um Tag spürte sie es. So gab sie dem Manne, was in ihr lebte, dem Manne, dem sie mit allen Sinnen gehörte. Unheil sah sie kommen, Unheil für sein künftiges Schicksal. Seinen Troß wollte sie entflammen, auf daß er sich wider das Unheil stemme.

Drängend, beschwörend fuhr sie fort: „Denke an den Tag, wo der Kaiser Dich ansprach. Er zügelte sein Ross, es war hier vorm Hause. Du standest inmitten der anderen, alle überragend, und schautest bei aller Ehrerbietung dem hohen Herrn so frank und frei ins Auge wie stets. ‚Bist Du der Pfarrer?‘ fragte er. Und gleich darauf, ehe Du antworten konntest, fuhr er fort: ‚Traun, wie ein Kriegsmann schaust Du aus. Ich wünschte mir, solche Männer gäbe es viele in Deutschland, dann stünde es besser um meine Sache. Dir leuchtet die Treue nur so aus den Augen!‘ Er bot Dir die Hand und ritt weiter, umgeben von seinem Gefolge. Und Herr Gottfried von Hohenlohe, der Freund von uns Bauersleuten, winkte Dir gnädiglich zu.“

„Ja Frau, so war es!“ Pfarrer Kamler stemmte sich hoch. Und voller Ergriffenheit betonte er: „Der Stunde werde ich nie vergessen, sie hat mich dem Kaiser verpflichtet. Wäre er strenger kirchlich gesinnt, seinesgleichen gäbe es nicht auf Erden. Er trägt gewißlich seine Welt in sich!“

Von draußen ward eine fremde Stimme vernehmbar: „Bruder in Christo, bist Du daheim?“

Der Pfarrer trat an die schmale Fensteröffnung — über den Stallräumen lagen die Wohnkammern des aus Holz gezimmerten Hauses — und spähte auf die Straße. Unten stand in dunkelbrauner Kutte ein milderer Bruder aus dem Orden der Franziskaner. „Dominus vobiscum,“ rief der Pfarrer von oben herab. „Was ist Dein Begehrt?“

Der Mönch hob den Kopf und beschattete seine Augen mit der Hand. Die grelle Sonne eines Mit-

sommertages blendete ihn. Einen Augenblick überlegte der Fremde, dann scholl es in lateinischer Zunge herauf: „Ich komme auf langer Fahrt vom Süden. Kann ich mein Haupt für die Ruhe einer Nacht bei Dir bergen?“

Konrad Kamler war des Lateinischen nur unvollkommen mächtig. Er las seine Messe recht und schlecht. Nicht immer war ihm der Sinn der heiligen Worte gegenwärtig. So entgegnete er: „Warte, ich steige abwärts,“ und trat von der Fensteröffnung zurück.

„Wer hat Dich gerufen?“ forschte die Sieche, ein Hustenanfall quälte sie. Unter Schmerzen bäumte sie hoch im Bett.

„Ein Bettelmönch ist's, ein Minorit.“

„Hüte Dich vor ihm!“ stieß sie hervor. „Sie alle sind vom Papste gesegnet, sind Streiter seiner Macht!“

Schweren Fußes und beschwerten Sinnes begab sich Pfarrer Kamler nach unten. Die hölzerne Stiege ächzte unter seinen Tritten. „Gott helfe Euch,“ lautete draußen sein Gruß. „In honore Francisci...“

Der fremde Ordensbruder verneigte sich. Wenn er auch gegen den Leutepriester an kraftvollem Wuchs nicht aufkam, so blieb er doch ein Mann, von dem Gewalt ausströmte. Aus großen dunklen Augen blickte sie hervor. Auch seine Stimme nahm gefangen. Abermals begann er in lateinischer Sprache sein Anliegen vorzutragen. Doch Pfarrer Kamler wehrte treuherzig ab: „Bruder in Christo, bist Du ein Welscher? Wenn nicht, so rede deutsch. Ungefüge wird meine Zunge, wenn ich mich des Lateinischen bedienen soll.“

Der Franziskaner lächelte, der Geist der Eitelkeit glitt über seine scharfgeschnittenen Züge. „Ich bin so

gut ein Deutscher wie Du," entgegnete er. „Ich vergesse es aber nie: Lateinisch ist die heilige Sprache!"

„Meine Bauern verstehen sie nicht. Und ob unser Heiland des Lateinischen mächtig war —"

„Du hast recht —" der Mönch nickte scheinbar zustimmend — „Christus ist der Weg, den jedermann gehen soll. Er ist der Stein, aus dem Honig träufelt, der Brunnen der Auferstehung. Man muß ihm mit dem Herzen, nicht nur mit der Zunge dienen. Wie ist es, Bruder, könntest Du mir für die Dauer einer Nacht Unterkunft gewähren? Ich bin auf dem Wege nach Hall, komme vom Bodensee, von Konstanz herauf und habe vordem — es war der glanzvollste Tag meines Lebens — den heiligen Vater in Genua gesehen."

„In Genua — den heiligen Vater? Er ist nicht mehr in Rom? Wer hat ihn von dort vertrieben?" Konrad Kamler horchte auf.

Der Mönch straffte sich. Streng ging sein Blick. „Wer anders wird es gewesen sein," entgegnete er, „als der, der auf der Insel Sicilien, mitten in christlichen Landen, eine feste Stadt zum Wohnsitz für Heiden gegründet hat, der Freundschaft mit dem Sultan von Aegypten unterhält, der dem Aberglauben fröhnt und um die Gunst sarazenischer Weiber buhlt —"

„Du sprichst von des Kaisers Majestät? Von unserem erhabenen Herrscher Friedrich?"

„Wenn Du selbst ihn bei Namen nennst — ja, ich tue es!"

Konrad Kamler ballte die Fäuste. Zornröte schoss ihm ins Antlitz. „Wir denken hierzulande anders,"

stieß er hervor, „den Staufern, seinem Herzoghause, ist Schwaben treu ergeben — bis zum letzten Blutstropfen, hörst Du!“

Bruder Angelus, der Franziskaner, machte eine Gebärde des Bedauerns. „Tempora mutantur, nos et mutamur in illis,“ skandierte er, um dann fortzufahren: „Hättest Du die Ankunft des heiligen Vaters in Genua erlebt, Du würdest anders denken. Ungeheurer Jubel erfüllte die Stadt, der Erzbischof und die Geistlichkeit, Ritter, Frauen und alles Volk zogen unter Gesang und frohlockender Musik dem hohen Flüchtling entgegen. Mit seidenen Decken und goldgewirkten Teppichen waren die Straßen geschmückt. Und dem Papste rang sich angesichts solcher Begeisterung das Wort des Psalmisten von den Lippen: ‚Unsere Seele ist entronnen wie ein Vogel der Schlinge des Vogelstellers, der Strick ist zerrissen, wir sind frei!‘ Hättest Du dies alles erlebt —“

„Ich dächte nicht anders wie heut!“ Unwillig wandte sich Kamler ab. „Auch ich bin aus sündigem Samen gezeugt und weiß wohl, daß ich Gott und seine Heiligen oftmals erzürnt habe. Trotzdem dünkt mich Sünde ein stinkender Kot. Und Sünde begeht, wer zwischen Kirche und Reich, zwischen Kaiser und Papst Unfrieden sät.“

„Unfreundlich klingt Dein Wort.“

„Ich gebe zurück, was Du mir gabst. Wir alle sollten als Brüder leben. Das höchste Gebot ist, Gott zu lieben und seinen Nächsten wie sich selbst. Denkt man in Rom an dieses Gebot?“

Pater Angelus verlor die Selbstbeherrschung nicht. Er hatte, so armselig auch der Ordensregel zufolge

sein Neuseres war, in Paris, dem Oberhaupt aller Universitäten, studiert, war Magister artium und Doctor geworden und schaute insgeheim voller Geringschätzung auf den ungelehrten Leutepriester herab, der seine Empörung kaum mehr verbarg. „Das beste Essen ist nichts wert,“ sagte er, „wenn des Gastgebers Antlitz finster dreinschaut. Darf ich auf Unterkunft bei Dir rechnen?“

Ein junges Ding bog um die Ecke der Straße, sechzehnjährig, Lust am Leben im lachenden Blick, Freude im Schimmer der frischfarbenen Wangen. „Vater,“ rief sie von weitem, „Frau Sonne will baldiglich zur Küste gehen. Mach Dich bereit zum Flurumzug. Wir wollen zur Burg, auf der Höhe sollen heut Nacht die Sonnenwendfeuer lobern!“

Konrad Kamler trat der Tochter entgegen. „Mein Kind, ob Du mit darfst? Der Mutter geht es nicht gut.“

Da erschrak die Magd. Und ohne sich zu versäumen, sprang sie ins Haus, um nach der Kranken zu sehen.

Pater Angelus rührte den Leutepriester am Arm. „Sie ist ein Findelkind?“ forschte er, unbewegt blieb seine Miene. „Vor der Tür Deiner Kirche von verworfenen Leuten ausgesetzt? Du hast Dich des Findlings angenommen? Oder ist sie gar ein Bantard?“

„Werndrud ist meine leibliche Tochter!“ Hochauf richtete sich Konrad Kamler. Seine blauen Augen sprühten. „Bübereien habe ich nie betrieben. Und wer als Geweihter des Herrn in Unehe lebt mit einer heimlichen Frau, er war mir von jeher verächtlich!“

„Dann meide ich Dein Dach!“ Der Franziskaner trat zurück. „Wer der Kirche Gebot so gering an-

schlägt wie Du, wer nicht nur seinen eigenen Rauch sondern auch sein eigen Weib begehrt, um in tödlichen Sünden dahin zu leben —“

Er kam nicht weiter. Mit hartem Griff packte Konrad Kamler den Schmähler seiner Ehre an der Schulter. „Was wagst Du?“ schrie er dem Mönch ins Gesicht. „Tödlcher Sünde bezichtigst Du mich?“

Der andere machte sich gewaltsam frei. Laut scholl sein Zornruf über die Gasse: „Wer einen geistlichen Mann antastet, tastet Gottes Augapfel an!“

Im Nachbarhause regte es sich. Ein altes Mütterlein trat vor die Tür. Beschwörend hob es die Hände.

Und dann stand die Tochter neben dem Vater. „Komm,“ flehte sie, „laß den Haber, der Mutter bricht es das Herz!“

„Gerade um ihretwillen . . .“ murmelte er. Doch er gab nach, legte den Arm um die Schulter der Magd und trat in sein Haus zurück.

Einen Augenblick blieb Pater Angelus stehen. Er zwang sich zur Ruhe zurück. Dann wandte er sich dem alten Mütterlein zu, spendete ihr den Segen und fragte: „Wo finde ich den Weg zur Burg, hinauf zum Hohenneuffen?“

* *

*

Rings um die Dorflinde schollen Lachen und Jubel. Alles, was noch rüftig auf den Beinen war, sammelte sich zum Flurumzug und zur Feier des Sonnenwendfeuers. Ausgelassene Laune tollte. An die Zweige der Linde hatte der Schankwirt allerhand Preise gehangen, Brezeln und Würste, Land und bunte Tücher. Huckepack stürmte die Jugend unter dem Baum dahin.

Karren sie deckte, war er flugs an ihrer Seite. „Dich schmückt der Liebreiz,“ begann er, „wie nie! Rosenblütgleich sind Deine Wangen, und Deiner Augen Blick verdunkelt schier der Sonne Strahlen!“

Sie warf die Schultern hin und her. Keine im Dorf kam ihr an Schönheit gleich. Sie wußte es. Und doch sprudelte es ihr wie ärgerlich von den Lippen: „Herr Ritter, Ihr dürft nicht so zu mir reden, ich bin ein schlichtes Bauernkind.“

„Nicht doch!“ ereiferte er sich. „In Dir hat Gott ein Wunder geschaffen! Willst Du Dich gemein haben mit den grindigen Flegeln und Karrensehern, die sich Muskatnägeln in die Kittel nähen, nur um den Gestank nach Vieh zu betäuben? In Deinem Korallenmund, zwischen scharlachroten Lippen, leuchten die Zähne wie Elfenbein —“

Sackpfeife, Fiedel, Trommel und Tamburin ertönten. Pfarrer Kamler war gekommen, der Flurumzug begann.

Verstohlen drückte der Ritter der Magd die Hand. „Wann sehe ich Dich Holbe wieder?“ flüsterte er erregt. Doch sie spürte den Blick des Vaters auf sich ruhen und entwich, ohne ein Zeichen ihrer Gunst zu geben.

„Wie gefällt Dir meine neue Liebenschaft?“ Der von Neuffen trat neben den Freund. „Ist sie nicht eines Nachtgesanges wert?“

Ulrich von Winterstetten war zurückhaltender als Herr Gottfried, wengleich auch ihn gesunde Bauernfrische anzog. „Es kommt darauf an,“ entgegnete er, „was Du unter einem Nachtgesang verstehst. Im übrigen — sie hat derbe Füße!“

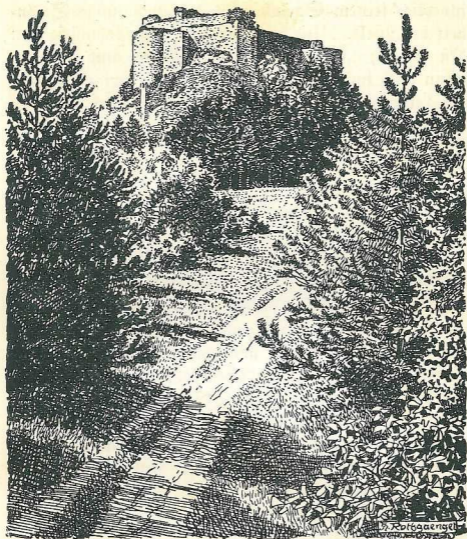
Der von Neuffen lachte: „Die sollen mir die Freude nicht vergällen, als Minnesinger übersehe ich sie!“ Arm in Arm schritten die beiden hinter dem Zuge der Bauern her.

Zum Dorf ging es hinaus, entlang an üppigen Fluren und Feldern und dann durch dichten Wald empor zum Hohenneuffen. Im Westen hatte sich übles Gewölk zusammengefunden. Durch wühlende graue Wolkenmassen drang das Gold der scheidenden Sonne als sprühende, funkelnde Pracht. Hißschwer war die Luft. Gewitterschwüle lastete.

Dem Zuge voran schritt Konrad Kamler. Von jeher waren ihm Feiern im Freien insonderheit lieb gewesen. Angesichts der Allmacht Natur, unterm ragenden Himmelsdom oder im ernstesten Schweigen des Waldes, fühlte er sich seinem Herrgott am nächsten. Dann wurde sein Mund beredt, weil das Herz ihm Worte eingab, die andere Herzen zum Mitschlagen brachten. Fröhlich wanderte er fürbass. Ueber den schwarzen Talar hatte er ein weißes Chorhemd gestreift. Das breite Band der Stola, kreuzweis über der Brust verschlungen, leuchtete zwischen Hemd und Talar.

Auf stolzer Höhe, nahe der Burg, war ein Altar errichtet worden. Von ihm aus überschaute das Auge, was an bestelltem Land zur Gemarkung Neuffen gehörte. Tief im Thal lag das Dorf, von Dämmergrau umfangen. Hundegeblaff scholl herauf. Sonst störte kein Laut den Abendfrieden.

Der Pfarrer trat vor den Altar, verneigte sich tief vor dem Bild des Gekreuzigten und verrichtete ein stummes Gebet. Dann wandte er sich um, in lebhafter Gebärde, breitete die Arme weit und sprach den Segen



Ruine Hohenneuffen

über das Land, so wie es seit Alters Brauch war. Er sah den Mond voll, groß und golden über die Höhen klimmen — vom Tannenwald waren sie schwarz gezackt —, erblickte in lichten Wolkenschleiern der Sonne purpurnen Abschiedsgruß, nahm flüchtig wahr, daß ein Uhu seinen leisen Nachtflug anhub, und dankte

innerlich seinem Schöpfer für die ewig junge Schönheit der Welt. Und so strömte es ihm frohmütig von den Lippen: „Glaubt mir, ihr Männer und Frauen, wenn auch im Himmel ewiger Tag ist, ewige Jugend, ein Leben ohne Tod, und wenn der Anblick des leidhaftigen Heilandes unsere größte Seligkeit bedeutet, Gottvater wünscht trotz allem, daß wir auch auf Erden unsere Freuden haben. Wir sollen ihm danken für sein Werk, indem wir es lieben, und sollen die Dankbarkeit dartun, indem wir mit Maß genießen, was uns die Welt an Genüssen beut. Leuchtete tagüber die Sonne nicht, die Welt wäre blind. Ihr Glanz ist Gottes Sohn, erst unter ihren Strahlen wird die Luft wonnesam. So verrät uns der Sonne jubelnde Pracht, daß der Himmel uns zum Frohsinn geschaffen hat. Darüber vergeßt aber die Arbeit nicht. Sie ist die Thür, durch die ein jeder gehen muß, um seinen Platz am gedeckten Tisch zu finden. Arbeiten heißt aber auch, Gott dienen nach seinem Gebot. So ist es nicht damit getan, daß ich als euer Pfarrer Segen erflehe für unsere Fluren. Der wahre, gottwohlgefällige Segen kann nur unter euren Händen gedeihen. An euch ist es daher, daß Gott unserer gnädiglich gedenkt und uns eine gute Ernte beschert. Die Schollen sind getränkt vom Schweiß unserer Eltern. Gebt ihnen auch den eigenen Schweiß, dann habt ihr eure Pflicht getan, so wie die Himmlischen es wollen!“

Die Gemeinde sank auf die Knie, als Pfarrer Kamler zum Becken mit geweihtem Wasser griff. Hochauf richtete er sich — da fiel sein Blick auf ein straffes, herbes Antlitz: im Rücken der Männer,

Frauen und Kinder stand Pater Angelus! Einen Augenblick stuchte der Leutepriester, ein giftiger Wurm kroch in ihm hoch, dann schwang er aber geruhig den Wedel und sprengte vom Inhalt des Beckens über die knieende Schar.

Es währte nur kurz, bis die Andachtsstimmung verflog und Festfröhlichkeit von neuem ihre Schwingen regte. Die jungen Burschen schleppten Holzkloben und Reisig herbei — alles war vorbereitet — und schichteten einen langen Stoß zum Abbrennen des Sonnenwendfeuers zu Hauf.

Vertraulich rührte der Dorfschenkenwirt Konrad Kamler am Arm: „Herr Pfarrer, wenn's beliebt, auf ein Wort“

Die beiden Männer traten beiseite. Und nun doch ein wenig stoßend begann der Wirt, wider den Herrn von Neuffen bewegliche Klage zu führen: „Er stellt meiner Aeltesten nach und verdreht ihr den Kopf. Und mit den Züchten einer Magd ist es nicht anders bestellt wie mit einem Bund Stroh — es fällt auseinander, so man nur fest zupackt“

Der Pfarrer strich sich über das härtige Kinn: „Die Gertrudis ist ein stattliches Menschenkind. Zeigt sie so wenig Stolz?“

„Mir gegenüber hat sie mehr als genug!“ Der einfache Mann ereiferte sich. „Und von den Burschen im Dorf dünkt keiner ihr gut. Die Hoffart lebt in ihr, Herr Pfarrer, und da der Herr von Neuffen — ich habe ihn noch als Jungen gekannt — ihr mit girrender Rede und schönen Geschenken naht ich kann doch die Hände nicht wider ihn aufrecken!“

„Beileibe nein, das sollst Du nicht! Laß mich nur machen, ich werde mit ihm Zwiesprache halten.“

Während die trockenen Reisigbündel zu knistern und flackern begannen, sodasß der erste Rauch über die Höhe kroch, machte sich Konrad Kamler an den abseits stehenden Ritter heran. „Vergebt, frommer und fester Herr,“ bat er, „wenn ich Euch mit einer ernstern Sache nahe, just zu der Zeit, wo das Sonnenwendfeuer lobern soll —“

„Was habt Ihr für Sorgen?“ In guter Laune wandte sich der Ritter ihm zu. „Vorn Altar habt Ihr mir recht aus der Seele gesprochen.“

„Das freut mich, Herr Gottfried, und bedeutet mir hohe Ehre, gerade wo Ihr ein Vorn reichsten Wissens seid.“

Lachend wehrte der Jungherr ab: „Laßt das Schmeicheln, es steht Euch nicht zu Gesicht. Ein Mann wie Ihr, fest und knorrig, ehrlich und gerad- aus —“

„Gut, so will ich's auch heute sein! Wisset also, edler Herr, der Schankwirt hat bei mir Klage geführt. Er fürchtet für seine Tochter, Unehre könne ihr widerfahren —“

„Von mir etwan?“ Der junge Ritter brauste auf. „Was geht es Euch an!“

„Ich spreche für den Vater.“

„Er soll sich um seine eigenen Dinge kümmern!“

„Und dazu rechnet Ihr die leibliche Tochter nicht?“

Ulrich von Winterstetten legte sich ins Zeug. „Gottfried,“ mahnte er, „Hestigkeit hat noch nie einem Manne genügt, sei stetig und besonnen!“

Doch der von Neuffen ließ sich nicht dämpfen. Der

Zufall wollte es, daß die Magd Gertrudis ihn von fern mit großen Augen lockte. So entgegnete er barsch: „Der Pfarrer mag sich weitere Worte sparen. Frau Welt und Klerisei geben doch kein Paar!“ Er zog den Freund am Arm: „Komm, Ulrich, laß uns bessere Gesellschaft suchen.“

Einen Augenblick zögerte Konrad Kamler dann schritt er ausgreifend hinterdrein, nichts war ihm verhaßter als hochmütiger Stolz. „Verzeiht, Herr,“ flüsterte er mit eindringlicher Stimme, „wenn ich mich nicht abschütteln lasse, so wie sich ein Ross der Schweißfliegen erwehrt. Ihr denkt zu gering vom Bauersmann, viel zu gering denkt Ihr! Er hat kein lieber Gut als Haus, Weib und Kind. Er achtet die Arbeit hoch in Ehren und dünkt sich auch als ein Stand, den Gott eingesezt hat im Paradiese —“

„Trotzdem bleibt er ein stinkiger, dörfischer Tölpel!“ Um des Ritters Beherrschung war es geschehen.

Den Pfarrer aber überkamen Zorn und Wehmut, und schärfer als sonst entgegnete er: „Unbedacht, Herr, war Euer Wort! Nicht des Geschlechtes, sondern der Tugenden Adel erheben den Menschen vor Gott!“

Er blieb zurück und grübelte nach, ob er recht gehandelt habe oder ob ihn ein Vorwurf treffe wegen ungebührlicher Heftigkeit.

Mittlerweile war das Sonnenwendfeuer zu heller Glut emporgeprasselt. Funken stoben über knackendem Holz, Rauchschwaden stiegen hoch, und im Flackern der leckenden Flammen wechselten Schatten und Licht auf den Gesichtern der lachenden schwazenden Menge. Aus gewürzigem Beifuß und Eisenkraut hatten die Mägde des Dorfes Kränze geflochten, aus Rittersporn

Sträuße gewunden. Sie schmückten sich und die jungen Burschen mit der Blumenpracht. Dann fanden sich die Hände zu festem Griff, und in bunter Reihe, jubelnd, juchzend, tollend, ward der wabernde Holzstoß umsprungen, so daß die Köcke flogen und manche pralle Wade bis übers Knie blank ward. Unter den Aelteren kreisten derweilen die Becher. Man trank selbstgefelterten Wein oder auch Meth aus gegorenem Honig. Und manch einer ließ es sich angelegen sein, den Rest vom Inhalt des Bechers oder auch eine volle Füllung in das lodernde Feuer zu schütten, weil er sich Nutzen davon erhoffte, Nutzen für Haus und Ernte.

Ulrich von Winterstetten packte den Jungherrn von Neuffen am Arm: „Gottfried, beherrsche Dich, bleibe hier. Willst Du etwan unter den Bauern im Reigen springen?“

Der andere seufzte. „Schönheit ziert die Magd,“ gestand er laut. „Wie ihr die Flechten fliegen unter dem Kranz! Und behende ist sie wie ein Wunderroß, vom Winde mit einer Stute gezeugt!“

Plötzlich ein lautes Gekreisch! Einer der Burschen hatte sich losgerissen und war mit machtvollem Satz quer über die Flammen hinweggesetzt, dort, wo sie niedriger züngelten. Ein zweiter folgte, ein dritter. Nun sprangen sie zu vielen hin und her, eine Schar von schwarzen und roten Teufeln, je nachdem der Lichtschein fiel. Um jeden, der zu kurz trat, wirbelten Funken. Und mancher büßte seine Tollkühnheit mit einem scharfen Biß des Feuerrachens.

„Wie gefällt den frommen Herrn das wilde Spiel?“ Pater Angelus machte sich an die jungen Edlen heran.

Er hatte auf Burg Neuffen Unterkunft nachgesucht und auch gefunden. „Mich dünkt,“ fuhr er fort, „der Meigen dort ist ein Kreis, wo der Teufel inmitten steht.“

„Ihr urteilt hart.“ Der von Winterstetten lachte vor sich hin und stieß insgeheim Herrn Gottfried an. „Uralt sind die Gebräuche der Bauern. Gebärden sie sich auch läppisch und härenleich, was nützte ihnen höfische Zucht!“

„Tief wurzelt das Heidentum in ihnen,“ ereiferte sich der Mönch. „Der Teufel wandert auf seinen Spuren. Er ist es, der solch wilden Tanz erfunden hat. Wie die Leittuh eine Schelle am Halse trägt, so hat jede Bauerndirne dort die Schelle des Teufels um. Seht nur, ihr Herren, die eine, was sie für runde Augen macht!“

Abermals stieß der von Winterstetten Gottfried von Neuffen an. Der Franziskaner hatte just auf des Dorfschenten Tochter gewiesen. Und laut erklärte Herr Ulrich: „Uns dünkt sie engelschön!“

Pater Angelus überhörte den Spott. Ihm lag anderes im Sinne. Er strebte bewusst auf ein Ziel hin. So fuhr er belehrend fort: „Wenn im Gebiete eines Bischofs die Ungläubigen Fackeln anzünden, Bäume, Quellen und Steine verehren, und er gibt sich keine Mühe, solches auszurotten, so wird er schuldig gesprochen der Schändung des Allerheiligsten. Ist's nun ein Unterschied, was hier geschieht? Wird nicht auch heute ganz offen und frei ein Sakrileg begangen? Und der, der es verhindern müßte, der die armen Seelen führen sollte, auf daß sie die ewige Seligkeit gewönnen, er legt die Hände in den Schoß, läßt zu,

was greulich und sündhaft ist, nachdem er reines Heidentum gepredigt hat —“

„Ihr sprecht vom Pfarrer des Dorfes?“

„Von Konrad Kamler spreche ich! Als Geweihter des Herrn gilt er mir nicht mehr. Sein Troß muß gebrochen werden. Er widerstrebt des Papstes Gewalt, lebt ganz wie ein Sohn des Teufels und maßt sich Gerechtsame an —“

„Fürwahr, das tut er!“ Eifrig pflichtete Gottfried von Neuffen bei. „Auch mir will scheinen, er reißt sein Haupt allzu hoch und vergift der Jugend der Bescheidenheit!“

„Unrein sind seine Hände, Abtötung des Fleisches täte ihm not. Und wenn ich Burg Neuffen raten darf mit Strenge wird Papst Innocenz vorgehen, schon mancher Ort hat es verspürt, was Interdikt und Bann bedeuten! Als Priester hat Konrad Kamler sich selbst gerichtet. Trennt euch von ihm, ihr edlen Herren, es ist höchlich an der Zeit, ehe der Gebieter über Leben und Tod seine strafende Hand erhebt —“

Ein greller Blitz überzuckte den Himmel. Hart krachte Donnerschlag hinterdrein. Zu Häupten der Tanzenden funkelten noch Sterne. Doch vom Westen schwoh jetzt mit Macht unholdes Gewölk herauf. Ein fegender Windstoß durchfuhr die Trümmer der flammenden Scheite, quirlend zog dichter Rauch davon. Die Bäume bogen und schüttelten sich. Schwarz wurde die Nacht, im Wald ringsum hub ein schauriges Stöhnen und Rascheln an, Unruhe schwang ihre Fittige

„Jetzt heißt es abwärts steigen, gleich gießt der

Regen!“ Konrad Kamler verneigte sich vor den edlen Herren. Doch die hatten keine Acht auf ihn.

Gertrudis, des Dorfwirts Tochter, trat dicht an den schwelenden Holzstoß heran. Sie nahm den Blütenkranz vom Haupt und warf ihn mit kräftigem Schwung ins Feuer. Und mit lauter Stimme verkündete sie: „Was mir Unheil bringen mag, schwinde und verbrenne!“

Heulend umfauchte sie der Wind. Klatzschende Tropfen fielen. Der Himmel splitterte vor schweren Blitzen. Dicht über der Höhe grollte der Donner.

Im Handumdrehen war die Stätte der Lust und Freude leer. Kaum daß man verlorene Stimmen hörte.

Nur Pater Angelus verweilte sich noch. Und als er im hellen Schein des lobenden Himmelsfeuers den Weihwasserkessel wahrnahm, den der Mefner vergessen hatte, da nahm er ihn zur Hand und schüttete den Rest des Wassers über das verkohlende Feuer aus, um alle bösen Geister zu bannen.

Die Magd Gertrudis aber, sie fand daheim keine Ruhe, bis zum frühen Morgen nicht. Sie hatte sich von der Mitsommernacht anderen Ausgang erhofft. Ingsheim schalt sie sich spröde und dumm. Des Ritters Werben nahm sie für ernst. Und war doch nur eitel Tändelei einer verwöhnten Laune.

* * *

Eine Nacht war vorübergetollt, wie sie die Bauersleute in Neuffen kaum vom Hörensagen kannten; eine Nacht, die die Hölle geboren hatte. Als sollten Himmel und Erde bersten, so hatte das Unwetter getobt. Baum-

wipfel waren geknickt, saftstrogende Stämme entwurzelt worden. Schüttenweis war der Regen niedergeströmt, eine klatschende brandende Masse, durchbraust von schmetterndem Windgehämmer. Und dann, als die Regenflut Atem schöpfte, da hatte eine schwere, schwarze zackige Wolke, die einem Ungetüm gleich die letzte Helle verschlang, Hagel und Schlossen ausgespien, die die Schindeln auf den Dächern zerschlugen und, mitten im Sommer zur Eiskruste gehäuft, auf dem Boden liegen blieben. Als die Menschen am Morgen aus den Häusern traten, noch ein Stoßgebet auf den Lippen, da durchfuhr sie ein grausamer Schrecken: was gestern noch in den Gärten gegrünt und geblüht und fruchttreibend auf den Aekern gestanden hatte, lag kraus und zerstampft in Schlamm und Dreck, ein wüster, wirrer, unkenntlicher Haufe! Die Ernte war hin, war völlig vernichtet. Und just die Gemarkung Neuffen hatte des Himmels Zorn am schwersten getroffen.

Herr Heinrich von Neuffen, der Gebieter der Burg und Vater des Jungherrn Gottfried, ritt zu Tal, um nach dem Rechten zu sehen. Immer wieder rutschte sein Gaul auf dem verwaschenen, glitschigen Wege aus. In hundert Rinnsalen rann das Wasser abwärts. Und die Bäume ließen wie eingeschüchtert die Zweige naßschwer gen Boden hängen.

„Edler Herr, es ist ein Unglück sondergleichen!“ Die Bauern umringten Herrn Heinrichs Rosß. „Wovon sollen wir leben? Mit einem Schlage ist all unsere Arbeit zu Schanden gemacht!“

„Und gestern noch — der Flursegen!“ klagte ein

anderer. „Man kann an den Himmlischen irre werden!“

„Wo ist euer Pfarrer?“ fragte Herr Heinrich dagegen. Er war ein gütiger Herr, besorgt um seine Markgenossenschaft. Doch Willenskraft zierte ihn nicht.

„Ja, wo ist Konrad Kamler?“ zeterete Gebhart, das Schneiderlein. „Man könnte fast stutzig werden an ihm und an der Kraft seiner segnenden Hand!“

Eine verlegene Stille trat ein. Ingsheim waren auch andere dem gleichen Gedanken nachgegangen. Seit einiger Zeit, niemand wußte seit wann, lief allershand Gerede um: wer treu zum Kaiser hielte wider den Papst, so hieß es, der diene dem Antichristen, und weiter — ein echter Priester müsse unbeweibt bleiben.

Der Herr von Neuffen trieb sein Ross an. „Ich will den Pfarrer sprechen, holt ihn her — oder nein, laßt es, ich reite selber hin!“ Zwiespältig gingen des Ritters Gedanken.

Der Dorffschenkwirt drängte sich neben das Ross. „Des Pfarrers Weib liegt auf den Tod,“ mahnte er. „Nehmt Rücksicht, edler Herr!“

Heinrich von Neuffen nickte nur. Ihm war peinlich, daß sich ein dichter Schwarm von Männern und Frauen neugierig an ihn heftete. So fuhr er herum und verbat sich die Gefolgschaft, barscher als es sonst seine Art war. Aber es bröckelten nicht alle ab. Manch einer trottete noch hinterdrein, man spürte, ein Ereignis lag in der Luft. . . .

Das Leben der Kranken flackerte nur noch, einem trüben Flämmlein gleich, das unterm Luftzug leidet. Es war, als habe das Unwetter der Nacht die letzte

Kraft des müden Körpers verzehrt. Ein hitziges Fieber war zum Ausbruch gekommen. Der Sterbenden hatte es grelle Todesblumen auf die welken Wangen gezaubert. Und ihre Augen glänzten, als sähe sie bereits des Himmels Seligkeit.

Pfarrer Kamler wusch ihr mit geweihtem Wasser Hand und Stirn und murmelte dabei: „Es sei Dir das Fieber so leicht wie der Jungfrau Maria unseres Herrn Jesu Christi Geburt.“

Dankend neigte sie das Haupt. Und dann brach es trotz der armseligen Stimme, die nur noch zu flüstern vermochte, leidenschaftlich aus ihr hervor: „Als Du Deine geistliche Hochzeit feierdest und die erste Messe lasest, damals war es, daß ich Deiner gewahr ward!“

Voller Güte entgegnete er: „Und bald darauf gab ich Dir den Rina zur Ehe.“

Sie griff nach seiner Hand: „Neut Dich die Stunde? Hab' ich Dich glücklich gemacht?“

Er zog die Tochter an sich. „Sieh auf unser Kind! Wär' sie so hold erwachsen, wenn Gott unseren Bund nicht gesegnet hätte?“

Von der Straße scholl Hufgeklapper herein. Man hörte auch Stimmen. Und dann drang es klar und laut herauf: „Konrad Kamler, kommt herab, ich möchte Euch sprechen!“

In der Kammer horchten sie auf. Und die Sterbende sprach: „Herr Heinrich ist's, Herr Heinrich von Neufen — Mann, wenn er Dir Unheil brächte. . . .“

„Warum sollte er?“ Der Pfarrer folgte dem Ruf. Und die Mutter beehrte von der Tochter: „Bis Du ins Kloster gehst und den Schleier nimmst, sei dem Vater Alles, sei ihm Stab und Stütze! So stark er auch im

Leben steht, weiblicher Obhut kann er nicht entraten. Hart dünkt mich heute der Entschluß, daß wir Dich den Himmlischen weiheten —“

„Mutter, Du sollst Dich nicht quälen!“ Die Tochter kniete nieder am Bett. Sie verschloß den Schmerz der Stunde in ihrem Innern und wahrte klare Augen. „Ihr tatet es — Ihr mußtet es tun“

„Kind, es war Eigennuß.“

„Nicht doch, Mutter, wo Euer Gewissen sprach!“

„Wir dachten nur an uns, trugen Sorge, ob die Himmlischen uns um der eingegangenen Ehe willen zürnen könnten — denn ein Pfarrer soll sich nach kanonischem Recht nicht mehr beweiben —, und wollten den Zorn beizeiten dämpfen, indem wir Dein Leben —“

„Mutter, Du weißt es doch: ich gehe gern ins Kloster!“

„Du bist ein liebes und folgsames Kind. Jetzt redest Du aber über fremde Dinge, weil Du nicht weißt, wie es tut, wenn das Blut im Menschen spricht — horch, was sagt der Vater? Tritt ans Fenster!“ Stoßweis fielen die letzten Worte. Werndrud erhob sich, auch sie hatte des Vaters Stimme vernommen, erregte Laute klangen herauf.

Konrad Kamler war ins Herz getroffen: „Meine Schuld soll es sein, Herr Heinrich, daß heut Nacht die Ernte zerschlagen ward? Mein sündhaft Leben, mein absonderlich Christentum, mein Widerstand gegen päpstliche Gewalt sollen das Unglück verschuldet haben? Wer hat Euch dererlei Dinge hinterhältig ins Ohr geblasen! Verzeiht meine Neugier, mich packt Empörung! Seit fünfzehn Sommern sitze ich hier im Dorf, niemand hat

Anstoß an mir genommen, keiner war gegen mich!
Und nun mit einem Schläge."

Der Herr von Neuffen hob sich im Sattel. „Allzu nachsichtig bin ich gewesen“, entgegnete er, „allzu nachsichtig und gut! Burg und Gemeinde droht schon seit Jahren das Interdikt, weil Ihr dem bischöflichen Hofe anstößig seid. Ich habe geschwiegen und nichts getan, weil die Bauern mit Euch zufrieden waren. Nun aber, wo des Himmels Zorn sich so offenkundig dargetan hat —“

„Des Himmels Zorn? Nur in der Einsamkeit und Stille hören wir Gott in unserem Innern raunen. Glaubt Ihr etwan an die alten Götter, Herr, an Ziu, Wotan und Thor, daß Ihr wähnt, aus eines Gewitters Wucht sprächen der himmlischen Stimmen zu uns? Wenn ich offenerzig rede, verzeiht mir. Wer aber die ganze Nacht an der Seite seines sterbenden Weibes gewacht hat —“

„Habt Nachsicht!“ Abermals mischte sich der Dorfschenkenwirt zu Gunsten Konrad Kamlers ein. Doch eine schrille Stimme zeterete dazwischen, Meister Gebhart war es, der Schneider: „Das ist's ja gerade, weil er beweibt ist! Nicht nur uns, ihn selber züchtigt der Himmel!“

„Mich selber —“ drohend hob der Pfarrer seine schweren Fäuste — „mich sollte der Himmel züchtigen? Ist das auch Eure Meinung, Herr?“ Langsam sanken die Fäuste herab. „Wenn dem so wäre. . . .“ Die Stimme erstarb, den mächtigen Mann verließ der Halt.

Der Herr von Neuffen blickte in die Runde. Und als er wahrzunehmen glaubte, daß die Augen der Um-

stehenden gegen den Pfarrer sprachen, da entgegnete er mit erzwungener Festigkeit: „Wenn Ihr es denn wissen wollt — ja, auch meine Meinung ist es! Ich habe Rats geflogen mit einem hochgelahrten frommen Bruder, einem Mönche aus dem Orden der Minoriten, der seit gestern bei mir auf der Burg weilt —“

Er kam nicht weiter. Mit einem letzten Rest von Auflehnung wandte Konrad Kamler sich ab. Und über die Schulter rief er, als er in der Haustür verschwand: „Laßt Euch auch ferner von dem Fremden beraten. Jezund gehör' ich zu meinem Weibe, es mag ihr letztes Stündlein sein!“

Auf der Straße blieb Verlegenheit zurück, während der Pfarrer treppaufwärts stieg. Herr Heinrich von Neuffen ließ seinem Gaul die Zügel. „Ich will vorerst über die Felder reiten,“ bestimmte er, „will nach dem Schaden sehen. Ruft die Dorfältesten herbei, sie sollen mich begleiten!“ Langsam ritt er von hinnen.

In der Stube trat die Tochter dem Vater entgegen. Sorge und Schrecken standen ihr auf dem Antlitz: „Bis zu uns drangen die hitzigen Worte!“

Konrad Kamler griff nach einem Schemel und setzte ihn nieder zu Häupten des Bettes. „Sie wollen einen Keil zwischen uns treiben!“ beehrte er auf.

Die Kranke bat: „Nimm Platz, Mann, und klage nicht. Meine Stunden und Worte sind gezählt. Und wo ich vor den Thoren der Ewigkeit stehe, schaue ich weiter als andere. Wer den gekreuzigten Jesu finden will, von heiligen Wunden gezeichnet, muß ihn suchen in seines eigenen Herzens Heimlichkeit. So hast Du es mich stets gelehrt, und so wird es schon seine Richtigkeit haben. Die Bischöfe, die Lanzen tragen statt eines

Hirtenstabs und statt der Stola den Schild, sie schreiten wohl einher wie mutige Löwen oder auch wie Eber, die die Zähne wehen. Aber seliger als Du und ich sind sie gewißlich nicht. Gott allein ist das höchste Gut und die höchste Seligkeit. Und Du, Konrad, Du hast Gott wohlgefällig gelebt, so wird er auch Dir — des bin ich sicher — dereinst ein gnädiger Richter sein."

"Frau, Du sprichst mir gut zu!" Seine Augen wurden feucht. "Und trägst doch selber das Schwerste!"

Da tastete sie nach seiner Hand: "Weil mich die Liebe zu Dir stark und fröhlich gemacht hat!"

Stumm saßen sie beisammen. Der Kranken fielen die Lider zu. Ab und an nur flüsterte sie, Worte des Vertrauens, Worte des Trostes.

Es ging gen Mittag, als sie mühsam begehrte: "Mich verlangt nach dem heiligen Abendmahl. Sprichst Du mich frei von Sünde und reichst es mir?"

Konrad Kamler erhob sich. Die Tochter nickte ihm zu. Da begab er sich zur Kapelle des Dorfes, legte Stola und Chorbemd an und schritt zum Altar empor. Aus grauen Wolken stahl sich Sonnengold. Es fiel in den Chor des Gotteshauses und glitt um das Bild des Gekreuzigten.

In Demut senkte der Pfarrer das Haupt, und von seinen Lippen quälte es sich: "Ich habe ein Wohlgefallen gehabt an der Schönheit und Liebe meiner Frau. Soll ich dessen Reue haben? Herr, ewiger Gott, sei mir gnädig gesinnt. Mich hat die Zierde des Weibes, das Du schufst wie Du mich geschaffen hast, just zu jener Stunde überwunden, wo ich Dein Diener ward. Du hast es zugelassen, Allmächtiger, denn Du wohntest in meiner Seele und nicht der Teufel. Und nun rufft Du

die Frau von meiner Seite. Ihre Tage sind gezählt. Als eine Gute, Schlichte und Reine ist sie durchs Leben gewandert. Wenn sie der Läuterung bedarf, so mache es kurz mit ihr im Fegefeuer. In des Himmels Seligkeit hoffe ich sie dereinstens wiederzusehen."

Er schloß das Tabernakel auf und entnahm ihm Kelch und Hostie. Ein Geräusch ließ ihn sich umsehen — ein Mann betrat die Kapelle, im Dunkel des Raumes nicht zu erkennen . . .

Konrad Kamler schloß den heiligen Schrein wieder ab, kniete in Ergriffenheit nieder und schritt dann abwärts vom Altar.

Inmitten des Kirchleins stand Pater Angelus vor ihm. „Entschuldige Bruder in Christo,“ begann er, „hitzige Worte sind zwischen uns gefallen. Uns beiden geziemt es, Frieden miteinander zu schließen.“

Um Konrad Kamlers Weihestimmung war es geschehen. Obwohl er das Allerheiligste in seinen Priesterhänden trug, kroch doch der Wurm des Zornes in ihm hoch, Haß pulste durch sein Blut. „Unsere Wege haben sich nur flüchtig berührt,“ entgegnete er, „es ist besser, sie trennen sich vollends. Freundschaft hegen wir nicht füreinander. Und was Du gegen mich erreicht hast als Gast auf der Burg —“

„Ich tat, was mein Gewissen mir riet.“

„Und warst doch vom Hochmut geblendet! Gib freien Weg — eine Sterbende harret der letzten Zehrung!“

Der Franziskaner trat zur Seite. Er hatte sich in der Gewalt. Aber auch seine Gedanken wanderten abseits der Straße, über die voreinst der Heiland gezogen war.

*

*

*

Am Abend noch gab Konrad Kamlers Eheweib den Geist auf. Es wurde ein sanftes Einschlafen. Verklärten Antlitzes tat sie den letzten Atemzug.

Zur stillen Schönheitsfeier erwachte am nächsten Morgen Gottes herrliche Welt. Der Himmel war licht und klar, und die Sonne breitete über die Erde ihr strahlendstes Festgewand. Trotzdem, in Neuffen blieb das graue Weib, blieb die Sorge hocken. Was der Hagel zerschlagen hatte, die Sonne erweckte es nicht mehr zum Leben.

Pfarrer Kamler und Werndrud begaben sich zum Gottesacker. Auch der Mesner fand sich ein. So begannen sie zu dritt das Grab auszuheben.

Mancher von den Bauersleuten schritt vorüber. Keiner kümmerte sich um die Arbeit des Pfarrers. Erst der Schankwirt beehrte auf: „Was soll das! Ihr als geistlicher Herr! Laßt doch junge Kräfte schaffen!“

Doch Konrad Kamler lehnte ab. „Die Dorfordnung will es so,“ entgegnete er, „daß die Anverwandten selber schaufeln. Auch ist es eine Liebespflicht. Graben wir auch sieben Fuß tief, so denke ich doch, daß der Entschlafenen die Erde leicht werden wird, wenn ich sie selber umwerfe.“

Noch am selben Tage, zur späten Nachmittagsstunde, ward die Verstorbene beigesezt. Und es wurde dem Pfarrer zum stillen Trost, als sich nun doch die Gemeinde zusammenfand. Selbst der schärfste Hezer, der Schneider Gebhart, versagte sich nicht. Das Kapellenglöcklein läutete eifrig wie immer. Vorm Altar stand der Sarg, verdeckt von einem schwarzen Leichen-

tuch, auf das der Tochter flinke Hand noch ein großes weißes Kreuz geheftet hatte.

Die Totenfeier währte nur kurz. Dem Pfarrer erstickten Tränen die Stimme. Als er jedoch die Gemeinde segnete, da durchfuhr ihn die Kraft urwüchsigem Stolzes. Und er schloß wider Regel und Brauch an die hergebrachte Formel Worte an, die manchem hineinzufluchten ins Herz, so daß er schamrot ward. „Ich weiß wohl,“ sprach Konrad Kamler, zwingend in Haltung und Blick wie je, „insgeheim sorgt sich dieser oder jener von euch, ob er auch recht daran tue, seinem Pfarrer heute die Treue zu wahren. Die Aengstlichen mögen gehen, ich halte sie nicht am Sarge. Nur die, die der Toten in Ehrfurcht gedenken und ihres stillen frommen Waltens nicht vergessen, seien mir Weggenossen zum letzten, schwersten Gang. Kein Falsch lebte in meiner Frau, kein Falsch sei unter denen, die ihr folgen.“

Der Dorfshenkenwirt nahm mit anderen Männern die Bahre hoch, auf der der Sarg stand. Sie legten sich die Tragstangen auf die Schulter und schritten zur Kapelle hinaus auf den Gottesacker. Konrad Kamler nahm die Tochter bei der Hand. „Bleib mir zur Seite,“ bestimmte er. Hinter ihnen ordneten sich die Dorfgenossen. Und es waren ihrer nicht einmal wenige, die ein Kreuzifix oder gar eine brennende Kerze in Händen trugen. Keiner sonderte sich ab, denn niemand brachte den Mut auf, sich in der Trauerstunde als untreu schelten zu lassen.

Der Sarg sank in die Tiefe. Die Tochter schluchzte auf. Konrad Kamler aber starrte ins Leere. Anders wahrte er die Fassung nicht. —

Drei Tage ließ er nach dem Begräbnis verstreichen. Dann sagte er zur Tochter: „Mein Kind, nun heißt es wandern. Was Dir insonderheit am Herzen liegt, räume zusammen und bündele ein. Der Schankwirt hat mir seine Karre versprochen. Morgen brechen wir auf.“

Berndrud erschraf: „Vater, ich habe es kommen sehen. Und doch — jetzt, wo es Wahrheit werden soll, von Neuffen fort, fort von der Mutter Grab . . . sei nicht traurig, Vater, es fällt mir schwer!“

Er strich ihr liebevoll über das volle blonde Haar und freute sich an dem seidenweichen Glanz. „Kind,“ entgegnete er, „wenn ich es vermöchte, ich räumte Dir alles Harte und Stachelige aus dem Wege. In Dir wirkt ganz die gute Mutter fort. Du gleichst ihr auch, bist vielleicht noch lieblicher anzuschauen, als sie es einstens war. Ein Pfarrer aber, der das Vertrauen der Gemeinde nicht mehr besitzt, hat den Boden unter den Füßen verloren. Und wenn ich es ertrokte, wenn ich am Orte bliebe, glaube mir, dann lebte ich nicht unserem Heiland zum Gefallen. Denn Zank und Hader, Aerger und Bosheit wäre die Saat, die gedieh.“

„Alle folgten dem Sarge! Spricht das nicht dawider, Vater?“

Nachdenklich schüttelte er den Kopf: „Wenn es geschah, so taten es die Meisten um ihrer selbst willen, und weil in jedem Menschen, selbst im schlechtesten, Goldkörnlein guten Geistes eingeschlossen sind. Lebt auch der Bauer freier als früher, indem er sein Lehen als Eigentum pflegt, so schießen doch alle hinauf zur Burg. Und auf dem Hohenneuffen weht ein Wind —

ich wittere ihn seit langem —, der meiner Art nicht günstig ist.“

Die Tochter seufzte: „Und wohin soll es gehen, Vater?“

Da nahm er sie bei beiden Händen. „Mich zieht es dorthin,“ so lautete sein Bescheid, „wo echte Kaiser-treue wohnt. Nach Smünd im Kemstal wollen wir uns wenden. Ich vertraue, daß sich in der Heimat der Staufer auch für uns ein Plätzchen finden wird.“

In Werndruds Augen schimmerten Tränen. Ihr Mund blieb stumm. Aber ihre Blicke grüßten den Vater in herzlicher Liebe und sagten ihm Gefolgschaft zu.

Und dann begann sie zu räumen und zu packen. Schwer fiel es, die Auswahl zu treffen, was mitzunehmen sei. Aber die Arbeit verscheuchte trübe Gedanken. Rasch ging der Tag dahin. Noch am späten Abend ward das Sterbezimmer mit Thymian und Wacholder ausgeräuchert, um die Spuren des verbliebenen Leibes zu bannen. Und mit der erwachenden Sonne ward vorm Hause der Karren des Schankwirts voll beladen.

„Dein Brauner hat schwer zu ziehen,“ bekümmerte sich Konrad Kamler.

„Er tut es gern,“ behauptete der treue Mann, „nicht für jeden, aber für Euch! Außerdem hat er gestern gekochte Bohnen zum Hafer gefressen. Das schlägt Kraft in die Knochen!“

Die Peitsche knallte. Der Braune zog an. Bald lag Neuffen hinter den Scheidenden.



In Gmünd

In der Wirtschaft zum Becherlehen, außerhalb Gmünds und jenseits der Rems gelegen, ging es hoch her. Das Anwesen war ein Hof der Herren von Rechberg und vom roten Löwen, die als Nachbarn zu den Staufern südlich der Stadt auf trockiger Höhe saßen. Seit Jahren war es Gewohnheit geworden, daß sich die ritterlichen Dienstmannen von den Burgen in der Nachbarschaft Gmünds an bestimmten Markttagen zur Stadt begaben, um dort bei Kaufleuten und Handwerkern ihre Einkäufe zu betreiben. Hinterher trafen sie sich im Becherlehen. Und daß eine durstige Kehle im Widerstreit mit den Geistern des Weins Erkleckliches zu leisten vermag, wurde bei diesen Convivien immer wieder bewiesen.

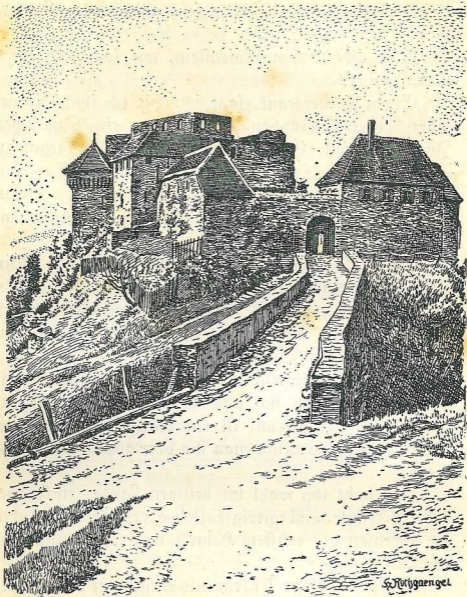
„Ihr festen und frommen Herren —“ der dickbäuhige Wirt fuhr sich mit der Hand über den kahlen Schädel — „ich darf wirklich keinen Wein mehr aus-schenken! In der Stadt läuten die Abendglocken —“

„Was schert's uns! Wir saufen hier draußen über die Glocken!“

„Man wird mich in Strafe nehmen —“

„Die paar Schillinge zapfst Du uns doch wieder ab!“

„— oder mich vom Hofe verjagen!“



Burgruine Rechberg

„Halt Dein Maul!“ Ein langer durrer Gast sprang hoch und packte den Wirt an der Schulter. „Bist Du krank an Sinnen? Non sanae mentis wie es heißt? Jetzt braust Du zur Strafe, weil die Abendglocken ge-

läutet haben, als Nachtwein noch einen Lautertrank —“

„Edler Herr vom Rosenstein, wie sollt' ich, wo's verboten ist!“

„Einen Lautertrank, sage ich, wie ich ihn Dir gelehrt: drei Quäntchen Ceylonzimt, ein Quäntchen Ingwer, dazu Gewürznägelein und Muskatnuß zu einem Maß Weißwein über sechs Unzen Zucker —“

„Es geht doch nicht!“ jammerte der Wirt. „Zehn Stunden müßte die Mischung ziehen in einem Leinensäckchen!“

„Du hast's ja vorbereitet!“ lachte der Dürre. „Bin selbst in der Küche gewesen! Vorwärts, mach' daß Du 'raus kommst, sonst ist's um meine Geduld geschehen!“ Er wirbelte den Wirt um die eigene Achse und stieß ihn unsanft durch die Tür.

Der vom Rosenstein nahm wieder Platz, streckte die langen Beine von sich und gestand voller Behagen: „Solch ein Lautertrank ist ein Lebenselixier, Vinum Hippocraticum nennt man ihn oder auch Hippokrateswein.“

„Ihr habt ihn wohl im heiligen Lande trinken gelernt?“ fragte wißbegierig ein jüngerer Herr, der über die Grenzen der engsten Heimat noch nicht hinausgekommen war.

Empört ob solcher Unkenntnis entgegnete der Dürre: „Im warmen Süden verlangt der Gaumen nach anderem Getränk. Siedend heiß sticht dort die Sonne. Da mundet der Griechenwein, der Malvasier, oder schlimmstenfalls auch ein Vinum Latinum“.

Der junge ritterliche Dienstmann — er stammte von der Lauterburg — wollte noch mehr von fremden Din-

gen erfahren. Doch der vom Rosenstein überhörte ihn, schwang sich zum Sizen auf einen Tisch, ergriff einen fremden Becher, der noch leidlich gefüllt war, hob ihn hoch und begann mit schmetternder Stimme ein Lied zu singen, zu dem er selbst der Dichter war. Er lobte die sieben Tugenden eines Ritters, das Reiten, Schwimmen und Bogenschießen, das Zabelspielen, Fechten, Jagen und Dichten und fügte dann noch als achttes hinzu, daß auch das Trinken zur Tugend werde, so man sich nur darauf verstünde.

Kaum hatte er geendet — lauter Beifall umbrauste ihn —, als ein anderer Becher neben ihn trat und nach der gleichen Weise anhub zu singen, die Worte mühelos aus dem Stegreif dichtend:

„Eine neunte Tugend kenne ich noch,
Sie lebt von Amors Strahlen.
Frau Venus heißt ihre Beschützerin,
Und unter der Sünde Lururie,
So ich arg verliebt wohl bin,
Schafft sie mir süße Qualen.
Wer die hehre Tugend der Liebe nicht kennt,
Als armer Tölpel über die Erde rennt.“

„Friedrich, Deine Gesundheit! Es lebe der Herr von Evensheim! Rosensteiner, Du bist übertroffen!“ Lärmend schollen die Rufe durcheinander. Der junge Sänger ward umringt. Und ein Graubart, der seit Jahren als Soldritter dem Grafen von Nechberg diente, schüttelte dem Gefeierten verb die Hand: „Ein Glück, daß Eure Kehle die Dörrhize im Süden überstanden hat! Wie lange wart Ihr im gelobten Lande?“

Die Antwort entfiel. Mit dem fertig bereiteten Lautertrank betrat der Wirt den Saal. Ein würziger

Duft stieg in die Nasen der Becher, so daß es allen dringlich wurde, ihre Becher zu füllen.

Heinrich von Evensheim schlug dem Rosensteiner auf die Schulter: „Nichts für ungut, Walter, daß ich Deinen Ton benutzte. Mir zuckt es heute durchs Blut“

„Liegt Dir noch immer Deine Heilige im Sinn?“

Der von Evensheim — er stand im Dienste der Staufer — blickte den anderen aus hellen Augen an: „Du hast es erraten! Nach allen Sünden unserer weiten Fahrt — die Weiber des Orients habe ich satt. Mich dürstet nach dem Duft einer heimischen Rose —“

„Ich fürchte, sie wird Dir Stacheln weisen.“

Der Evensheimer warf den Kopf in den Nacken. Aller Frauen erkorener Liebling hieß er. „Das wäre das erste Mal!“ trostete er. Aber er fühlte sich selbst nicht sicher.

Die Herren hatten wieder Platz genommen. Der Lautertrunk mundete gut. Und Walter von Rosenstein erntete manches Lob ob der neuartigen Bereitung. Nachdenklich belehrte er darauf die anderen: „Ich bin weit in der Welt umhergekommen. Zwei Jahre sind's her, daß ich zusammen mit dem von Evensheim nach dem gelobten Lande zog. Und eines ist gewißlich wahr: nur in den Trinkländern findet man fromme, wahrhaftige, kühne, getreue, harte und männlich streitbare Leute. Wo hingegen die Inwohner ihre Sache auf Mäßigkeit stellen, auf Weisheit und überflüssigen Reichtum, da herrschen schändliche Laster wie Unkeuschheit wider die Natur, Meuterei, Verräterei und insbesondere Zagheit vor. Drum, ihr deutschen Herren, trinkt, trinkt ungeschmeckten und ungefärbten Wein!

Ein Becher von ihm stärkt mehr als vierundzwanzig Becher Bieres. Und wenn ihr vom Trinken Beschwerden empfindet, laßt euch ein Aederlein öffnen und sauft dann wieder, bis es kracht! Das ist der beste Rat, den ich euch zur Stunde geben kann."

Lachen und Lärmen umtosten ihn. Und der Wirt und seine Schankmagd bekamen alle Hände voll zu tun, um für neue Füllung der Becher zu sorgen.

Friedrich von Evensheim stieß den Rosensteiner an: „Walter komm, laß uns jetzt heimkehren nach Gmünd. Morgen sollen wir gegen die Stadtkunker Speere verfechten —"

„Du hast wohl Sorge, beim Tostieren in den Sand zu rollen? Glaube mir, der Lautertrank hebt der Schenkel Kraft!"

„Ich bin müde, kommst Du mit?"

Der Rosensteiner sträubte sich: „Ein Trottel bist Du und ein Verliebter! Laß uns noch Käse essen, das macht Durst."

„Ich danke, ich habe genug getrunken."

„So nimm noch etwas Ingwer zu Dir. Auf alle Fälle — ein Stochmachicon ist stets bekömmlich. Derweilen halte ich Umschau —"

„Wo Du noch etwas zu Saufen findest! Nein, Walter, jetzt wird aufgebrochen —"

„Nach Gnadenzell, um den liebenswerten Nönnlein einen Besuch abzustatten?"

„Nein, gradenwegs gen Gmünd! Es ist an sich schon eine Plage, daß wir uns heimlich einschleichen müssen."

Der Rosensteiner schüttelte mißbilligend den Kopf. Er war ein großer starker Gesell, gefürchtet ob seines

gewaltigen Durstes, nicht minder aber auch ob der harten Stöße, die sein Speer bei Turnieren austeilte. Nur einer galt ihm als überlegen. Und das war der Junker von Evensheim. Wenn der Rosensteiner lallte und torkelte, weil er des süßen Weines voll war, wahrte Herr Friedrich noch immer die Haltung. Und so sie im Zoste sich versuchten, verließ Herr Walter wohl un- sanft den Sattel, der andere aber nie.

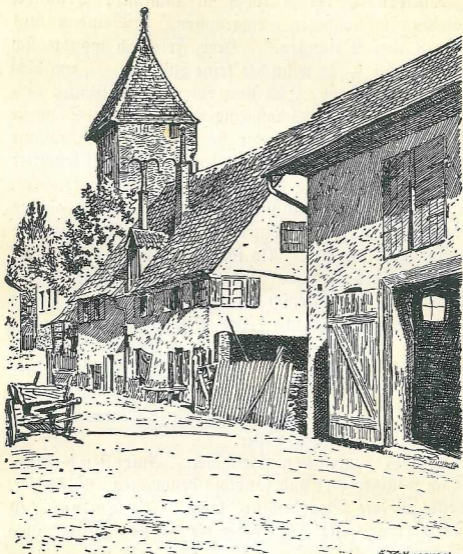
„Der Lautertrank ist ausgetrunken!“ Beklommen verkündete es der Wirt.

„Er lügt!“ behauptete der Rosensteiner und gedachte eine Nachprüfung vorzunehmen. Doch nun packte ihn der Freund am Arm und zog ihn mit Gewalt ins Freie.

Es war eine stille, laue Nacht. Sternübersprüht funkelte der Himmel. Die Höhen am Talrand däm- mertem gegen sein Blau. Und als schwarze steile Schatten wuchsen die Türme der Stadt empor, Wächter für der Bürger Sicherheit.

„Wenn wir erst beim Herrgott sind,“ erklärte der Rosensteiner, „dann ergößen wir uns nur noch am Cypernwein. Denn in den ewigen Freuden beim Himmelskaiser geht es nicht anders her. Ich trage nur die eine Sorge, ob die himmlischen Vorräte auch reichen werden, wenn wir beide selbander einziehen sollten.“

„Denkst Du ans Sterben?“ Friedrich von Evens- heim erwartete keine Antwort. „Ich für meinen Teil, ich hänge am Leben mit aller Blut! Heut war's ein Schicksalstag für mich. Als ich fortritt vom Staufen, flatterte mir gackernd ein Huhn über den Weg, und kurz danach, im Radstetter Tann, trottete der Schatten



F. Rothgangel.

An der Stadtmauer in Schwäbisch-Gmünd

eines Wolfes vorüber — das gab eine wundersüchtige Stimmung."

„Und zum Beschluß triffst Du Deine Heilige? Erzähle, Friedrich, wie gestaltete sich die Anbahnung Deiner jüngsten Liebschaft.“

Hinter den beiden, doch in tüchtigem Abstände, schritten die anderen Zechgenossen. Weindunstlaut gingen ihre Stimmen. Herr Friedrich wandte sich flüchtig um — er wünschte keine Zuhörer —, um alsdann zu berichten: „Ich kam vom Dorfe Maitis herunter und ritt durchs Lenglinger Thal. Vom Sonnenlicht getroffen glänzten die hochgewachsenen Stämme der Tannen, und durch ihre schwarzen Wipfel leuchtete Himmelsblau. Wo der Lichtbach, blumentummelt, sich der Rems vermählt, steht ein schlichtes grobes Holzkreuz. Es trägt keinen Schmuck, ein Heilandsbild hängt nicht an ihm. Als ich näherkomme, entdecke ich jedoch zu des Kreuzes Füßen ein unscheinbar graues Gewand. Ein Mensch lag davor, eine Magd. Sie mochte gebetet haben, ihre Arme umschlangen das Kreuz. Auf die Augen war aber Schlaf gesunken, der Schlummer schwerer Erschöpfung. Einer meiner Knechte rief mir zu: ‚Dort steht eine Karre, hab acht!‘ Ich schwang mich trotzdem von meiner Mähre und trat dem holden Wunder näher.“

Der Rosensteiner mußte lachen: „Ansonsten hast Du Dich weniger zart und kourtois benommen. Friedrich, denke an die Stunden in Jaffa, wie Du nach den Weibern griffest! Je runder die Hüften, je praller die Schenkel —“

„Schweig mir davon! Ich bin kein Ritter von Mutter Grün, schon gar nicht als Dienstmann der Staufer —“

„Schon gut,“ lenkte der andere ein. „Höfische Zucht ist gewißlich eine Krone ob aller Edelkeit. Die Frauen muß man aber halten wie einen Fuchs im Sack: sie haben lange Haare, jedoch einen kurzen Sinn.“

„Ich war behutsam näher getreten,“ fuhr der von Evensheim fort. „Und wenn auch das Auge der Magd von schweren Lidern verdeckt war, nie zuvor sah ich gleiche Schönheit. Wie die Arme das Kreuz umschlangen, wie der schlanke Körper sich streckte! Und dann die Wangen, pfirsichzart, und doch von Sonnenbräune gekräftigt — Walter, mir wurde eigen zu Mut, ich glaube, mein Herz schlug hänglich.“

„Und was geschah weiter? Ich muß gestehen, Du mutest mich sonderbar an. Hat Dich die Magd etwan betört? Gott hat die Gewalt, der Mensch den Wahn.“

„Sie schlief und wachte nicht auf. Und ich hütete mich, das Bild des Friedens zu stören. Als sich meine Mähre aber anschickte, von dem Gras zu rupfen, das rings um die Schlummernde sproßte, da schritt ich mit dem Tiere abseits, auf daß der Blumenteppeich keinen Schaden litte, auf dem die Holde ruhte.“

Den Rosensteiner dachte der Genosß immer seltsamer. Auf der Fahrt gen Süden, im Lande Italia, aber auch im gelobten Lande, da waren sie keiner Lust des Lebens aus dem Wege gegangen, eine brausende tolle Zeit hatten sie bis zur Reize gekostet. Und nun tat der Evensheimer so, als sei er von einem armseligen Weibe verheert, und hatte doch hunderte in seine Arme geschlossen, hoch und niedrig gestellte, stolze und schöne. „Sag,“ begann der Freund zögernd, „liegen Dir am Ende Essen und Trinken schwer im Magen? Wenn der Dunst der Speisen ins Gehirn steigt, dann schläft man leicht, ansonsten — bei gefülltem Gedärm“

Der andere schüttelte den Kopf: „Nichts davon, Walter, Du gerätst auf falsche Fährte. Mir hat Frau Fortuna ans Herz gegriffen, blickschnell ist es mir in die

Augen gefahren! Und nun laß Dir weiter berichten. Mein Knecht hatte recht gesehen, unweit der Schlummernden stand ein Karren. Bei ihm zwei Männer. Der eine ein Bauersmann aus Neuffen, der andere ein Leutepriester. Gmünd war ihr Ziel. Aber der Braune des Bauern tat es nicht mehr, sie hatten ihn ausgespannt. Naß und zitternd lag der Gaul am Boden, mit langem Hals, Schaum vorm Mund. Der Priester stand vor dem Tier und besprach es. Der Bauer kraute sich am Kopf. Ich sagte nur: ‚Vor ein paar Stunden bekommt ihr den Braunen nicht wieder hoch, deckt ihn zu und laßt ihn liegen!‘ Aus runden Augen sah mich der Priester an. ‚Es ist ein Mißgeschick‘, entgegnete er, ‚so dicht vorm Ziel‘ Da erinnerte ich mich der schlummernden Magd. ‚Ich werde euch helfen,‘ tröstete ich, und gab meinen Knechten Anweisung, ein Handpferd vor den Karren zu spannen.“

„Und Deine Domina merkte von alledem nichts? Du hast Dir von ihr keinen Dank geholt?“

Der Evensheimer schüttelte den Kopf: „Eine fremde Scheu hielt mich gefangen. Hinterher bereute ich es. Ich fragte nur nach dem Namen des Pfarrers und nach seinem Quartier in Gmünd —“

„Und bist weitergeritten?“

Herr Friedrich nickte: „Die Zeit drängte, ich mußte traben. Doch morgen, so hoffe ich, beim Zostieren —“

„Gedenkst Du Deine Domina wiederzusehen?“

„So die Himmlischen mir wohlgesonnen sind!“

Da unterdrückte der Rosensteiner das Lachen nicht mehr: „Friedrich, Friedrich, was ist in Dich gefahren! Eine schlafende Magd hat Dir den Verstand geraubt und aus einem kühnen Falken einen sanften Täuberich

gemacht. Ich hoffe nur eins: wenn sich erst Hand und Fuß berühren, dann wird sich Dein Feuer auch wieder entzünden. Und Deine züchtige Domina mag sich erstaunen — "

„Schweig!“ fiel der andere ihm hart ins Wort. „Ich mag solch lose Rede nicht hören!“

Sie standen vor der Stadtmauer. Ein Steg führte über den Graben zu einer verschwiegenen Pforte. Der Rosenheimer murmelte etwas von blinder Verliebtheit — beim Horrüdo Hufu auf der Fährte des Wildes würde sie sich schon wieder legen —, und holte aus seinem Wams einen ungefügigen Schlüssel hervor, mit dem er das Pförtlein aufzuschließen gedachte. Es war nicht das erste Mal, daß er und seine Kumpane nächstens zur Stadt heimkehrten.

„Verdammt!“ entfuhr es dem Rosensteiner. „Das Schicksal hat mich genarrt — ein falscher Schlüssel.“ Immer wieder bohrte er am Schloß, der Bart wollte nicht fassen.

Mittlerweile waren die Genossen fröhlicher Zecherei herangekommen. Auch sie dämpften jetzt ihre Stimmen, um dem Wächter vom benachbarten Bockstor keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Man stand mit ihm in vertraulicher Verbindung und hatte seinen Vorteil davon.

„Findet Herr Walter das Schlüsselloch nicht? Sind seine Augen trübe, weil er zu wenig getrunken hat? Wir hätten ein Rännlein mitnehmen sollen!“ Flüsternd fuhr es durcheinander, dazu unterdrücktes Gelächter.

Der Rosensteiner richtete sich auf: „Bei Gottes Zeugenschaft, wir kommen nicht hinein!“

Jetzt spitzten die anderen die Ohren. Und der

Graubart vom Rechberg begann alsbald grätig zu werden: „Mich zwacht so schon das Zipperlein! Wir können doch nicht im Freien nächtigen, im Wirthshaus des heiligen Julian kampieren!“

„Es ist eine linde Nacht,“ tröstete eine versöhnliche Stimme. „Seht nur, der Mond kommt sogar hoch, gleitet silbern über die Wiesenhegung.“

„Bellt ihn nur an, wie die Hunde tun!“ Mit dem Rechberger war nicht zu spaßen. „Ich will in die Stadt, ich will in mein Bett, will schlafen wie ein Christenmensch —“ Er drang gegen das Türlein vor und entwand dem Rosensteiner den Schlüssel. Aber auch seine Geschicklichkeit erwies sich als unzulänglich.

„Wie wär's, wenn wir in uns gingen und rückwärts schritten in der wonnesamen Nacht? Den Wirt im Becherlehen stäubt' ich schon heraus, der muß aus den Federn, wir saufen von neuem!“ Der Rosensteiner frohlockte. „Bis zum frühen Morgen, ihr Herren, solch eine Gelegenheit —“

„Nichts da!“ Friedrich von Evensheim fuhr streng dazwischen. „Am frühen Morgen sollen wir gegen die Stadtkunker zu Pferde sitzen! Glaubt ihr, es böte ein gutes Bild und nützte der kaiserlichen Sache, wenn wir, vom Weindunst umnebelt, einer nach dem anderen aus dem Sattel kollerten? Nach Gmünd hinein, heißt jetzt die Losung, und wenn wir über die Mauer müßten!“

Die anderen zauderten noch. Und der Rosensteiner murrte: „Ich steche meinen schärfsten Speer, grad wenn ich getroffen habe.“ Doch nach dem Becherlehen zurück, das wollte keinem so recht in den Sinn. Da packte Herr Friedrich den langen Freund bei den Schul-



Schwäbisch-Gmünd, Johanniskirche

tern: „Vorwärts, Walter, stell' Dich gegen die Mauer! Ich schwing' mich auf Deinen Rücken, und heissa bin ich oben!“

Also geschah es. Den Graubart vom Neckberg zogen sie zu zweit in die Höhe, nach ihm die anderen.

Plötzlich hub der vom Rosenstein laut zu klagen an:
„Und ich, wie soll ich's schaffen? Mich habt Ihr wohl
vergessen — Gottes Zorn, solch eine Perfidie!“

Die auf der Mauerkrönung ergöhten sich: „Kehrt
zum Becherlehen zurück, Herr Walter. Der Wirt
wird sich freuen, mit Euch allein!“ Doch Herr Fried-
rich war anderer Meinung. Er nahm sein Schwert
aus dem Wehrgehäng und veranlaßte den Jungherrn
von der Lauterburg das Gleiche zu tun. Sie bogen sich
weit über und hielten die Scheiden nach unten. „Paß
zu, Walter, paß zu!“ So gelangte auch der Rosen-
steiner auf die Mauer hinauf.

„Gotteskreuz!“ fluchte er. „Ein Glück, daß sie noch
so niedrig ist. Bei Affon wär' es uns nicht geglückt!“

Ein schlurrender Schritt nahte über den Wehrgang.
Vom Boßstor kam der Wächter herbei. Er blieb wie
erstarrt stehen, kaum daß er die Windlaterne hob. Da
zischelte ihm der Rosensteiner zu: „Schrei Mordio,
Feuer, Waffena! Feinde sind über die Stadt ge-
kommen!“

Die anderen lachten. Das stellte den Wächter wie-
der ins Leben, und vorwurfsvoll klangen seine Worte:
„Nun hab' ich wider strenges Verbot den Herren den
Schlüssel geliehen, und trotzdem solch ein Uebermut!“

Der Evensheimer klopfte ihm auf die Schulter:
„Zürne nicht, Alter, wir meinen es gut. Wer zum
Schildamt geboren ist, wie wir, der muß sich üben,
auch in dunkler Nacht eine Mauer zu bezwingen.“

„Folgt mir, ihr Herren!“ mahnte der Wächter.
Sie schritten auf dem Wehrgang zum Thor und stiegen
dann nach unten, so wie es sich für ehrbare Männer
geziemt, die aus friedlichem Anlaß nahen.



Die Grät in Schwäbisch-Gmünd

Ganz leise und behutsam wanderten sie dann durch die Stadt, über die Utighofer Gasse zum Marktplatz. Aus den Häusern fiel kein Lichtschein mehr. Der Mond umschmeichelte mit seinem Glanz die Halle der Sankt

Johanniskirche und brachte das Getier an ihren Wänden, die Hunde und Affen, Bären, Löwen, Stiere und Drachen, im Schattenspiel zu seltsamem Leben. Rechter Hand wucherte die Grät empor, das Rathaus, Zeug- und Schachhaus Gmünds. Einer Feste gleich drohte der kraftvolle Bau.

Als sie den Tierbach überschritten, der mit verschwiegenem Raunen den Marktplatz durchströmte, erklärte der Rosensteiner: „Bei Gottes Zeugenschaft, hätten wir dort hinaufgemußt —“ er wies auf die gewaltigen Mauern der Grät — „selbst der Evensheimer hätte es nicht geschafft!“

Die Herren trennten sich, Rechberger Freundschaft begab sich weiter zur Kinderbachgasse, allwo das Stadthaus der Rechberger lag, während sich die Staufer nach links über den Markt wandten. Am Meerstäßchen war ihr Quartier.

Alle suchten flugs ihre Ruhe. Nur der Rosensteiner konnte kein Ende finden. „Ich hab’ einen Durst!“ jammerte er. „Der Menge nach — den Tierbach könnt’ ich aussaufen!“

* * *

Am nächsten Morgen klapperten in aller Herrgottsfrühe Pferdehufe über die Gassen Gmünds. Die Söhne der adligen Herren, die in der Stadt saßen, hatten die ritterlichen Dienstmannen der Lauterburg und des Rosensteins, vom Rechberg und von Burg Stausen zum Waffengang mit stumpfen Speeren herausgefordert. Und da auf beiden Seiten mit großem Eifer zu rechnen war, versprach es ein tüchtiges Stechen zu werden.

Der junge Berthold Klebzagel, der Sohn des Stadtschultheißen, war rührig wie immer, als erster zur Stelle. Sein Verdienst war es, wenn das Tostieren zustande kam. Er sprengte die Bahn des Turniergrabens ab und vergewisserte sich, daß der Platz der Ordnung gemäß mit festen Schranken umfriedet war. Leichtlich konnte es sich sonst ereignen, daß im Eifer des Kampfes den Zuschauern ein Leids geschah.

Vorm Bockstor hatte sich das arme Volk gesammelt. Und jedesmal jubelte es auf, wenn ein neuer Kämpfer nahte. Inseheim erhoffte es sich von warmherziger Begeisterung klingenden Lohn.

„Platz für Herrn Müttel von Treppach!“ Ein zuckelnder Gaul tänzelte durch das Torgewölbe. Der Reiter saß schlecht zu Rosß. Unruhig trieb sein Sporn. Der Kettenharnisch klirrte. „So macht doch Platz!“ Unter den Umstehenden begann ein schadenfrohes Kichern. Der Treppacher galt als närrischer Kauz.

Als er seine Mähre glücklich durch die Menge gebracht hatte, folgte ein achtungsgebietendes Kämpferpaar: die Brüder Johann und Walter von Rinderbach. Auf ihren flachen kantigen Topfhelmen thronte ein ruhendes Rind. Rot leuchtete der Schaft der Kennlanzen, rot war auch das seidene Waffenkleid.

„Sie werden sich insonderheit mit den Staufern und mit denen vom Rechberg häkeln,“ wisperte es unter den Gaffern. „Als Papisten sind sie dem Kaiser gram, und das rote Rind hat von jeher gegen die roten Löwen einen Zorn gehabt.“

Der Zufall fügte es, daß den Rinderbachern auf dem Fuß die Herren von der Stauferburg und vom Rech-

berg folgten, ein stattlicher Trupp. Der Graubart von der Rechbergburg ritt ihm voran. Auf seinem dreieckigen Schild grellten zwei stehende rote Löwen. Der runde Eisentopf war hingegen von ragenden Hirschstangen geschmückt, so daß der Alte — er saß auf hohem stämmigem Schemel — selbst über die Rinderbacher emporkam.

Von neuem rief die Menge: „Macht Platz, gebt Raum!“ Ihr Liebling kam heran, Herr Siefried in dem Steinhaus aus der Hildenbrandgasse. Selbster mit dem Edlen von Sperbersee aus der Waisengasse und dem Herrn von Leineck, dessen Schild nur eine schlichte Schaffschere zierte, kam er angeritten. Herr Siefried hing der Schild an der Schildfessel über dem Rücken, und der Topfhelm schwang am Sattelknopf im Tritt des Rosses hin und her. Die Speerstange hatte der frohgemute Kämpfer schräg auf den rechten Schenkel gestemmt. Und seine leuchtenden blauen Augen blickten kühn und frei unter dem scharfen Rand der Harnischkappe hervor.

„Heil Herrn Siefried!“ jubelten die Armen. Er winkte gnädiglich mit der Hand und wies beim Lachen blinkende Zähne. Wer sonst ein ehrbarer Mann war, klopfte als ein vom Schicksal Geprüfter an der Thür des Steinhauses zu keiner Zeit vergeblich an.

Mit Flötentirillier und Trommelgeklapp und in den Ohren hämmerndem Trompetengeschmetter zogen die Stadtmusikanten auf. Dumpf polterte Paukengedröhn dazwischen. Die Spielleute überquerten die Stechbahn, um Aufstellung zu nehmen. Und Herr Berthold Klebzagel sorgte dafür, daß niemand ihnen den Platz streitig machte.

Mittlerweile hatte sich südwärts vom Bockstor die Krönung der Stadtmauer mit Schaulustigen gefüllt. Teppiche hingen vor den Erkern, bunte Tücher bauschten sich um die Zinnen. Die älteren Geschlechterherren, dazu Bürger und angesehene Handwerker drängten sich auf dem Wehrgang; vor ihnen eine bunte Reihe von Frauen und Mägden, angetan mit den besten Gewändern und dem kostbarsten Schmuck, an dem es im reichen Gmünd nicht fehlte. Denn wenn die männliche Jugend im Kampfe zu Noth ihre Kraft und Geschicklichkeit maß, war es auch den Frauen Bedürfnis, mit der Pracht ihrer Gewandung in Ehren zu bestehen, wenn nicht gar vor anderen zu glänzen oder Nebenbuhlerinnen auszustechen. Die Hitze des Kampfes, so ging die Erfahrung, zündete über den ganzen Platz. Sie ließ aller Herzen höher schlagen, trieb Flammenrot in die Wangen und unterwies die Augen in der Sprache der Liebe, die selbst der Unerfahrenste lernt, wenn das Schicksal ihm wohl will — oder ihn haßt.

Das erste Paar nahm Aufstellung. Berthold Klebzagel gedachte zur Eröffnung des Tages gegen den Reichberger Dienstmann einen Ehrengang zu reiten. Doch er mußte sich noch gedulden. Auf einem mächtigen Grauschimmel, stattig wie er selber, kam jetzt erst der Rosensteiner angesetzt. Geruhsam ritt er inmitten des Platzes, ganz so als sei er der Erste auf dem Plan. Er hob grüßend den Speerschaft nach allen Seiten, gab seinem Gaul die Sporen, so daß das Tier im Steigen den stolzen Bau seiner Glieder verriet, und tat alsdann mit weithin tönender Stimme kund: „Es ist zwar nicht ausgemacht für das heutige Rennen,

trotzdem — ich sehe gleich wider gleich, Rosß wider Rosß! Wer mich aus dem Sattel hebt, dem fällt mein Gaul zu eigen zu. Im anderen Falle —“ der Rosensteiner lachte — „würde ich mir verstaten“ Abermals stieg der Grauschimmel unterm Schenkelzwang seines Herrn und fuhr dann davon im kurzen Galopp.

Auf der Stadtmauer und hinter den Schranken rings um den Turniergraben erhob sich ein Gemurmeln. Beifall und Tadel mischten sich . . . „ein Rosensteiner Rosß zu gewinnen, das lobe ich mir, auf den Hochweiden ziehen sie ein gutes Gestüt“ Bei anderen aber hieß es: „Was maßt sich der Ritter an? Wir bestimmen unsere Gesetze allein, er soll uns mit seinem Hochmut verschonen!“

Ein Trompetenstoß dämpfte die Unruhe. Berthold Klebzagel und der Graubart vom Neckberg ritten an. Schwer stapften die Säule über die Bahn, drohend wiesen die Speere voraus. Doch als die Herren sich nahe kamen, da schwenkten beide die Schäfte hoch und ritten unter Verneigung des Hauptes höflich aneinander vorüber. An den Enden der Bahn wandten sie die Säule und setzten sich tief in den Sattel hinein. Ein neuer Trompetenstoß . . . jetzt wurde es ernst! Die Schilde vor den Leib gepreßt, die Kennlanzen fest unter den Arm geschlagen, so preschten sie gegeneinander an. Speer traf auf Schild, die Schäfte brachen — um ein wenig verrutschte der Städter im Sattel . . . dann waren die Rosse aneinander vorüber. Ein gutes Kennen, Beifall erhob sich, rühmend rief man des Stadtjunkers Namen.

Nun folgte Kampf auf Kampf. Und immer wieder

ertönte der Ruf: „Speere her! Speere her!“ Bunt flatterten die Sattelleider über die Bahn, hell blinkten Helme und Harnische. Bald übersäten Holzsplinter den Platz, Schilde gingen berstend zu Bruch, und manches kunstvolle Wappentier büßte an Farbe und Schönheit ein.

Der Rosensteiner schimpfte. Noch hatte er keinen Gaul errungen: „Sautöße teilen die Städter aus! Ist's ein Wunder? Selbst kirchlicher Segen kann aus Gaisfleisch kein Osterlamm machen! Da sollten aus denen dort kernige Ritter werden?“

Er nahm sich Herrn Walter von Rinderbach zum Gegner. Und bei diesem Rennen gab es den ersten schweren Sturz. Viermal waren sie zusammengeprallt, viermal hatten sich beide im Sattel behauptet. Und unterm Volke hieß es schon, sie seien wahre Waldzerstörer, weil sie so viel Speere verstärken. Da holte der vom Rosenstein aus seinem Schimmel heraus, was nur an Wucht in dem schweren Tiere steckte. Erdkloben flogen hinter die Eisen, hart donnerte der Hufe Schlag. Bug an Bug prallten die Säule. Der Rinderbacher verlor den Halt, rücklings ward er zu Boden geschleudert, unterm Kinnband an der Kehle hatte der Stoß gefessen . . .

Schildknechte eilten herbei, sie richteten den Gestürzten auf. Er war betäubt, kam nur langsam zu sich und schritt dann taumelnden Fußes zur Schranke, rechts und links von einem Knechte gestützt.

Auf der Stadtmauer tat sich Bestürzung kund: „Herr Walter, einer unserer besten Kämpfer!“ Auch die Mutter des Besiegten verlor die Beherrschung: „Alles muß man für ihn tun!“ Eben noch hatte sie

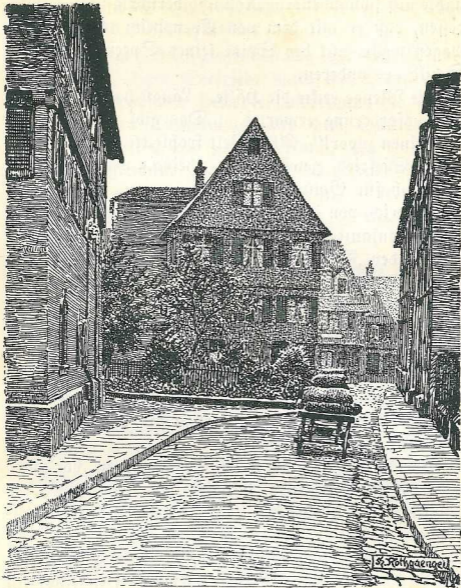
den Sohn gerühmt, voller Ueberheblichkeit von ihm gesprochen, und nun rechte die Sorge sich riesengroß. Sie verließ ihren Platz und strebte nach unten, um nach dem Rechten zu sehen.

Die Musikanten aber bliesen und spielten mit verdoppelter Kraft ihre lustigste Weise, um jedes Unbehagen zu dämpfen. Und der Rosensteiner trug Sorge, daß ihm das ledige Ross des Kinderbachers als Siegespreis zugeführt wurde. Doch er gewann keine rechte Freude an ihm. Auch der Gaul hatte schwer gelitten. Er lahmt mühsam heran, seine Brust war zerrissen und troff von Blut.

„Es war ein harter und unsauberer Puneis,“ gab der Rosensteiner zu, „ganz wider gute Regel. Ein Wunder, daß mein Grauschimmel keinen Schaden genommen hat!“

Als nächster rollte Herr Müttel von Treppach in den Sand. Mühelos hatte ihn der alte Rechberger Kämpfe durch einen Stoß auf den Schild aus dem Sattel gehoben. Und als Herrn Treppachs Gaul — diesmal war es nur ein sanfter Zusammenprall gewesen — nach dem Sturze wie verduzt stehen blieb, den Kopf abwärts bog und seinen Herrn teilnehmend beschnupperte, da setzte es unter den Zuschauern ein fröhliches Gelächter. Und es wuchs sich zur dröhnenden Heiterkeit aus, als ein Spassvogel rief: „Lad' ihn dir nur wieder auf, Brauner, jetzt tut er dir nichts mehr zu Leide!“

Der Rosensteiner hatte den Helm abgebunden, um Atem zu schöpfen. „Traun,“ sagte er und wandte sich dem von Evensheim zu, „mit Dir ist heute kein Staat zu machen. Erst zweimal bist Du über die Bahn



Am Turniergraben in Schwäbisch-Gmünd

gegangen. Sitz Dir der Lautertrank noch im Gedärm?"

Herr Friedrich wurde der Antwort enthoben. Der Stolz der Stadt, Herr Siefried in dem Steinhaus,

nahte auf schraubendem Ross und berührte zum Zeichen dessen, daß er mit dem von Evensheim ein Rennen wagen wolle, mit der Spitze seines Speerschaftes den Schild des anderen.

Die Menge reckte die Hälse. Längst hatte man diese Herausforderung erwartet. „Das gibt einen Kampf wie keinen zuvor!“ Alle Welt frohlockte. „Und wenn Herr Siefried gewönne — heissa, wär' das ein Triumph für Gmünd!“

Friedrich von Evensheim hielt auf dem Anritt. Die Kennlanze lag ihm noch locker in der Hand. Er wandte den Kopf zur Mauerbrüstung und suchte nach einem Anstüz . . . vergebens suchte er immer wieder: die Holde, die er zu Füßen des Kreuzes im Lenglingertal erschaut hatte, sie war nicht erschienen, sie hielt sich fern! Auch der Pfarrer war nicht zu entdecken . . .

Die Trompeten riefen mit gellendem Klang. Da stemmte Herr Friedrich die Beine in den Bügel, sein Hengst hob sich zu scharfem Galopp, Kettengeringel und Brustkacheln klirrten.

Von drüben flimmerte der Gegner heran, vor einer Staubwolke blinkende Eisenplatten, leuchtend der Schild, eine grellgrüne Lanze, flatterndes Sattelkleidgewoge . . .

Noch einmal drehte Herr Friedrich das Haupt . . . die Gesichter auf der Mauer schwammen in eins, ein fließendes Farbgemisch schien das Ganze, Tücher, Teppiche, bunte Kleider —

Da stolperte sein Gaul über Lanzenrümmen. Hart riß er am Zügel, das Tier bäumte auf. Herr Friedrich warf sich nach vorn. Ein Schatten vor ihm, ihn selbst traf ein Stoß, tief auf die Brust — sein Gaul

stieg hoch, schlug wild mit den Hufen in der Luft, wieherte und stürzte hintüber . . .

Die Menge jubelte los, unbändig war ihre Freude: ihr Liebling, Herr Siefried, hatte das Rennen gewonnen! Brausende Heilrufe umdröhnten die Bahn. Denn wer den Evensheimer aus dem Sattel stach, der war gewißlich ein ganzer Mann, ein Held und Ritter ohnegleichen. Und das es just einem Gmünder Stadtkind geglückt war . . . „Heil, Herrn Siefried! Heil unserem Herrn Siefried!“ Nicht enden wollte der Freudentaumel.

Inzwischen hatten sich die Schildknechte um den Gestürzten bemüht. Der schwere Gaul hatte sich über ihn hinweg gewälzt. Regungslos lag Herr Friedrich auf dem Boden, die Kennlanze noch in der Rechten. Auch der Rosensteiner war abgeseffen und eilte zu Fuß herbei, so schnell es ihm Eisenhose und Kettenharnisch nur irgend erlaubten. „Nehmt ihm den Helm ab!“ schrie er. „Deffnet das Hersenier! Bei Gottes Zeugenschaft — das war ein häßlicher Sturz!“

Allmählich verstummte auch unter den Zuschauern der Jubel. Man begriff — etwas Böses hatte sich ereignet.

Herrn Friedrichs Antlitz war totenbläß. Blut leckte aus einer Wunde am Kopf, als die Harnischkappe gelöst war. Der Rosensteiner beugte sich tief hinab und lauschte — lauschte eine ganze Weile . . . „Gottlob,“ flüsterte er dann, „er lebt! Hätte er sich's Genick gebrochen — angesichts dieser Gaisfleischritter“

Eine Tragbahre wurde gebracht. Sorgsam betteten

sie den Ohnmächtigen auf ihr und trugen ihn vom Plaze.

Der Rosensteiner zerrte am Gaul, der mit schlagenden Flanken auf der Seite lag: „Dummes Luder, Du bist an allem Schuld, Du bocknäsiges Vieß!“ Er versetzte dem Tier einen zornigen Tritt und stapfte alsdann hinter der Bahre her.

Das Tjostieren nahm seinen Fortgang. Das Glück blieb nunmehr den Städtern hold. Herr Friedrich von Evensheim wurde aber in das staufische Quartier am Markt gebracht. Seine Sinne kehrten vorerst nicht wieder. Des Abends glomm Fieberhitze in ihm hoch. Und während der Nacht redete er irre.

* * *

Es war am nächsten Morgen und zur Stunde, wo der fleißige Mensch das Aufstehen gerade hinter sich gebracht hat, als Herr Walter von Rosenstein den Klopfer an der Thür des Kügeleinmachers Augustin Perwanger rührte. Er mußte sich gedulden, ehe ihm geöffnet wurde. Der Meister erschien selbst, er schlug jedoch nur den oberen Laden der Thür um ein wenig nach außen. „Gott helfe Euch!“ sagte er. „Was wünscht der Herr?“ Es klang nicht gerade freundlich. In des Meisters Augen lag Abweisung.

„Dürfte ich nicht näher treten?“ Der Rosensteiner ließ sich nicht beirren. „Zwischen Thür und Angel läßt sich nicht jedes Ding bereden.“

„Kommt Ihr von wegen des Handwerks?“ Augustin Perwanger klinkte jetzt auch den unteren Laden auf, blieb aber vorerst im Eingang stehen.

„Nein,“ entgegnete der Rosensteiner. „Ich komme

eines Siechen wegen und möchte Euren Hausgast sprechen, Pfarrer Kamler soll er heißen."

Der Kügeleinmacher gab Raum und rief zur Kammer neben der Werkstatt: „Konrad, ein Ritter verlangt nach Dir!“ Er selber nahm am Arbeitstisch Platz und fuhr in seiner Beschäftigung fort, zierliche beinerne Kugeln auf ein Schnürlein aufzureihen, so daß ein Paternoster entstand.

Konrad Kamler betrat die Werkstatt. Seiner Größe wegen mußte er sich im Türrahmen bücken. Achtungsvoll maß ihn der Rosensteiner mit seinen Blicken: „Ihr seid der Pfarrer von Neuffen?“

„Ich war es, suche nun einen anderen Fleck Erde, verleidet ist mir der Ort —“

Der Kügeleinmacher blickte auf. Unmut huschte ihm über das Antlitz. „Wärest Du verständig gewesen,“ grollte er, „so läge Dir Neuffen noch heut am Herzen. Erst seit dem Tage, wo Du meine Schwester zur Ehe begehrtest —“

„Schwager!“ Der Pfarrer hob gebieterisch die Rechte. „Verleide mir nicht den Dank für gewährte Gastfreundschaft!“

„Und doch bleibe ich dabei — es war eine Untat, und Gottes Segen hat wahrlich nicht auf euch beiden geruht!“ Barsch wandte sich Augustin Perwanger ab.

Der Pfarrer hingegen wies auf die Tür und sagte freundlich zu dem Ritter: „Mich dünkt, Herr, wir treten besser ins Freie, um Euer Anliegen zu besprechen.“

Der Rosensteiner zuckte mit den Schultern: „Wie es Euch genehm ist!“ Und auf der Gasse fuhr er fort: „Mir ist's nicht gerade leicht gefallen, den

Schritt zu Euch zu lenken. Wo es sich aber um ein Menschenleben handelt und dazu um den wackersten Genossen meiner Fahrten —“

„Wünscht jemand meinen geistlichen Beistand? In Smünd ginge es nicht an!“

„Nicht Euren Beistand, Pfarrer Kamler, den Beistand der Magd suche ich nach, der Magd, die mit Euch reiste.“

Konrad Kamler blieb stehen: „Von meiner Tochter wünscht Ihr etwas? Herr, ich will nicht hoffen, daß Ihr ein übles Spiel treibt. Mein Kind ist fremd in Smünd. Und wer ihrer Ehre zu nahe treten würde —“ Seine Fäuste ballten sich.

Der Rosensteiner hatte aufgehört. Also eines Pfarrers Tochter war des Evensheimers Domina! Insoheim mußte er lachen, immer törichter dachte ihn die Verliebtheit. Und so sagte er geradheraus, um zum Ziel zu gelangen: „Der, der Eure Karren wieder in Schwung gesetzt hat, als Eure Mähre am Wege lag, er liegt nun selbst darnieder, im Tjost gestürzt, fieberheiß —“

„Der Ritter von Evensheim?“ Lebhaft fiel ihm der Pfarrer ins Wort. „Er war es, der uns geholfen hat? Ich habe von dem Ausgang des Rennens gehört, alle Welt spricht über den Smünder Triumph!“

Seringschätzig lehnte der Rosensteiner ab: „Einen Triumph nennt Ihr das, wo Herr Friedrich nur failliert hat? Laßt ihn erst wieder im Sattel sitzen, und Euer Herr Siefried —“

„Führt mich zu dem Siechen,“ forderte der Pfarrer, „Gottes Beistand will ich für ihn erflehen!“

Doch der Rosensteiner beharrte: „Nehmt Euer

Töchterlein mit. Ich sorge, nach Eurer tiefen Stimme verlangt Herrn Friedrich kaum. Wenn aber eine zarte Hand — in allen Züchten, Ihr versteht! — über seine Stirn glitte, dann möchte der schlimme Alb weichen. Der Kranke redet irre, Unrast quält ihn. Eine weiße Taube, so wähnt er, müsse ihm zu Hilfe kommen. Und mir will scheinen, er denkt dabei —“

„An mein Kind?“

Der Rosensteiner nickte: „Just an sie!“

„Und wie erklärt sich solch Verlangen?“ Es klang nach starker Zurückhaltung.

Der Ritter zuckte die Achseln. „Ich weiß nur das Eine: er hat sie am Begrabnis liegen sehen, im schlichten Gewand, am Fuß eines Kreuzes. Und das Bild der Schlummernden —“

„Water!“ rief es vom Hause des Kügeleinmachers her. Angstvoll klang die Stimme. Und noch einmal: „Water!“

Da eilte Konrad Kamler von hinnen. Er schloß die Tochter in seine Arme. Tränen blinkten ihr in den Augen. „Was ist, mein Kind?“ forschte er. „Wer hat Dir weh getan?“

Sie schluchzte an seiner Brust. „Er läßt nicht davon ab,“ wimmerte sie, „zu mir von Deinen Sünden zu reden. Er schmäh't seine Schwester, unsere Mutter! Qualvoll ist es für mich . . .“

Der Pfarrer zog sie mit sich fort. „Komm,“ sagte er, „Du sollst ein gutes Werk tun, sollst dem Ritter helfen, der uns beistand in Not.“

Willenlos schritt sie neben dem Water her. Sie merkte es kaum, daß der Rosensteiner sich anschoß und

mit fürwitzigen Blicken ihr Antlitz und ihren Wuchs überprüfte.

Und dann stand sie vor dem Siechbettlager, in einen kahlen nüchternen Raum. Auf dem ungefügen Tisch an der Wand lagen, wirr durcheinander geworfen, Rüstungsteile und buntpfarbene Bekleidungsstücke. Keinerlei Schmuck zierte das graue Gemach. Durch das schmale Fenster drang ein verstohlener Sonnenstreif. In ihm tanzten Sonnenstäubchen.

„Was soll ich, Vater?“ Wernerdrud erschrak. Sie schmiegte sich dicht an Konrad Kamler. Angstvoll starrte sie auf den Kranken.

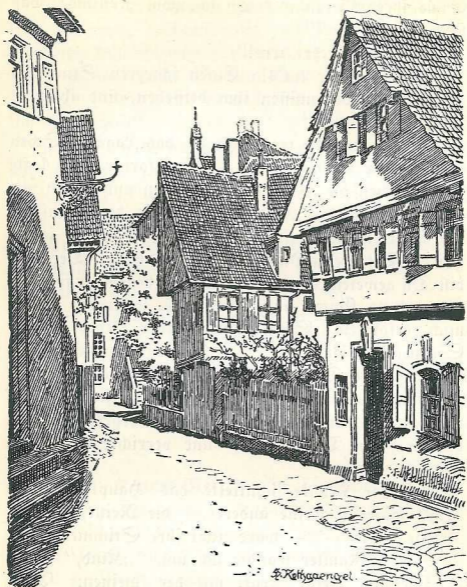
Der hob langsam den Arm und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Fast schien es, als umspiele ein Lächeln seine Lippen.

Der Rosensteiner hatte sich zurückgehalten. Jetzt schlich er auf Zehenspitzen näher. „Wartet es nur ab,“ zischelte er, „gleich wird er wieder reden. Schlimm war es während der Nacht. Ich habe an seinem Lager gewacht. Ein wenig ruhiger ist er schon geworden.“

„Vater, laß uns gehen,“ bat die Tochter. Ihr ward seltsam zu Mute in der fremden Umgebung. Sie begriff nicht, was sollte sie hier — ihr Magdstolz regte sich . . .

Da neigte der Sieche sein Haupt zur Seite, so daß das Sonnenlicht das dicke braune Haar liebteste, und flüsterte mit sehnsüchtiger Stimme: „Sie sagen, Sankt Peter mache das Wetter. Wer von den Himmlischen schafft nun die Liebe? Das wüßt' ich gern, auf daß ich zu ihm beten könnte.“

Die im Zimmer blieben stumm. Und der Evens-



Waisenhausegasse in Schwäbisch-Gmünd

heimer fuhr fort. Langsam, wie schwere Tropfen fielen seine Worte: „Oder tut es nur not, auf die Stimme der Tiere zu hören? Dann lauschte ich gern Frau Nachtigall mit ihrer schluchzenden Klage und der

Süße ihres Gesanges. Ob ich wohl verstünde, was sie verriete . . . ?“

„Vater, er redet irre!“

„Ja, Kind, er tut's! Einen schweren Sturz hat er getan. Wir müssen ihm beistehen, sind ihm zu Dank verpflichtet.“

Konrad Kamler trat dicht an das Lager. Scheu hielt sich die Tochter zurück. Der Pfarrer aber legte dem Siechen die Hand auf die Stirn und sprach mit ruhiger Stimme: „Gemeinhin folgen die Menschen den Worten mehr als den Werken. Du hast jedoch mit der That Deine Nächstenliebe offenbart. Der erste bist Du gewesen, der mir als Vertriebenem in fremder Gemarkung Gutes angeeignet lieh, während andere mich verfolgten. So flehe ich in aller Demut Gottes Segen auf Dich herab. Die Himmlischen mögen Dir beistehen und Dein Leiden mildern. Und so ich die Kraft in meinen Händen habe, Dir die Fieberhitze zu nehmen, auf daß Dein Verstand zurückkehre, so ströme die Kraft in Dein Gehirn und verrichte ein gutes Werk.“

Doch der Kranke schüttelte das Haupt. „Nicht Du,“ sagte er, „eine andere — die Keine, die am Kreuze ruhte — — ward nicht ihre Stimme laut?“

Pfarrer Kamler wandte sich um. „Kind,“ sprach er, „vereine Deine Kraft mit der meinen. Setze Deine Hand auf sein Haupt. Höre, wie er danach verlangt!“

Gehorsam trat die Magd vor. Ihre Lippen murmelten ein stummes Gebet. Züchtig schlug sie die Augen nieder. In ihren zarten Wangen pulste aber rotes Herzblut.

„Ich bitte Dich, heilige Jungfrau —“ flüsternd ging ihre Stimme, während sie mit den Fingern die Schläfen des Siechen berührte —, „verschaffe ihm Linderung und Heil. Meinem Vater war er freundlich gesonnen. So ziemt es auch mir, ein Wörtlein für ihn einzulegen.“

Ganz still hatte Herr Friedrich gelegen. Und dann strömte es von seinen Lippen: „Die Taube ist da, die weiße Taube ist gekommen! Segen breitet sie über mich aus!“

Vater und Tochter traten zurück. Und Konrad Kamler sprach, indem er die Hände faltete: „Möge ihn der Heilige Geist stärken und befrieden!“

Dem Rosensteiner aber riet er, als sie gingen: „Gebt ihm nur leichte Speisen, wenn er zu sich kommt, um das Blut und den Lebenstrieb nicht zu erhitzen. Vorerst muß er der Ruhe pflegen. Ich hoffe, das Fieber währt nicht lange.“

* * *

Zwischen Konrad Kamler und dem Bruder seiner verstorbenen Frau ging es gegen Abend hart auf hart. „Unrecht ist es von Dir,“ erklärte der Pfarrer, „bitter Unrecht sogar, dem Kinde mit Deinen Klagen in den Ohren zu liegen. Was hat Werndrud mit meinem Leben und mit meinen Sünden zu tun! Ich selbst habe mich dereinst vor Gott dem Allmächtigen zu verantworten —“

Höhnisch lachte der Kügeleinmacher auf: „Deine Sünden? Nun nennst Du das Ding beim rechten Namen, endlich ist's so weit! Aber meine Schwester,

meine arme gute Schwester, sie hast Du um die ewige Seligkeit geprellt!"

Der Pfarrer schlug die Hände ineinander, um sich zu beherrschen. „Es gibt ein wahres Wort,“ entgegnete er, „daß es neue Sünde bedeute, auf Gott seine Schuld abzuwälzen. Und so will auch ich mich hüten, dem Herrn vorzuwerfen, er habe mich zum Priester bestimmt und doch meine Ehe zugelassen. So gewislich wir Gotteskinder sind, so sicher steht auch, daß wir des Schöpfers Stimme inwendig in uns vernehmen. Hundertmal habe ich mein Gewissen erforscht, nie hat es mich um der Beweißung willen gemahnt —“

„Du redest abwegig, Rom hat Priesterehen verboten!“

„Viele handelten trotzdem wie ich! Geh aufs Land, schau Dich um in den Dörfern —“

„Dort scheint nicht die Sonne echten Christentums!“ Immer hitziger fielen Rede und Gegenrede. „In den Städten allein leuchtet die Fackel der Erkenntnis. Frage die minderen Brüder, die in unseren Mauern wohnen. Der heilige Franziskus selber hat uns die ersten hergesandt.“

„Schweig mir von ihnen!“ Langsam stemmte sich Konrad Kamler hinter dem Tische hoch, an dem sie saßen. „Der Heiland hat gelehrt, liebet eure Feinde, so muß auch ich —“

„Merkst Du, wie Dein Gewissen sich regt!“ Augustin Perwanger bog sich voller Erregung vor. Unbeweißt ging er durchs Leben. Der Eifer des Asketen leuchtete ihm aus den Augen. „Tag für Tag,“ zischelte er, „arbeite ich an heiligen Dingen. Bei jedem Kügelein, das ich verfertige, flehe ich um der Himmlischen Segen.“

Wahrlich, Dir hätte es gefrommt, Du wärest Deiner Sinneslust beizeiten Herr geworden, mit Kräutern, Kasteien und Abtötung —“

„Schwager! Ich bitte Dich — beim Andenken Deiner Schwester!“

„Die Aermste! Ob ich sie noch retten kann —“

„Gemach, gemach —“ über die Hauschwelle trat ein Fremder, der Rosensteiner war es —, „ansonsten vertraut man Nachbarn und Vorübergehenden nicht gerade *intima secreta* an. Ihr habt aber Glück, die Gasse ist leer. Item — ich komme, um dem Pfarrer zu berichten — sein und seiner Tochter Bespruch haben genügt, meinem Freunde geht es besser.“

„Ist das Fieber gewichen?“

„Herr Friedrich ist zu sich gekommen, redet ganz wie früher und bittet Euch, Ihr möchtet ihn sogleich noch ein zweites Mal besuchen.“

Konrad Kamler nickte: „Gern will ich's tun. Doch versteht, zu dieser späten Stunde wird meine Tochter mich nicht begleiten. Sie verrichtet in der Johannis-kirche ihre Abendandacht.“

„Eure Anwesenheit allein wird genügen!“ beeilte sich der Rosensteiner zu versichern. Er hatte zwar anderen Auftrag, doch er verschwieg ihn. Sein Vertrauen zu des Pfarrers heilbringendem Einfluß war seit dem Morgen ins Unbegrenzte gewachsen. Aufrechtig bewunderte er zudem den Mann, der von stattlicherem Wuchse war als er selber. So gab er sich ganz anders wie sonst, mäßigte seine Zunge und begleitete Konrad Kamler in achtungsvollem Geplauder bis ins Krankenzimmer. —

Als der Pfarrer eine knappe Stunde später die Johanniskirche betrat, war es vollends Nacht geworden. Am silberfarbenen Himmelrand sponnen fedrige Wolkenreste zarte lichtweiße Schleier. Die ersten Sterne lugten hindurch. Von der Abendhelle des klaren Sommertags drang jedoch nur ein schwacher Schimmer in das Innere des Gotteshauses. Graudämmern lag in ihm.



Portal an der Johanniskirche in Schwäbisch-Gmünd.

Vorn Altar der Mutter des Herrn, mit reichem Blumenschmuck geziert, kniete eine einsame Veterin. Inbrünstig ging ihr Flehen: „Ich will tragen, was Dein Sohn mir auferlegt. Und preisen will ich die Stunde, die mir den Schleier gibt. Beschirme ihn, Du Gnadenreiche, keiner ist besser und edler als er . . .“

Werndrud hatte das Kommen des Vaters nicht bemerkt, des Vaters, für den sie gebetet hatte. „Kind,“ flüsterte er, „nun ist's genug, laß uns nach Hause gehen.“

Gehorsam folgte sie. Und draußen gestand er:
„Schwer fällt es mir, des Schwagers Dach noch einmal über mich zu bringen.“

Sie hing sich an seinen Arm, ganz Vertrauen und so innig, als wäre sie ein Stück von ihm selbst. „Ich begreife, Vater, und doch“

„Wir müssen es über uns gewinnen. Es bleibt uns für heut keine Wahl. Groß war die Enttäuschung. Hart lastet des Himmels Hand auf uns.“

„Vater, das darfst Du nicht sagen. Wer leidet, überwindet das Leben und darf sich selig preisen!“

„Du junges Ding, Du gutes Geschöpf, Du mein Stolz und all meine Liebe! Du sprichst von Ueberwindung des Lebens und hast ihm kaum in die Augen geschaut.“

„Mich drängt es auch nicht, das Leben kennen zu lernen. Wo ich bestimmt bin für den Schleier – Dein Wille, der Mutter Wille.“

Konrad Kamler durchfuhr es wie ein Weh. Und leise wiederholte er: „Der Mutter Wille, mein Wille.“

„Vater, ist es nicht so? Und verdienen will ich es mir, daß ich würdig werde dereinst –“

Er straffte sich: „Werndrud, der Tag wird kommen, bald genug wird er kommen! Heute aber umdräut uns eine andere Sorge: Du bist nun mein einziger Lebensgenos. Wohin sollen wir uns wenden? Beim Bruder der Mutter geht es nicht mehr –“

„Nein, Vater, ich hielt es nicht aus.“

„So müssen wir weiter, morgen schon!“ Prüfend sah er ihr ins Auge. „Bist Du für morgen bereit?“

„Wenn Du es wünschest – zu jeder Stunde! Und wohin soll nunmehr der Weg uns führen?“

Er zögerte mit dem Bescheid, fast so, als scheue er die Verantwortung: „Man hat mir ein Angebot gemacht — Du weißt, über allem steht mir die Treue zum Kaiser, und wo ich spüre, daß sie echt und beständig blüht —“

„Dorthin zieht's Dich, Vater! Ist es nicht so?“

„Ja, mein Kind. . . .“

Er verstummte, ein Trupp von Männern schritt vorüber. Laut ging ihre Unterhaltung. . . . „und laßt den heiligen Vater unsere Stadt zum zweiten Male bannen, wir halten trotzdem treu zum Kaiser! Nicht anders wie die Herren vom Reichberg und vom Rosenstein! Im Unrecht ist der Rinderbacher! Die Staufer sind unsere Herzöge — so bleiben wir staufisch allewege — — selbst wenn andere Laueheit verraten — — — unser Stolz — — — — gut kaiserlich — — —“

Die Stimmen verklangen. Der Pfarrer blieb stehen. In seinen Augen lag ein Frohlocken. „Wern-drud“, sagte er, „Du hast's gehört, was jene so herzerquickend sagten. Mich zieht's just auf den Rosenstein. Sie haben auf ihm keinen Kaplan, er ist vor kurzem verbliehen. Folgst Du mir, Kind? Der Rosenstein ist eine uralte heilige Stätte. Ich vertraue dem Schicksal — man wird uns dort oben freudigen Herzens empfangen!“

Auf dem Rosenstein

Um die Felskronen des Rosensteins woben sich zarte Nebelschleier. Ab und an nur hob sich ein Luftzug und wirbelte sie durcheinander. Herbstsonne leuchtete über der Höhe. Braungold hatte sich der Laubwald verfärbt. Blatt um Blatt taumelte zur Erde und fand sein Lager auf feuchtem Grund.

Ueber den Bergweg, der vom Dorfe Heubach aufwärts führte, ritt ein Trupp Gewappneter. Friedrich von Evensheim war ihr Führer. Den Ehrenplatz zu seiner Rechten gönnte er aber einem anderen, einem Mönche in der weißen Kutte der Dominikaner.

„Gott hat seine Hand,“ so sprach der geistliche Herr, „sichtbar über dies Land gebreitet und all seine Liebe im Reize seltener Schönheit offenbart. Solch Farbenjubiläum erschaute ich nie, selbst nicht im Lande Italia. Seht nur, wie der Tau in den Gräsern funkelt, edlem Geschmeide gleich!“

Herr Friedrich nickte lebhaft: „’s ist heute ein Gnadentag, ein Gnadentag besonderer Art. . . .“ Seine Augen spähten dabei voraus, immer drängender ward der Tritt seiner Mähre. „Dort ist das erste Verhau!“ erklärte er voller Eifer. „Wir sind am Ziel!“

Es ging über einen Wolfsgraben hinweg und durch das Thor einer spitzköpfigen Palisadenwand. Die

Reiter hielten im Zwinger, der außerhalb der Burg auf schmalem Bergsattel lag.

Eine fluchende Stimme ward vernehmbar: „Das nennst Du Rosse beschlagen? Soll's Dir meine Faust in den Schädel hämmern, wie die Eisen sitzen sollen?“ Der Rosensteiner sah nach den Säulen. Voller Zorn durchfuhr er die Ställe.

Friedrich von Evensheim rührte mit dem Speer an einer windschiefen Tür: „Holla, Walter, komm herfür, Gäste harren Deiner —“

Da flog der Türflügel ächzend nach außen, als habe eine Windsbraut ihn gefaßt, und mit einem gewaltigen Saß stand der Rosensteiner vor dem Freunde: „Friedrich, Du? Gottes Glück, solche Freude. . . .“

Er schüttelte dem anderen die Hand, als gelte es, sie ihm auszureißen. Und dann stürzte Frage nach Frage von seinen Lippen: „An Dir ist nun alles wieder heil? Die Gedärme, der Leib, die Knochen? Bist wieder sattelfest geworden? Kannst Brünne, Helm und Waffen tragen und um Dich hauen und stechen wie je?“

Der Evensheimer mußte lachen: „Wie ein Gießbach übersprudelst Du Dich! Deine Fragen verschiebe auf später. Hier ist Herr Heinrich von Hall —“ er wies auf den Dominikanermönch —, „ich habe ihn hergeleitet, und zwar auf Geheiß des hochmögenden Herrn Gottfried von Hohenlohe!“

Der Rosensteiner verneigte sich: „Dann ist's eine wichtige Sendung, denn der Hohenloher, unseres jungen Königs treuester Berater . . . ihr kommt aber vor ein leeres Nest, der Herr der Burg ist für länger ausgeflogen, gen Italien, mit seiner Eheliebsten —“

„Ihn suche ich nicht.“ Der Dominikaner bot dem Rosensteiner die Hand. „Mich gelüstet vielmehr, mit Eurem neuen Kaplan vertrauliche Rücksprache zu pflegen.“

Herr Walter hob wie schnuppernd die Nase. „Mit Konrad Kamler, meinem Freunde? Eia, den könnt Ihr sprechen. Er findet gewaltige Worte, wenn er uns des Sonntags oder an hohen Festen ins Gewissen redet. Ganz so wie ihn stelle ich mir den Erzengel Michael vor oder auch den heiligen Georg mit der Lanze.“

„Wo treffe ich den Pfarrer?“

„Ich werde Euch geleiten.“ Der Rosensteiner machte eine einladende Bewegung mit der Hand. „Doch zuvor steigt ab von den Säulen, auf unser Adlerness passen sie nicht, müssen hier draußen bleiben.“

Hinter einem zweiten Graben, durch einen Ringwall verstärkt, lag das Kernwerk der Burg. Aus schroffen Felsen wuchs es empor, abgespalten vom Rücken des Berges, ein stämmiges troziges Steingefüge, umwuchert von dornigem Rosengestrüpp.

Der Predigermönch verhielt den Schritt: „So es keinen Hunger gäbe — mit stürmender Hand käme hier niemand hinein. Ich wünschte, gleich fest wie der Rosenstein wäre Schwabens Treue zu Kaiser und Reich!“

Sie wanderten über die Zugbrücke, aufgehangen an schweren Ketten, und gelangten in das Innere der Burg. Und so eng und verwinkelt auch die Mauern gegeneinander standen, so fand sich linkerhand, nahe dem Felsenabsturz, doch noch ein Fleckchen Erde; das zum Garten angebaut war und mit bunten Herbstblumen grüßte.

„Der dort, der ist's, das ist unser Kaplan!“ Der

Rosensteiner wies auf einen Mann, der an den Beeten liebevolle Arbeit verrichtete. Er trug den groben grauen Rock eines Bauern und einen filzernen Hut auf dem Kopf.

Der Dominikaner sah eine Weile zu — Konrad Kamler hatte die Ankunft der drei nicht wahrgenommen — und bat dann: „Laßt mich mit ihm allein. Gut dünkt mich der Platz für eine Zwiesprache.“

Die beiden Ritter gingen. Heinrich von Hall trat vor. Haltung und Miene verrieten die Abstammung von adligem Geschlecht. „Der Friede des Herrn sei mit Dir,“ sagte er laut und hob die Hand zum Segen.

Konrad Kamler richtete sich nur langsam auf. Als er jedoch die Gewandung des Dominikaners erkannte, kam Fluß in seine Bewegung. „Ihr seid Herr Heinrich von Hall?“ fragte er.

Der andere nickte: „So ist's! Nenn' mich aber getrost Bruder Heinrich. Wir beide sind Brüder in Christo —“

„Und Brüder in der Liebe zum Kaiser!“

Hand lag in Hand. Prüfend suchten sich ihre Augen. Und sie fanden Gefallen aneinander.

„Ich hatte Dein Kommen erwartet.“ Konrad Kamler nahm die Unterhaltung auf. „Der edle Herr von Hohenlohe war unlängst hier. Wie ich ihn verehere — das ist ein Mann!“

„Treu und echt wie lauter Gold. Er wünscht, wir sollen Vorsorge treffen, sollen die Geister aufrütteln. Uebles Gewölk zieht herauf. Es gilt ein Panier aufzuwerfen —“

„Zu des Kaisers Gunsten?“

„Wider den Papst!“ Hochauf richtete sich der Pre-

digermönch. Geflüstert und doch scharf fielen seine Worte: „Das Schifflein Petri steuert in klippenreichen Gewässern. Wer anders hat es in Not gebracht als der Pápste eitle Herrschsucht? Kirche und Kaiser sind eins, ganz wie Gottvater und Gottsohn, denn sie leben vom Odem der gleichen Gnade und sollen nebeneinander wirken. Wer jedoch lehrt, alle Gewalt auf Erden, das kirchliche Schwert und das weltliche, gehöre in die Hand Petri, der Kaiser sei nur des Pápstes Vogt, der versündigt sich am Geist des Ur-evangeliums. Als der Heidenkaiser Konstantin dem Pápste in Rom weltlichen Besitz schenkte, da ist die Stimme eines Engels erschollen: ‚Heut ist Gift in die Kirche gegossen!‘ Und an diesem Gifte, Bruder Konrad, kranken wir noch immer. Die Pápste selbst sind es gewesen, die den Rock Christi zerrissen. Denn wer als Geweihter des Herrn irdisch Gut verlangt, pflegt nicht echter Sittlichkeit!“

Ein Leuchten innerer Ergriffenheit brach aus den Augen des Dominikaners. Er hatte all sein Gut veräußert, hatte auf Ehren im Leben verzichtet, um in Nachahmung der zwölf Apostel nach den Regeln seines Ordens zu leben, die Bettelarmut verlangten. Doch noch lebte Stolz in ihm, angeboren, anerzogen. Den Priester liebte er in härenem Gewand, wie Christus über die Erde geschritten war, den Herrn der Welt jedoch im Prunk. So gönnte er dem Kaiser alle irdische Macht, dem Pápst jedoch nur die Gewalt des Geistes.

Konrad Kamler atmete schwer. Der dort vor ihm stand, sprach seine Sprache, fühlte wie er und verzehrte sich vor der gleichen Sehnsucht. „Recht hast Du,“ entgegnete er, „Wohlleben ist ein fressendes Gift, unter

Edlen und Unedlen gleichermaßen. Wir brauchen einen gewaltigen Herrscher, einen Friedrich mit dem Schwert, der allen Raubvögeln, seien sie geweiht oder ungeweiht, die Krallen zu beschneiden weiß. Leicht wirft man es hin: setzt kurzerhand die Schinder und Blutegel an die Luft, dann wird Ordnung wiederkehren! Der Kaiser hat, Gott sei es geklagt, von seiner Macht schon mehr als gut tat drangegeben. Reckt sich nicht überall der Ungehorsam hoch? Hören nicht Hinz und Kunz den Hahn einer neuen Zeit krähen? Ich halte dafür, nur durch Sammlung aller Gleichgesinnten —

„Das ist es, Bruder Konrad!“ Lebhaft fiel ihm der andere ins Wort. In seinen Adern rann heißes, herrisches Blut. „Just darum komme ich zu Dir! Es gilt zusammenzufassen, was schwäbisch und kaisertreu ist. Der Papst weilt in Lyon und spißt dort Pfeile, die von Rom aus nicht zu versenden sind. Allein um weltlicher Pläne willen hat er Petri Stuhl verlassen. Er schürt und wühlt bis tief nach Deutschland hinein, tiefer als wir ahnen. Denn hier, so hat er erkannt, wurzelt des Kaisers stärkste Kraft, ist Friedrich auch auf Sizilien verblendet, was zu beklagen ist. Und nun höre, was der von Hohenlohe wünscht: Allenthalben soll dem Volke, aber auch den Edlen gepredigt werden, daß Gott das Reich sei, in dem der Mensch wohne. Daß der Kaiser aber an Gottes Statt als der allein berufene Schirmer das Reich zu beschützen habe, und daß ihm daher und niemand anderem das Diadem der Weltherrschaft zustehet. Troßdem bleibt als Wahrheit bestehen, daß keine irdische Krone höher strahlen kann als die Krone von Dornen, die der Welterlöser trug. Und so sehne auch ich — Du magst es mir glauben,

Bruder Konrad — aus ganzem Herzen den Engelpapst herbei, der in apostolischer Einfalt und Armut, selbst ein Verkünder des Urevangeliums, die Kirche erneuern wird, indem er auf alle weltliche Macht verzichtet. Christi Gesetz ist nur in der Bibel niedergelegt. Sie allein ist die für Glauben und Seligkeit unanfechtbare Quelle. Nicht die Weihe macht den Priester, der Klerus ist nicht die Kirche. In der Gesamtheit aller Erwählten ist sie vielmehr zu erblicken. Ihr Haupt ist Christus, nicht der Papst. Und so wenig der Heiland irdischer Macht begehrte, darf die Kirche danach streben. Vor Gott sind alle Menschen gleich. Und wenn die falschen Propheten verkünden, die Kirche stünde über dem Staat, vor der göttlichen Würde der Priester verblasse alle Fürstenwürde, so lebe ich anderer Meinung. Ich beuge mich in Demut vor dem Herrn der Heerscharen und erschauere in der Erkenntnis, daß der Heiland als des Allmächtigen Sohn im Bettlergewande auf Erden weilte, vermachte jedoch die Nachfolger Christi, die den Herrn aus weltlicher Lust verraten und aus seinem Werk des Geistes ein Werk menschlicher Gier machen möchten.“

Die beiden blieben noch lange Zeit im Zwiegespräch beisammen. Und Gottes Sonne lugte in den engen Gartenwinkel und erwärmte die Herzen der Männer, sodas sie in ehrlicher Hochachtung füreinander zu schlagen begannen, in ehrlicher aufrichtiger Hochachtung.

Als sie sich zum Palas begaben, um auch an des Leibes Nahrung zu denken, vertrat ihnen ein armseliges Geschöpf den Weg, ein Höriger der Burg, der vor Jahren wegen Meineids und Betruges die Schwurhand eingebüßt hatte. Zwiirggel mit dem Stumpf ward er genannt.

„Herr Pfarrer,“ bat er, „’s ist wieder schlimm, die Mäuse fressen mir alle meine Vorräte weg, aus meiner Hütte — ich kann sie nicht vertreiben, die Mäuse! Kommt, Herr Pfarrer, kommt zu mir und kämpft wider die stummen Bestien. Sprecht die Benediction gegen sie, die wirksame, die vom Papst approbierte, und ich will es Euch ewiglich danken“.

Heinrich von Hall mußte über den Eifer des Hörigen lachen. „Ich erkenne,“ sagte er zu Konrad Kamler, „es gibt auch sonst für Dich zu tun. Und wenn es um die Mäuse geht, scheint Roms Arm noch weit zu reichen.“

Der andere überhörte den Spott. „Entschuldige mich,“ entgegnete er, sofort bereit zu helfen. „Just den Armen stehe ich am liebsten zur Seite.“

Er holte aus seinem Gemach das Benedictionale. Und wenig später stand er in Zwirggels halb verfallener Hütte, mit Chorhemd und Stola angetan, und betete voller Ernst: „Ich beschwöre euch, ihr schädlichen Mäuse, durch Gott den allmächtigen Vater und Jesum Christum, seinen einzigen Sohn, und durch den heiligen Geist, der von beiden ausgeht, daß ihr sogleich von des Zwirggels Behausung, Feld und Acker zurückweicht und nicht mehr in ihnen wohnt, sondern euch in jene Plätze verfügt, wo ihr niemandem schaden könnt!“

* * *

Am nächsten Morgen, zu guter Stunde, ritt der Dominikaner unterm Geleit der staufischen Dienstmannen weiter. „Ich habe noch eine lange Fahrt vor mir,“ belehrte er Konrad Kamler, als sie sich trennten. „Zunächst geht es auf die Lauterburg und von dort nord-

wärts nach meiner Vaterstadt Hall. Ueberall will ich die Geister wecken zum Kampfe wider die Hierarchie, die Gottes Stimme nicht hören mag. Die Heim- suchung der Kirche ist längst geweissagt. Wohlan, nun ist die Stunde gekommen! Sie wird uns bringen, was viele erhoffen, die Reformatie an Geist und Gliedern, das ist die Wiederkehr apostolischen Lebens, geschaffen für die Gesamtheit der Gläubigen!“

„Es wird ein großer und mühevoller Kampf werden, eine Zeit schwerer Not und Drangsal. . . .“ Konrad Kamler nickte vor sich hin und griff nach der Hand der Tochter, die ihn begleitete. Er hatte ein fremdes Gefühl und wußte nicht warum. Dann hob er plötzlich den Kopf, und starkmütig rief er dem Scheidenden zu: „Gott wird für den Kampf — daß bin ich sicher — besondere Hilfe erwecken. Es geht ums deutsche Recht, es geht um den Frieden der Heimat und um die Kaiserherrlichkeit, da kann es an des Himmels Gnade und an reichstem Segen nicht fehlen!“

Lange schauten sie hinter den Davonreitenden her, so lange wie Reiter und Rosß im Herbstwald zu verfolgen waren. Dann ging es zum Rosenstein zurück. Sie hatten die Scheidenden ein gut Stück Wegs gebracht. Und voller Achtung sprach Konrad Kamler vor sich hin: „Recht hatte Bruder Heinrich, eine arge Entstellung ist's, im Papsttum die Sonne zu erblicken, die allein Licht gewährt. Hat nicht der Kaiser die Rückgabe der heiligen Stätten bewirkt und sich zu Jerusalem die Krone aufs Haupt gesetzt, obwohl er im Kirchenbann war —“

„Vater,“ unterbrach ihn die Tochter, „vergiß nicht des Gerüchts — gestern schwirrte es auf, der von der

Staufenburg, Herr Friedrich von Evensheim, hatte es mitgebracht —, daß die heilige Stadt in die Hand der Heiden zurückgefallen sei!“

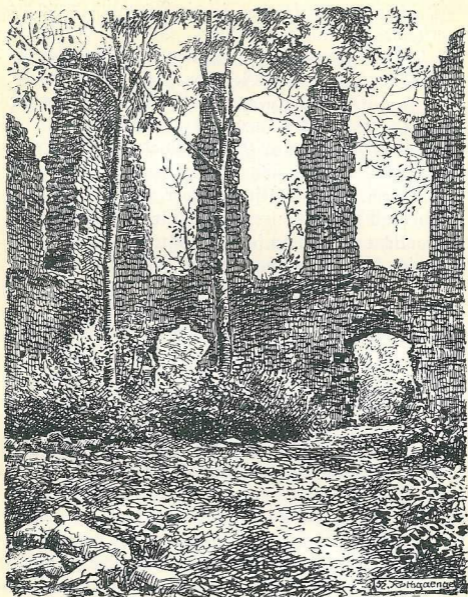
„Und wenn dem so wäre —“ Konrad Kamler ließ sich nicht beirren —, „ich könnte in solchem Verlust nur des Himmels Zorn erkennen. Ein Viperngezücht seien die Staufer, hat der Papst gesagt, und Kaiser Friedrich, unser erhabener Herr, wäre ein Hammer des sündigen Klerus. Greulich muß solche Sprache dem Allmächtigen im Ohre klingen. Und so er ein Strafgericht sendete, verwundern tät' es mich nicht!“

Im Zwinger trat den beiden der Rosensteiner entgegen. Durch seine Stimme bebte Erregung. „Es trifft zu,“ klagte er, „was Herr Friedrich gestern argwöhnte — ein Bote ist eingetroffen: Jerusalem ist von den Ungläubigen zurückerobert! Alles, was hinwies aufs Christentum; haben die Muselmanen zerstört. Die Königsgräber sind geöffnet, sämtliche Gebeine verbrannt!“

Werndrud blickte zu Boden. Ihr war bänglich zu Mute, wie der Vater die Kunde aufnehmen würde. Sie sorgte sich um ihn. Täglich wuchs sein Groll wider Rom. Ihre Finger tasteten nach seiner Hand, als müsse sie ihn beruhigen.

Doch er blieb stumm, faltete nur die Hände zum Gebet und schritt dann weiter zu seinem Garten, um sich wie sonst an die Arbeit zu machen.

Die Tochter schaute ihm zu. Ihre Unruhe wuchs. Und nach einer Weile des Zögerns begann sie: „Vater, in mein Leben ist etwas Fremdes getreten. Und da ich Dir alles beichten muß — mein Herz verlangt es so . . .“



Ruine Lauterburg

Er blickte geruhsam auf. Seine Gedanken waren auf eigenen Wegen gegangen. So hatte er die Tochter nur halb verstanden. „Was ist, mein Kind?“ fragte er. „Du mußt mir etwas beichten?“

Da schoß es ihr blutrot in die Wangen, wenn sie auch tapfer die Augen aufhielt. „Wie soll ich's fassen und sagen,“ stammelte sie. „Nichts Unrechtes ist geschehen, und doch, mein Gewissen hat sich gerührt — das Herz hat mahnend gepocht — — Vater, komm zur Laube, ich kann es Dir nur flüsternd gestehen!“

Ihm wurde seltsam zu Mute. Was war dem Kinde nur? Was erregte sie? Heute früh schon hatte er flüchtig bemerkt, ihre Heiterkeit war nicht wie sonst. . .

In der Laube, vor fremden Blicken geborgen, legte sie traulich den Kopf an seine Schulter. Und er wartete geduldig, bis sie begann, stockend und nach Worten suchend: „Wie gern ich unterhalb der Burg in einer der Höhlen sitze, die Gottes Laune geschaffen hat, Du weißt es, Vater. Sie sind mir Lieblingsplätze geworden ob ihrer Heimlichkeit. Und wenn ich in ihnen weile und träume, dann stelle ich mir vor, wie frommer Sage gemäß auf dem Rosenstein der Heiland stand, als Satanas ihn versuchte und ihm alle Schätze der Welt anbot. Es wird mir dann zum tröstlichen Gedanken, daß der Heiland den Bösen leichtlich überwand und jenseits des Tales in die schaurige Teufelsklinge stürzte. So saß ich auch gestern in der Höhle, die mit ihren drei Zugängen ein Sinnbild von Gottes Dreieinigkeit ist. Ich saß und stickte an einem Rahmen, an einem Bilde der Mutter Gottes. Plötzlich nahen Tritte. Ehe ich mich erhebe, steht vor mir Herr Friedrich von Evensheim. Ich erschrak, und er — er tat erstaunt, mich in der Höhle anzutreffen, in der Höhle, wo ehemals schlimme Bären weilten, wie er die Unterhaltung begann. Und nun, Vater, kam, was mich ängstigte. Nebel wallten hin und her. Und ganz so,

als schlug ein Vorhang vor, wälzte sich ihre Last vor die Höhle — "

„Und der Ritter?“ Konrad Kamler begehrte auf. „Ist er in übermütiger Laune Dir etwan zu nahe getreten? Mir schien er ansonsten edel und fromm!“

„Nicht doch, Vater,“ entgegnete sie eifrig, „er war gut und freundlich zu mir, so daß es mich verwirrte. Und als der Nebel vorüber war, schwand auch meine Sorge. Ich wies ihm den Weg durch die Felsenwildnis nach oben. ‚Ihr wollt ungestört sein?‘ fragte er darauf. Ich nickte nur. Da ward sein Gesicht ganz traurig. ‚Morgen muß ich weiter,‘ klagte er. ‚Und ob ich Euch je wiedersehe . . .‘ Ich wandte mich ab, was meinte er? Und nun, Vater, nun geschah ein seltsam Wunder — just vor meinen Augen formte sich der Nebel zu einer Gestalt, schleppe Gewandung, von der Sonne verbräunt — Vater, ich bin Dein einfältig Kind — und doch, fast schien es mir, als habe sich die Gnadenreiche, die Mutter Gottes, in dem Nebelbilde offenbart!“

Konrad Kamler strich der Erregten über das seidenweiche schlichtgekämmte Haar. „Kind, was soll ich Dir sagen? Den Ritter hat Dein Antlitz ergötzt, er trägt auch Dank für Dich im Herzen, weil Du sein Siechtum besprochen hast. Und was die Erscheinung anbetrifft, so fromm und gut wie Du bist — “

Sie tastete nach seiner Hand, so daß er schwieg: „Ich bin noch nicht am Ende, Vater! Herr Friedrich ging, ich merkte es wohl und wagte doch nicht mich umzusehen. Unter seinen Tritten rollten Steine zu Tal. Als ich mich sicher wähne — längst war das Nebelbild zerronnen — und mich wieder zur Arbeit

sehen will, da vermissen ich das Tuch, das den Stickerahmen deckt, wenn ich müßig bin. Und seit heute weiß ich es, Vater, Herr Friedrich hat das Tuch an sich genommen. Es flatterte an seinem Speerschaft, als er von uns schied."

Der Pfarrer schärfte seine Gedanken. Was sollte er der Tochter sagen? Er fürchtete nicht für sie. Und so lachte er behaglich auf: „Laß es dort stecken, Kind, um ritterliche Launen ist es ein eigen Ding! Oder willst Du hinter ihm her und dem Räuber den Raub entreißen?“

Sie blieb die Antwort schuldig.

Im Burginnern aber, da erhob sich plötzlich Stimmengewirr. „Zu den Waffen!“ hörte man rufen. Konrad Kamler horchte auf — was ging vor? Zu den Waffen? Man lebte in einer unruhigen Zeit. Er ließ den Garten hinter sich, die Tochter folgte . . .

Mägde standen zuhauf, eine erzählte, die anderen streckten die Köpfe vor.

Ein Kofknecht rannte vorüber. Kamler hielt ihn am Kittel fest: „He Du! Was ist geschehen?“

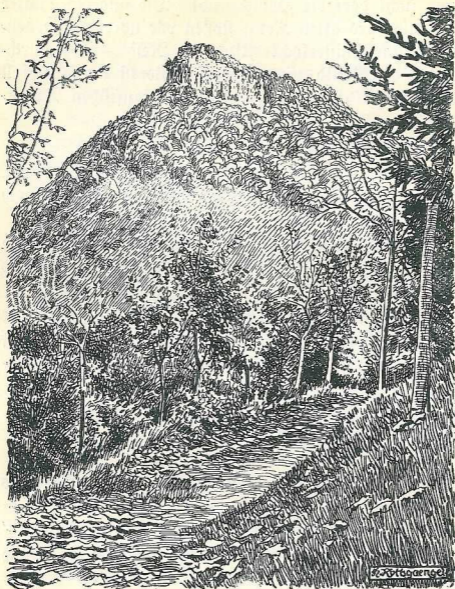
„Aus dem Hinterhalt ist geschossen worden, mit einem Armbrustbolzen!“

„Auf wen? Ist jemand verletzt?“

„Ja doch!“ Der Knecht strebte weiter. „Dem Geleit für den Predigermönch galt der Schuß!“

„Kind, wir müssen sehen . . .“ Mit großen Schritten eilte der Pfarrer über die Zugbrücke zum Zwinger.

Dort hielt einer der staufischen Dienstmannen. Seinem Gaul flog noch der Schaum ums Maul. Die



Der Rosenstein

von der Burg sammelten sich, mit leichten Waffen gerüstet, als ginge es zur Jagd.

Mit schallender Stimme traf der Rosensteiner seine Anordnungen: „Diese hier, ihr haltet euch links

und sucht dort die Höhlen ab! Die anderen, unter Führung des alten Konz, stoßen vor über den Hohenstein zum Finsterloch! Und der Nest — ihr durchstreift den Wald mittagwärts! Wo ist der Ueberfall geschehen?" Die Frage galt dem staufischen Dienstmann.

„Am Kreuzsattel, wo die Wege sich gabeln —“

„Schön, ihr habt es gehört! Und nun vorwärts, fahrt den Halunken, auf daß wir ihn strafen nach Gebühr!“

Die drei Trupps setzten sich in Marsch. Starke Rüden begleiteten sie, an die Jagd auf allerhand Wild gewöhnt.

Der Rosensteiner schwang sich zu Rosß. „Wenn es Euch genehm ist, so reiten wir zum Kreuzsattel!“ rief er dem staufischen Dienstmann zu. „Die Bahrenträger folgen uns!“

Konrad Kamler hielt sich den Rittern zur Seite. Die Tochter hatte er zurückgeschickt.

„Mein Bruder in Christo, Heinrich von Hall — er ist verwundet?“ Entsetzt klang des Pfarrers Frage.

„Just in seine Brust schlug der Armbrustbolzen!“

„Aus dunklem Versteck, von unbekannter Hand geschossen?“

„Als ich fortritt,“ entgegnete der staufische Dienstmann, „fehlte uns noch jede Spur!“

„Der Wald ist dicht und dunkel,“ erläuterte der Rosensteiner. „Und wer sich auskennt auf verschwiegenen Pfaden und in den langen Höhlengängen im Berg, den kann der Erdboden verschlucken. Ich setze

auf unsere Rüden Hoffnung, auf sie ist heute der beste Verlaß."

Die beiden Ritter trabten an. Mit starken Schritten wanderte Konrad Kamler hinterdrein.

Am Kreuzsattel lag der Dominikaner. Seine weiße Kutte war blutgenekt. Sie hatten ihn auf moosigem Grund gebettet. Er war bei Sinnen, aber schwach.

Friedrich von Evensheim klagte sich an: „Hätte mich doch der Bolzen getroffen! Mit meinem Leben sollte ich für den frommen Pater einstehen, so war Herrn Gottfried von Hohenlohes Begehr. Und ich sorge, selbst König Konrad wird zornig werden und mich säumig schelten!"

„Nicht doch, Friedrich!" Der Rosensteiner suchte nach Worten des Zuspruchs. „Solch unselige Tat — wer konnte hier oben auf sie gefaßt sein!"

Selbander mit den Bahrenträgern langte Konrad Kamler an. Unverzüglich kniete er neben dem Wunden nieder, um mit geübtem Blick nach der Verletzung zu sehen.

Heinrich von Hall schlug die Augen auf. Ein müdes Lächeln irrte über seine Züge. „Bruder in Christo," bedauerte er, „nun mache ich Dir schon wieder zu schaffen! Erkenne aber an meinem Unfall — weit reichen die Pfeile von Rom . . ."

Konrad Kamler hatte inzwischen den gefiederten Armbrustbolzen von der Gewandung blosgelegt. „Er muß heraus," sagte er, „je eher, desto besser!" Mit einem schnellen Griff war das Werk getan. Hestig strömte Blut nach. Der erfahrene Mann machte nunmehr behende die Brust frei und presste die Wund-

ränder zusammen. Dabei murmelte er Sprüche alter Weisheit vor sich hin, von Urväters Zeiten überkommen.

Der Dominikaner hatte jeden Schmerzenslaut unterdrückt. Nun sagte er, und es klang abermals ein leiser Spott aus seinen Worten: „Bruder Konrad, gestern waren es die Mäuse, die Du besprachest, heute bin ich's! Wer wird Dein nächstes Opfer sein?“

Dem schlichten Leutepriester gefiel solche Rede nicht. Er meinte es ernst mit allem, was er tat. So entgegnete er nur, und es klang nach Vorwurf: „Der Glaube kann Berge versetzen, unser Wissen hingegen bleibt ewiglich Stückwerk!“

Als er seine Hände langsam löste, stand die Blutung unter blau aufgelaufenen Wundrändern. Voller Achtung nahmen es die Ritter wahr. Bruder Heinrich aber verstummte. Sie betteten ihn auf die Bahre und brachten ihn zum Rosenstein. —

Es währte nicht einmal lange — die Sonne hatte den Vormittagsbogen erst zur Hälfte durchlaufen —, als auch die ausgesandten Verfolger zurückkehrten. Der mittelste Trupp, unter Führung des alten Konz, hatte den Uebeltäter gestellt. Gefesselt brachten sie ihn heim, einen schmierigen zerlumpten Gefellen, Gesicht und Hände geschwärzt, Bisswunden von den Rüden an den Beinen.

Bis in die fernsten Winkel der Burg zitterte die Erregung. Vom äußeren Verhau strömte zusammen, was auf dem Rosenstein wohnte: ritterliche Dienstmänner, Knechte und Hirten, Frauen, Mägde und Kinder.

Herr Walter ließ sich bereits im Zwinger Bericht erstatten. Man hörte nur das Klirren der Halfter-

ketten in den Ställen, sonst rührte sich nichts, erwartungsvoll lauschte die Menge.

Der alte Konz spreizte sich, wie es seine Art war. Seit vierzig Jahren tat er Dienste auf der Burg und hatte dabei manchen scharfen Schwertschlag zu Gunsten seines Herrn ausgeteilt. Das sicherte ihm ein rühmliches Ansehen. Mit dem Handrücken fuhr er sich über die Stirn — obwohl es herbstkühl war, troff ihm das Anflitz vor Schweiß — und hub also zu sprechen an: „Wie uns befohlen, durchstreiften wir zunächst Wald und Dickicht rings um den Hohenstein. Die Leithunde hielten wir am Seil. Nur die jungen Bracken ließen wir stöbern. Es war aber vergebens. Allerhand Wild wurde flüchtig, von einer Menschenseele zeigte sich jedoch kein Härlein. Ich vergeudete auch nicht viel Zeit. Mich trieb etwas Innerliches zum Finsterloch. ‚Dort steckt der Gauch‘, sagte ich mir, und so war es denn auch. Wir stiegen durch die Mulde abwärts und gelangten vor den schwarzen Höhlenschlund. Hätten wir nur Feuer gehabt, um Kienspäne zu entzünden! Daran fehlte es aber. So mußten es die Hunde schaffen. Wir seilten die alten Tiere ab und trieben sie hinein in das tiefe Loch. Zwei Rüden und eine Hündin versagten sich, ihnen war unheimlich zu Mute. Die anderen drangen wacker vor. Mit einmal gab es ein wütiges Geblaff — schauerlich klang es aus der Höhle heraus —, da wußten wir, es steckt was drinnen. Ich selbst schritt hinein, andere folgten, nicht eine Hand war vor Augen zu sehen. Behutsam tasteten wir uns vor. Immer niedriger wird die Decke, dann kommt die Enge, wo man kriechen muß, um zur zweiten Höhle zu gelangen. In ihr tobten die Rüden. Drei von

den Knechten schoben sich hindurch, hinweg über Schlamm und glitschigen Boden. Bedenkt, ohne Licht und Leuchte! In der zweiten Höhle war finsterste Nacht. Die Hunde waren zu einem Haufen geballt. Und unter ihrer Zähne Wacht lag dieser hier, ein landfremder Gesell! Die Knechte hatten in der Schwärze den Menschenleib nur fühlen können. Sie scheuchten die Bracken von hinnen. Der Ueberwältigte war sitzsam und gefügig geworden. So haben wir ihn zu Tage gefördert und hoffen damit, zu Gottes und des Gekreuzigten Ehre ein gutes Werk getan zu haben."

Abermals wischte sich der alte Konz die Stirn. Dann trat er um einen bescheidenen Schritt zurück, um Herrn Walter das Wort zu überlassen. Der machte eine gebietende Gebärde: „Stellt mir den Kerl vor mein Angesicht!"

Unter den Gaffern entstand eine Bewegung: „Er sieht aus wie der leibhaftige Satan! Ob es am Ende der Teufel ist, der Höllenfürst in eigener Person?" Stimmen schwirrten durcheinander. Die Menschenmauer verschob sich. Dann trat wieder Ruhe ein.

Der Gefangene mußte gestützt werden. Hart hatten die Rüden ihm zugesetzt. Aus dem geschwärzten Gesicht leuchtete das Weiße der Augen hervor, blutrot grellten die Lippen. Es war ein gewaltiger Kerl, roh und gemein die plumpen Züge, mächtig aber Schultern und Schenkel. Unterm zerschlossenen Wams strafften sich pralle Muskeln. Wie im Krampf hielt der Mann sich aufrecht.

„Wer bist Du? Wie heißt Du?" begann der Rosensteiner das Verhör.

Ohne sich zu rühren, starrte der Fremde vor sich hin. „So Du den Mund nicht öffnest —“ es klang nach schärfster Drohung —, „werden wir Mittel und Wege finden . . .“

Der Gefangene blieb stumm und starr.

Der alte Konz stieß ihm mit dem Schwertknauf in die Seite: „Hast doch im Finsterloch heulen können mit den Bracken um die Wette! Hast sogar einen Leichhund zur Strecke gebracht! Und nun — nicht einmal papp kannst Du sagen?“

Aber auch diese Mahnung versing nicht. Mit zusammengepreßten Lippen verharrte der Mann in seiner Haltung.

Der Rosensteiner überlegte. Er ließ die Augen in die Runde schweifen, um sich zu vergewissern, wie die Stimmung war. Auf keinen Fall durfte er als Verweser der Burg Einbuße an Ansehen erleiden.

Da kam ihm Friedrich von Evensheim zu Hilfe. „Wer schweigt,“ behauptete er kock, „gesteht ein! Walter, mach's kurz: knüpf' den Kerl an den nächsten Baum oder verbrenn' ihn, dann ist Sühne geschaffen!“ Hitzig fielen die Worte.

Doch Konrad Kamler war anderer Meinung. „Ihr Herren,“ forderte er, „der Fall gehört vor's Grafengericht, auf daß er zu Recht entschieden werde.“

„Vors Grafengericht, wo Bauern Urteilsprecher sind? Da würden wir uns baß verwundern!“

„Gott selbst ist das Recht,“ hielt der Pfarrer dagegen, „und darum liebt er es. Keine Ruhe gibt es auf Erden ohne Gerechtigkeit —“

„Laßt den Gefangenen in den Turm spazieren,“ polterte der alte Konz dazwischen. „Sitzt er dort ge-

stodt und geblockt bei Wasser und Brot, und wir vergessen seiner eine Weile, traun, dann wird er schon kirre werden. Auf jeden Fall — geschärftes Verfahren und keine Milde“

Der Rosensteiner winkte zu schweigen. Und dann gebot er mit gewichtiger Stimme: „Wir müssen als Erstes wissen — ist der Gefangene an dem heimtückischen Ueberfall schuldig oder nicht? Und darum bestimme ich — die Eisenprobe mag es dartun!“

Ueber die Zugbrücke hinweg wälzte sich die Schar der Neugierigen. Mit rohen Fäusten zerrten die Knechte den Gefangenen in die Kapelle der Burg. Nur die wenigsten konnten folgen, der Raum war zu eng, die Masse blieb draußen stehen.

Im vollen Ornat trat Konrad Kamler vor den Altar. Dort hatten eifrige Hände ein Becken mit glühenden Kohlen aufgestellt. Der Gefangene mußte neben dem Becken niederknien. Konrad Kamler ergriff einen eisernen Bolzen, besprengte ihn mit geweihtem Wasser und legte den Bolzen alsdann auf die Kohle.

Die in der Kapelle Versammelten sanken auf die Kniee und schlugen sich mit der Hand die Brust. Ihr Seelsorger hatte dem Tabernakel das Allerheiligste entnommen. Und mit lauter Stimme betete er: „Herr Gott im Himmel, so Du uns armen sündigen Menschen Gnade erweisen möchtest, mache es uns offenbar, ob wir einen Schuldigen oder Unschuldigen vor Dein Angesicht geführt haben. Verbrennt ihm das glühende Eisen die Hand, so ist er schuldig, bleibt er hingegen unverletzt, so mag er getrost seines Weges ziehen.“

Konrad Kamler entnahm dem Kelch eine Hostie und legte sie dem Gefangenen auf die Zunge. Dann be-

schwor er ihn und forderte ihn auf, nach dem glühenden Bolzen zu greifen und ihn neun Schritte weit zu tragen, neun volle Schritte!

Der Fremde zauderte. Dreimal reckte er die Finger, dreimal barg er sie. Dann plötzlich kam eine gewaltige Bewegung über ihn — war es Wut oder Verzweiflung? —, er griff ins Becken, packte den Bolzen, wandte sich um, gleich wieder zurück seine Faust fuhr hoch mit dem glühenden Eisen, mit jähem Satz sprang er den Altar hinan —

Ein wilder Schrei!

Konrad Kamler hatte den Angreifer gepackt. Doch so hart war der Anprall, daß Kamler hintüber stürzte.

Das rote Eisen klirrte über die steinernen Altarstufen.

Knechte eilten hinzu. Einer handhabte in der Erregung den Spieß — er traf nur zu gut, dem Gefangenen in den Leib

Die anderen warfen sich über den Wilden, würgten und umstrickten ihn. Noch einmal trockte seiner Muskeln Kraft, dann streckte er sich — ein weher Seufzer, ein Krampf — — der Fremde hatte ausgelitten.

Konrad Kamler stemmte sich hoch. Er rang nach Atem, schob sich die Stola zurecht „Brüder in Christo“, flammte er auf, „ihr habt des Teufels Wirken erlebt. Sichtbar hat Gott uns beigestanden. Satanas Abgesandter liegt erschlagen. Pater Heinrich und mich, uns hat die Vorsehung behütet!“

Die Knechte räumten den Altar. Die in der Kapelle Versammelten — alles war bei dem Angriff vorge drängt — wichen zurück. Und der Pfarrer sprach — noch immer zitterte Erregung durch seine Stimme:

„Sine lux werde der Verworfene eingescharrt, ungebeichtet und ungesalbt, wie er gestorben ist. Ich gönne ihm kein christlich Begräbniß!“

Sie schleppten den Erschlagenen fort. Die draußen Harrenden entsetzten sich und schlugen eifertig ein Kreuz nach dem anderen.

Der Rosensteiner aber ordnete an, daß der blutleere Leichnam zur Teufelsklinge gebracht würde. Dort stürzten sie ihn in die schaurige Tiefe, in die kein Sonnenstrahl drang.

Auf der Burg waren alle des Ausgangs zufrieden. Und mancher betete am Abend fleißiger zu den Himmlichen, als er es sonst gewohnt war. Nur der Hörige Zwirggel, Zwirggel mit dem Stumpf, ging mit seiner Ansicht eigene Wege. „Wer hat es denn bewiesen,“ entrüstete er sich, „daß der Fremde ein schlechter Kerl war! Wie, wenn er auf höheren Auftrag gehandelt hätte? Zumindest, man hätte ihm ein ehrlich Grab gönnen müssen. So ist es aber immer, uns Nichtshäbigen geht es schlecht: die Herren liegen in der Kirche begraben, wir jedoch draußen unter Wind und Regen, bei Maulwürfen, Engerlingen und Mäusen. Und dann spricht unser Pfarrer von des Himmels Gerechtigkeit!“

*

*

*

Im Atem des Windes fuhr des Himmels Kraft über die Erde. Die Bäume bogen besorgt ihr Haupt und schwangen das kahle Geäst voller Erregung hin und her. Es flüsterte, stöhnte und fauchte durch den Wald, als sprächen hundert Stimmen zugleich; bald wie das Lärmen rinnenden Wassers, dann wieder wie mächtiges

Orgelgebraus. Und im tollen, raschelnden Wirbeltanz jagte ein Heer von welken Blättern durch die Lüfte und über den Boden.

Von der Lauterburg, dem Nachbarn zum Rosenstein, ritten die staufischen Dienstmannen zu Thal. An die Stelle des Paters Heinrich von Hall war Konrad Kamler getreten. Auf dem Wundbett hatte der Dominikaner ihn darum gebeten. „Bruder,“ hatte er gesagt, „meine Mission darf keinen Aufschub erleiden. König Konrad und Herr Gottfried von Hohenlohe, sie drängen darauf, daß das Land aufgeklärt werde. Ich kann nicht reisen. Zu tief hat mich der Armbrustbolzen getroffen. Willst Du mein Werk übernehmen?“

Konrad Kamler hatte sich bereit erklärt: „Fürs erste gern! Nur fürchte ich — allzuschwach sind meine Gaben.“

Doch der Predigermönch hatte ihn lächelnd zurechtgewiesen: „Du hast ein goldenes Herz, und aus seinem Grunde gewinnst Du Schätze, wie kein anderer sie hebt. Ueberallhin dringen Roms Wanderprediger. Zahllos sind sie wie Sand am Meer. Wirke ihnen entgegen mit der Glut Deines Eifers, übertrumpfe sie! Gebe der Himmel, daß ich Dir binnen kurzem folgen kann, denn zu zweit —“

„Und meine Tochter?“ hatte der Leutepriester den anderen unterbrochen. „Wer wird für Werndrud sorgen?“

„Sie steht unter Gottes Schutz! Und so lange ich auf dem Rosenstein weile —“ Bruder Heinrich hatte Konrad Kamler die Hand gegeben — „werde ich für sie sorgen. Es sei denn, daß sie sich graut —“

„Wie sollte sie!“

„Weil ich — Du sollst es erfahren —, weil ich ein Exkommunizierter bin!“

„Um Deiner Kaisertreue willen?“

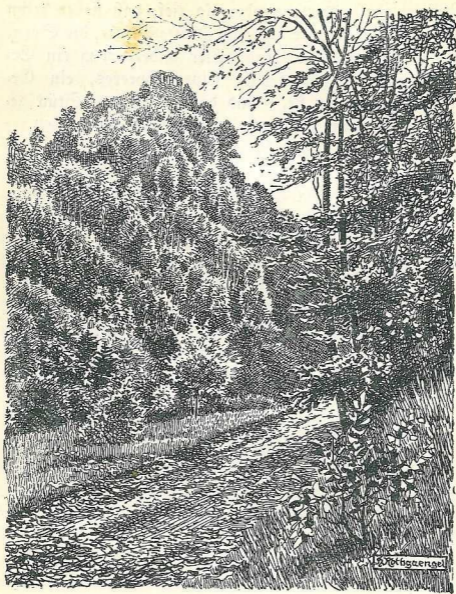
„Weil ich mich losgesagt habe vom scheinheiligen Papismus, dessen Ehrgeiz es ist, den ganzen Jordan zu verschlucken!“ Aus großen erregten Augen hatte der Eiferer den einfachen Mann aus dem Volke angeblickt.

Konrad Kamler hatte nur flüchtig geögert. Dann hatte er bekannt: „Mein Kind ist mir treu ergeben. Was der Vater für recht und gut hält, wird ihr zur Pflicht.“ So war er vom Rosenstein geschieden und ritt nun von der Lauterburg, wo sein Wirken begonnen hatte, gen Hall zu Tal.

Zur linken Hand, überwuchert von Brombeerranken und wilden Rosen, von Haselnußstauden und manns-hohen Disteln, raunte und plauderte die Lauter, sobald das Windgestöhne schwieg. Rechts stieg eine Berglehne empor. Aber über den Ausgang des engen Tals hinweg, da schweifte der Blick weit in die Ebene. Graue und weiße Wolken lagen über ihr, wirr durcheinander gekämmt. Jetzt stahl sich Sonnengold hindurch, ein einziger scharfer Strahl

Konrad Kamler hob sich im Sattel. Der Sturm zauste an seinem Gewand. „Es wird eine ernste Fahrt,“ so rief er, „der Himmel knickt morsches Geäst! Wo aber Füchse und Wölfe herrschen, bar jeder echten Frömmigkeit, da kann nur Kampf zum Siege führen, Kampf unter Anwendung härtester Gewalt!“

Auf dem Hohenstein, oberhalb des Lautertals — grauviolett leuchtete seine Felsenwucht aus der Waldumrahmung hervor — stand Werndrud und winkte



Die Lauterburg

mit einem Tuche. Ihre scharfen Augen hatten die Reiter im Thal erspäht. Die Einsame jedoch nahm keiner wahr. Voller Bangen schaute sie dem Water nach. Sie ahnte schwere Gefahren. Im innersten

Winkel ihres Herzens aber, so tief, daß sie es selbst kaum wußte, wohnte noch eine zweite Sorge, die Sorge um einen anderen. Und dieser andere trug ein Erinnerungstück am Schaft seines Speeres, ein Erinnerungstück an sie. Und daß er ihr das Stück geraubt, sie konnte ihm recht keinen Groll nachtragen.

Der Lorcher Bespruch

„Ein schlimmer Gast hat im vergangenen Sommer auf der Burg gewohnt — ein ärgerer noch ist eingezogen in diesem Jahr“ Herr Heinrich von Neuffen starrte nachdenklich vor sich hin.

Er hatte ungewohnten Besuch: Graf Ulrich von Württemberg war von seinem Stammsitz bei Canstatt herübergekommen, mit ihm sein Vetter Herr Hartmann von Grieningen und der Truchseß des Grafen, Herr Rupert von Zannensfels.

Der von Grieningen ließ seine klugen lebhaften Augen spielen. Es ging ein starkes Werben von ihm aus: „Ihr zielt ab auf des Papstes Agenten, auf den Böhmen, den Archidiacon Albert von Passau — ich verstehe Euer Nachsinnen wohl. Und wer war, wenn die Frage verstattet ist, der schlimme Gast im vorigen Sommer?“

Der Neuffener Herr blickte auf und machte dabei eine wegwerfende Bewegung mit der Hand: „Es war nur ein simpler Mönch, ein minderer Bruder aus dem Franziskanerorden, Pater Angelus nannte er sich. Wenn ich's mir aber recht bedenke, seitdem er mein Ohr gewann, wenn auch nur für flüchtige Stunden, ist's um die Ruhe in meinem Innern geschehen.“

„Ich kenne den Pater wohl,“ hielt Hartmann von

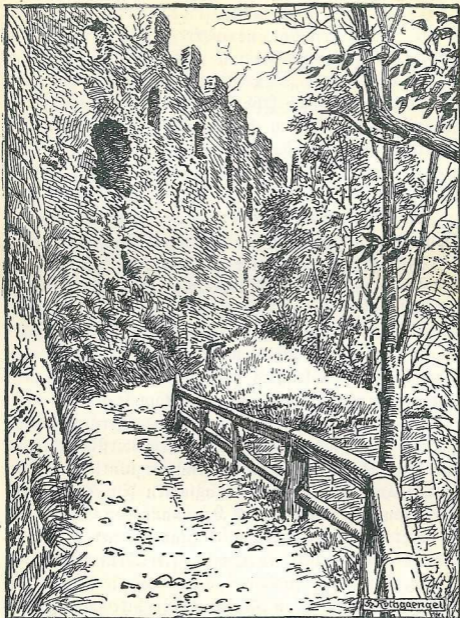
Orieningen geruhsam dagegen. „Er ist starkmütig im Glaubenseifer, hochgelahrt und unbeirrbar auf dem Wege seiner kanonischen Pflicht —“

„Er hat in das stille Neuffen eine Brandsackel geschleudert!“ Leidenschaftlich brach es aus Herrn Heinrich hervor. „Und ich frage mich immer wieder, ob Segen hieraus erwachsen kann.“

Sie weilten auf dem Wehrgang der nordwärts gelegenen Ringmauer. Unermesslich weit breitete sich das Land zu ihren Füßen. Und der Allmächtige segnete es mit seiner Gnade. Weiße, sich wölbende Wolkenballen wanderten über den Himmel, und im Schritt mit ihnen glitten tief im Grunde mächtige schwarze Schatten dahin. Dazwischen leuchteten Wiesenflecke und die Pracht der frisch bestellten Aecker. Hahnenschrei scholl herauf, die Kirchenglocken läuteten. Es war ein Tag, so strahlend und rein und ein Sonntag dazu, daß selbst harte Menschen an Dankbarkeit und Veröhnlichkeit dachten.

Rupert von Zannensfels räusperte sich: „Edle Herren, mich dünkt, der Archidiacon, Herr Albert von Passau, naht!“

Ueber den Wehrgang schritt ein Mann, dessen Seele im Glaubenseifer verging, und doch Schaden gelitten hatte, schweren, nicht zu behebenden Schaden. Seit Jahren kannte der Böhme keine andere Aufgabe, kein anderes Ziel, als an deutschen Fürstenthöfen und auf deutschen Burgen den Abfall vom Kaiser zu predigen. Er spaltete Haare, wo es nottat, fand keine Grenze für seine Ueberredungskunst, war schlau wie ein Fuchs und listig wie Schlangen. Und blieb dabei doch ein Sklave, ein Sklave Roms. Denn wenn Petri Stuhl



Ruine Hohenneuffen, Ausgang zur Burg

nur befahl, so beugte er sich wunschlos und auch willenlos. Er lebte im blinden Gehorsam dahin zur größeren Ehre Gottes.

Als der Archidiacon in die Nähe der drei Herren gelangte, tat er erstaunt, sie zu treffen, obwohl er auf ihren Spuren wandelte, und hob dann die gepflegte Hand zum Segen: „Pax domini vobiscum!“

„Es ist gut, daß Ihr kommt!“ Hartmann von Grieningen wandte sich ihm lebhaft zu. „Herr Heinrich läßt sich von Sorgen bedrücken, die hinter ihm liegen sollten. Die Ereignisse sind jetzt im Fluß, es gilt sich zu entscheiden.“

„Wahrlich, das tut es!“ Hochauf richtete sich der Böhme. „Nachdem Seine Heiligkeit Papst Innocenz sich entschlossen hat, unter Zustimmung des Konzils zu Lyon gegen den Widersacher des apostolischen Stuhls —“

„Vergebt, wenn ich Euch unterbreche!“ Der Grieningener fiel dem Beredten ins Wort. „Von dem Letzten und Gewaltigsten habe ich bisher geschwiegen. Und da ich geradenwegs aus Lyon komme —“

„So möchtet Ihr —“ in vollendeter Form verneigte sich der Archidiacon — „selbst Berichterstatter sein. Ich kann es verstehen. Gut denn, beginnt!“

Die Herren wanderten langsamen Fußes auf dem Wehrgang hin und her, und Hartmann von Grieningen berichtete also: „Gleich nach Beginn des neuen Jahres hat der aus der heiligen Stadt vertriebene Vater der Christenheit das Ausschreiben zu einem allgemeinen Konzil erlassen. Den Kaiser selbst hatte er aufgefordert, vor dem Konzil zu erscheinen, um sich gegen die Anklagen der Kirche zu verteidigen und auch um Genugthuung zu leisten. Doch Friedrich blieb fern. Er ließ sich durch den Hofrichter Thaddäus von Guessa vertreten. Und das vor einem Konzil, zu dem sämtliche

Könige und Prälaten, und was es sonst noch an Fürsten auf Erden gibt, eingeladen waren!“

Ulrich von Württemberg machte eine Bewegung des Unwillens. „Hartmann,“ mahnte er, „verschweige die Wahrheit nicht: von all den hohen Herren sind nur die wenigsten erschienen!“

„Das trifft zu,“ erklärte geschmeidig der Archidiacon. „Warum hielten sie sich aber zurück? Doch nur deshalb, weil der Kaiser nicht eintraf! Wäre er gen Lyon gezogen, die gesamte Christenheit wäre zusammengeströmt.“

„So geht auch meine Meinung,“ pflichtete der Orieninger bei. „Kaum einer von den deutschen Fürsten und hochgeborenen Herren ist so oft und so lang im Lande Italia gewesen wie ich. Ich kenne die kaiserliche und päpstliche Staatskunst und erkläre demnach frank und frei: bei Friedrich steht allein die Schuld, wenn der Papst ihm grollt! In Lyon wurde im übrigen eifrig und weise verhandelt, und Innocenz fand in seinen Predigten Worte, die uns allen ans Herz griffen. Unter Schluchzen und Tränen beklagte er die Not der Kirche. Wie Christus am Kreuze fünf Wunden erhalten habe, so sei auch seine Seele von fünf-fachem Schmerz erfüllt. Die Kirche werde vom Kaiser verfolgt, weil er selber in Sünden dahinlebe als ein Gottloser und Ketzer. Keine Strafe sei schwer genug, um Friedrich gebührend zu treffen. Und wenn sich auch unter den Teilnehmern am Konzil dieser oder jener fand, der es für recht und billig hielt, für den Kaiser ein Wörtlein einzulegen, im Grunde genommen waren doch alle eines Sinnes, als der heilige Vater in der Schlussitzung — sie fand im Dome statt — feierlich erklärte —“

„Hat er den Kaiser etwan gebannt?“ Heinrich von Neuffen packte den Grieninger am Arm. „Das wäre ein Unglück — für unsere Heimat . . .“

Herr Hartmann blieb auf der Stelle stehen, stemmte beide Hände auf die Hüften, so daß der lange Rock sich fest um seinen Körper schmiegte, und entgegnete mit erhobener Stimme: „Also hat der Papst gesprochen — mir klingen die Worte noch im Ohr: Nachdem Wir wegen ungezählter Freveltaten mit dem heiligen Konzil sorgfältig Beratung gepflogen haben, verkünden Wir kraft der uns von Christo übertragenen Binde- und Lösegewalt, daß der Fürst, der sich des Kaiser- und Königtums sowie aller Ehren und Würden unwert gemacht hat, von Gott seiner Stellung enthoben ist. Alle, die ihm durch die Eide der Treue verpflichtet sind, lösen Wir auf immer davon. Wer künftig aber dem Gebannten, als sei er noch Kaiser oder König, anzuhängen gedenkt, den treffe selbst der Bann!“

Man hätte schier den Atem eines Vögleins hören können, so still war es auf dem Wehrgang geworden. Eine ganze Weile lang rührte sich keiner der Männer. Bis der von Grieningen fortfuhr, er dämpfte jetzt die Stimme, so daß es schaurig klang: „Der Papst und alle Prälaten hatten während der Verkündung brennende Fackeln in den Händen getragen. Nun warfen sie die Fackeln zur Erde und fluchten des Kaisers. Und als die Glut erloschen war, da stimmte der heilige Vater das Te deum an.“

Heinrich von Neuffen war während der letzten Worte an den Rand des Wehrgangs getreten und starrte in die Tiefe. Aus graubrückigem, steil anstrebendem Felsgestein wuchsen die Mauern der Burg

empor. Und wo nur eine Krume Erde lag, sproßten Blumen und frisches Grün. Ueberall regte sich Leben. Falter gaukelten, Bienen summten, nach Liebe und Nahrung suchten sie

„Mir hat einstmals ein Mann gesagt —“ nachdenklich sprach es Herr Heinrich vor sich hin —, „und der Mann war ein Gerechter des Herrn, der Papst gliche dem Könige Nebukadnezar von Babylon, von dem es beim Propheten hiesse, er tötete und schlug, wen er wollte, er erhöhte, wen er wollte, und demütigte ebenso. Handelt der heilige Vater in Wahrheit nach göttlichem Willen, wenn er den Kaiser schimpflich erniedrigt? Oder trifft es zu, daß der Zorn Gottes bei vollen Geldbeuteln aufhört, weil man in Rom das Lamm nur liebt, wenn es Wolle trägt?“

Unbewegten Antlitzes hatte der Passauer Archidiacon dem Ausbruch des Zweifels zugehört. Längst stand es für ihn fest, daß der Herr der Burg sich nicht versagen würde, wenn es zum Abfall vom Kaiser käme. Nur die, die stark von Geist waren, bedeuteten eine Gefahr für die Sache des Papstes. Ein Schwächling aber wie der Neuffener, der bereits seinen Pfarrer von Haus und Hof versagt hatte, aus Sorge, sein Verweilen könne ihm schaden

„Welchen Mannes gedachtet Ihr soeben?“ erkundigte sich der Archidiacon. „Doch nicht etwa Konrad Kamlers, von dem Ihr Euch aus freien Stücken löstet?“

Der Neuffener blieb die Antwort schuldig. Ihm war unbehaglich zu Mute. Da rührte ihn der Wirttemberger Graf an der Schulter. „Heinrich,“ drängte er, „sei unser Mann! Es gibt keinen Zweifel mehr, was

uns zu tun frommt. Der Stern der Staufer ist im Sinken. Warum haben sie sich seit Urväters Zeiten immer wieder gegen Rom gestellt? Das war ihr Verderb! Nun laß uns an uns selber denken, aber auch an unsere Lande, über die wir von Gottes Gnaden gebieten. Wir wollen aufbauende Arbeit leisten. Viele sind abhold der staufischen Art. Und wie uns des Kaisers milchbärtiger Sohn als König taugen soll, wo gegen den Vater das Kreuz gepredigt wird —“

„Du willst Dich von Friedrich und Konrad losjagen, ihnen gar in den Rücken fallen?“

Ulrich von Wirttemberg hob bedauernd die Hände. Er sagte nicht nein, er sagte nicht ja. Auch in seinem Innern lebte noch ein letzter Widerstreit . . .

Da riß Hartmann von Grieningen das Wort an sich. Lebhaft sprudelte er hervor: „Ihr Herren, daß ihr euch noch so lange besinnen müßt! Kurmainz steht ganz auf des Papstes Seite —“

„Weil Erzbischof Siefried in eigener Sache dem Kaiser großt!“

„Ihr denkt an den Entscheid über die Starckenburg? Herr Gottfried, d e r Kummer ist längst überwunden! Wie es scheint, wißt Ihr aber nicht, daß sich Kurköln mit Mainz aufs engste verbunden hat, und daß die Bischöfe von Metz, Speier, Würzburg, Eichstädt, Verden, Lüttich, Münster und Naumburg dem Kurbündnis beigetreten sind? Mich dünkt, s o l c h e Macht wäre kaum noch zu übersehen. Und es kann nur eine Frage der Zeit sein, daß ein neuer König gewählt wird.“

„An wen denkt Ihr?“

Der Grieninger beugte sich vor und zischelte Herrn

Gottfried ins Ohr: „Man spricht von dem Landgrafen der Thüringer, von Heinrich Rasse —“

„Dem Reichsverweser, dem der Kaiser auf dem Fürstentage zu Frankfurt all sein Vertrauen schenkte?“ Ueber den Neuffener kam starres Entsetzen. „Das wäre —“

„Ja, Heinrich Rasse wird König werden!“ Gewichtig bestätigte es Albert der Böhme. „Und euch, ihr Herren, rate ich gut, sucht bald seine Seite zu gewinnen. Der heilige Vater ist fest entschlossen, die Spreu vom Weizen zu sondern. Allzulang hat die Geduld des apostolischen Stuhls gewährt. Es soll wieder werden, wie es einstens war: Petri Nachfolger darf keine andere Gewalt über sich kennen wie Gott allein. Ihm zur Seite werden die Bischöfe stehen. Dann erst folgen Kaiser, Könige, Fürsten und die Schar der übrigen Herren. Ich sehe den Tag kommen, wo solche Ordnung sich von neuem bewährt. Und alsdann wird die Kirche, dank ihrer guten Werke, wonnesam zum Himmel emporwachsen. Die Menschheit aber wird frohlocken, denn alles irdische Glück wird über sie ausgegossen sein!“

Der Archidiacon blickte forschend von einem zum anderen. Er hatte die Gabe, den Menschen tief ins Herz zu sehen. Dann neigte er grüßend das Haupt und schritt gemessenen Fußes von hinnen.

Dem Truchseß Rupert von Tannensfels war unheimlich zu Mute geworden. „Wann reiten wir, Graf Ulrich?“ erkundigte er sich. „Soll ich die Gäule satteln lassen?“

„Nicht doch!“ bat der Neuffener. „Ihr Herren,

bleibt heute noch hier! Mir wirbelt der Kopf, so manches muß besprochen werden“

Am Abend suchte Albert der Böhme Herrn Hartmann von Grieningen zu vertrauter Zwiesprache auf. Und er brachte ihm geschickt bei, daß es an offenen Händen nicht fehlen würde, falls einer der Herren Geld brauche, um seinen Besitz zu erweitern. „Ich weiß,“ sagte er, „Graf Ulrich liegt Achalm und Neutlingen im Sinn. Dann auch das Erbe der Uracher Grafen — Nürtingen, Münsingen und Pfullingen! Und da es sich doch begeben könnte, daß alle diese Plätze nur mit klingendem Gelde locker zu machen wären . . .?“

Hartmann von Grieningen bewies auch für solche Dinge Verständnis. Und er sagte dem Böhmen zu, fernerhin in seinem Sinne wirken zu wollen. „Haben Ulrichs und meine Vorfahren,“ so erklärte er, „sich als des Reiches Mannen hervorgetan und ihre Tüchtigkeit mit Rat und Tat oftmals im Gefolge des Kaisers erprobt, so hat nunmehr die Stunde geschlagen, wo wir unsere eigene Rechnung aufmachen müssen.“

Doch noch war es nicht so weit. Graf Ulrich blieb schwankend im Entschluß. Ihn hatte der Neuffener angesteckt. Und als er auf den Württemberg zurückkehrte, und ein Schatten taumelte vor ihm über den Weg, so daß seine Mähre scheute und auf glattem, schlüpfrigem Boden zu Fall kam, da sprach er nicht mehr von Heinrich Raspe und schwieg sich auch aus über eigene Wünsche.

„Ein krächzender Häher hat Deinen Gaul erschreckt!“ Lachend bemerkte es Herr Hartmann von Grieningen. „Solch Mißgeschick kann sich leichtlich ereignen. Ich werte es als harmlos.“

Graf Ulrich jedoch war anderer Meinung. Er nahm den Sturz als übles Vorzeichen und verschloß sein Ohr für längere Zeit allen fremden Einflüsterungen.

* * *

*

Es war just an demselben Tage, an dem Herr Heinrich auf Burg Neuffen ein schlimmer Stachel in die Seele gesenkt wurde, als sich das Kloster Lorch an der Rems zum Empfang des jungen Königs, des Kaisersohnes, rüstete.

Als erster von den Klosterbrüdern war Ratbert, der Wächter am Torturm, auf den Beinen. Er fuhr seinem Hunde über den zottigen Kopf und wußte ihm Worte des Dankes: „Du hast mich geweckt, Bero. Was ich Dir auch auftragen mag, Du tust es. Bist klüger als mancher Mensch, obwohl Du nicht reden kannst.“

Der Hund blickte seinen Herrn aus braunen Augen aufmerksam an. Dann hob er langsam die Pfote. Der Mönch griff zu. Und Bero leckte dankbar die Hand.

Hinter grauem Nebeldunst glomm blutrot der Sonnenball hoch. Lichtgrün wölbte sich der Himmelsdom. Bruder Ratbert läutete die Torturmglöcke und lauschte . . . im Kloster wurde das Läuten aufgenommen. Da nickte der Wächter befriedigt vor sich hin, und zum Hunde sagte er — er tat es jeden Morgen: „Die Brüder des heiligen Benedikt verlassen pünktlich ihr Lager.“

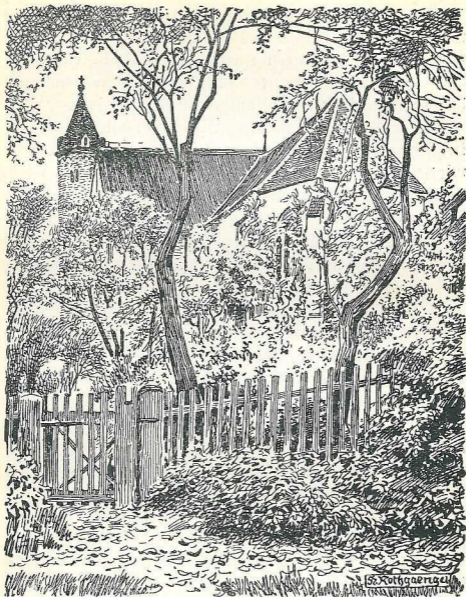
Es währte nicht lange, dann begann im Innern des Klosters ein geschäftiges Hin und Her. Ueber die Gänge vor den Zellen und in den Kreuzgängen zu ebener Erde wanderten Kuttenträger. Man begrüßte einander, schwatzte nur flüchtig und holte sich Wasser vom Brun-

nen. Auch das Vieh in den Ställen regte sich. Kühe bewiesen mit dumpfem Gebrüll die Kraft ihrer Lungen, junge Zicklein meckerten, und als der Verschlag geöffnet war, stolzierte das Volk der Hühner ins Freie. Herrisch erscholl der Ruf der Hähne.

Und wieder über ein kurzes — inzwischen hatte die Frühsonne ihr goldenes Taggewand angetan — klang frommes Psalmmodieren aus der Klosterkirche, die Gesänge des Morgenlobes. Bruder Ratbert faltete im Torturm die Hände. Es war die Stunde der Frühandacht. Und besinnlich sprach er vor sich hin: „Sie sagen, das Weltende stehe bevor, so wie es die alten Propheten verkündet hätten. Durch einen vom Himmel herabfallenden Stein werde die Erde zertrümmert werden, auf daß das Reich Christi erstehen könne. Ob solches wahr ist, ich vermag es nicht zu glauben. Warum hätte Gott der Herr die Erde so fröhlich und so schön geschaffen, um sie dann mit eigener Hand grausam zu zerstören?“

Er erhob sich von seinem Schemel, begab sich in eine Ecke der Wächterstube und machte sich an einem irdenen Krug zu schaffen, in dem Lilien und Rosen steckten. „Ihr weist ob eurer Lieblichkeit auf Gott,“ rühmte er. „Euer Duft bedeutet in Wahrheit einen Leumund echter Jugend.“ Und er beugte sein ergrautes Haupt tief über den heimlichen Schmuck der kahlen Zelle und ergötzte sich von Herzen an ihm.

Die steinerne Treppe stapfte ein schwerer Tritt empor. Mit schnaufendem Atem trat der Bruder Kellermeister ein. „Uff,“ machte er und gönnte seinem behäbigen Leibe auf dem ächzenden Schemel Ruhe. „Heute wird's wieder ein warmer Tag. Und wo die



Kloster Lorch

Stadtherren kommen aus Hall und Gmünd — was meinst Du, Bruder Ratbert, ob sie Durst mitbringen? Unser König liebt den Wein. Es könnte sich demnach schon ein artiges Pokulieren ergeben“

Doch der Wächter schüttelte den Kopf: „Sie kommen um ernster Dinge willen und werden ans Trinken kaum denken. Immerhin, wenn Du in den Keller steigen solltest, vergiß meiner nicht, denn das, was ich mir braue als Aufguss auf Maulbeeren oder Rosen —“

Der andere tat entsezt. „Niemand,“ so erklärte er in gemachter Feierlichkeit, „soll Wein anders bereiten, wie Gott der Herr ihn wachsen läßt. Ansonsten wird der Zecher belästigt und in schlimme Krankheit gebracht!“

Der Wächter schmunzelte: „Ich ehre Deine Worte, Bruder Engelmar, noch geht es mir aber ganz nach Gefallen. Doch verrate, was führt Dich hierher?“

„Du sollst mir eine Freistatt gewähren.“

„Ich Dir? Und wann?“

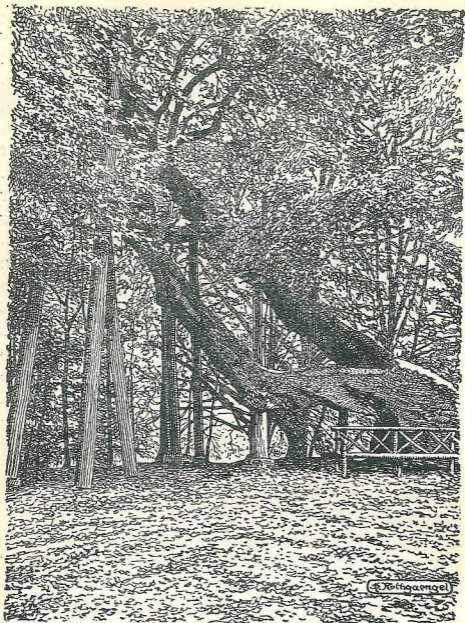
„Wenn der König naht! Der Abt will ihn nur mit kleinem Gefolge begrüßen. Mir schwillt aber jedesmal das Herz, wenn ich die edlen Herren anreiten sehe, in bunten Gewändern und blanker Wehr, auf kräftigen Rossen —“

„Dein Sinn, lieber Bruder, scheint mir stark aufs Weltliche gerichtet!“

„Nicht mehr als der Deine, Bruder Rathert! Ich habe eine feine Nase, füllt nicht Rosenduft Deine Zelle, obwohl es untersagt ist, Blumen bei sich zu beherbergen?“

Da lachte der Wächter behaglich auf, und die beiden Alten schüttelten sich die Hände. Um ihrer Stellung willen sah man ihnen so manches nach, was sonst die Ordensregel verbot. —

Zu früher Stunde rückten die Stadtherren an, selb-ander die aus Hall und Gmünd. Der Reichsschultheiß



Kloster Lorch, tausendjährige Linde

Kraft von Boßberg, der in des Kaisers Namen die Kriminal- und Malefizsachen in Hall am Kocher erledigte und auch die Zölle und kaiserlichen Einkünfte

des Kochergaues verwaltete, ritt an der Spitze. Außerhalb des Klosters, vorm Torturm und zur Seite einer jungen Linde, die in voller Blüte stand und die Luft mit balsamischem Atem füllte, empfing der Abt den stattlichen Zug. Die Herren schwangen sich von den Rossen, und es erhob sich eine freundliche Begrüßung.

Bruder Ratbert und Bruder Engelmar preßten ihre Köpfe an die Fensterschliße, damit ihnen nichts entginge. Und es ergab sich, daß der Kellermeister fast jeden der Herren bei Namen kannte. Oft erriet er auch nur, wer es war, sobald er nämlich die Wappentiere und Hausfarben erspähte. „Die sieben dort,“ belehrte er seinen Kumpan, „das sind die Salzherren aus Hall: Heinrich Berler, der Schultheiß, dann der alte Burkard Sulmeister, ferner Konrad Beldner, Seiß Ege vom Eberhardshof, Peter Feurer und schließlich der Sieder und der von der Reckenburg. Und jene fünf, die noch zu Ross sitzen, es sind staufische Dienstmannen mit Stadtbefitz in Hall: Siefried von Adelman, Konrad von Alfinger, Heinrich von Altenhausen, Lupold von der Bebenburg und Heinrich von Ellwangen —“

„Und wen begrüßt der Abt jetzt? Mich dünkt, ich sah ihn schon . . .“

Bruder Engelmar entrüstete sich: „Wie, Herrn Berthold von Michelfeld kennst Du nicht, den Abt unserer Brüder im Kloster Comburg?“

„Ich kenne ihn wohl, doch in solchem Gewand — wie ein Ei dem anderen gleicht er den ritterlichen Herren!“

„So sind die Comburger Brüder alle. Im Chor wollen sie Mönche, draußen aber Ritter sein. Und von manchem heißt es, er trüge den Panzer selbst unter der

Kutte. Demut gilt ihnen kaum mehr als Tugend. Alle sind edelgeboren. Und von Sanct Benedikts Regel —

Bruder Engelmar unterbrach sich. Lebhaft griff er nach des Wächters Arm: „Jetzt kommen wieder echte Freunde der Staufer, die Herren aus Gmünd: Siegfried in dem Steinhaus, der Edle von Sperbersack, Müttel von Treppach und der von Leineck! Das Herz schlägt einem höher, Bruder Ratbert, wenn man so viel Kraft und Pracht einiglich beisammen sieht. Was wird König Konrad strahlen! Wahrlich, noch ist's gut und echt um seine gerechte Sache bestellt!“

„Ueber den Fluß rückt eine neue Schar!“ Nun war auch der schlichte Wächter von Freude und Eifer gepackt. „Die Gänse flattern unter der Brücke davon, weit breiten sie die Flügel, das Wasser schäumt auf —“

„König Konrad ist's!“ jubelte der andere. „Ich seh' es an der Größe des Banners, das den Reitern vorangetragen wird!“

Die Versammlung vorm Kloster hatte in einem offenen Viereck Aufstellung genommen, als König Konrad mit seiner Begleitmannschaft herankam. Die Glocken der Kirche schwangen an, und von unsichtbaren Händen gezogen, stiegen rings am Wehrgang breitgeflochtene Blumengirlanden in die Höh', eine Ueberraschung, die der feinsinnige Abt sich ausgedacht hatte, um seiner Freude über den erlauchten Besuch Ausdruck zu verleihen.

Zuvorderst ritt Herr Walter Schenk von Limpurg auf einem fuchsfarbenen, tänzelnden Gaul. Seine Faust umspannte den Schaft des Königsbanners, das auf goldenem Grunde den schwarzen Königsadler trug.

Den jungen Fürsten begleiteten zur Rechten und zur

Linken Herr Gottfried von Hohenlohe, kaiserlicher geheimer Rat und Erzieher des Königs, und sein Bruder Konrad, als edler Herr von Brauneck im Lande wohl bekannt. Barhäuptig ritt König Konrad. Ein Blumenkranz zierte sein Haar. Die Brüder Gottfried und Konrad hatten hingegen den Helm aufgestülpt. Lindenzweige schmückten die Helmszier, zwei ragende Büffelhörner.

Als der König sein Ross zum Stehen brachte, trat ihm der Abt mit Würde und doch beflügelten Fußes entgegen: „Gesegnet sei Euer Einzug, Herr!“ Der junge Fürst verneigte sich. Friedrich von Evensheim eilte herbei und hielt das prächtig gezäumte Ross. König Konrad schwang sich behende zu Boden.

„Seid mir gegrüßt, Ihr Herren!“ rief er mit heller Stimme. Er hob beide Hände und wandte sich nach allen Seiten, so wie Herr Gottfried von Hohenlohe es ihn gelehrt hatte.

Einzeln traten die Herren heran, um dem Fürsten und seiner Begleitung ihre Aufwartung zu machen. Jeder beugte das Knie vorm König. Und nun war Bruder Engelmars Mund wieder in sprudelndem Fluß. „Der dort,“ erläuterte er, „der jetzt unserem Abte die Hand gibt und auf seinem Schilde drei Lilien auf schrägem Balken trägt, das ist Herr Konrad von Schmiedelfeld, der dem König als Truchseß folgt. Hinter ihm hält sich der von Schmalneck, oft im Rat bewährt. Und jener dort, der sich jetzt den Herren aus Gmünd zuwendet, das ist der Praefectus Sueviae, Herr Konrad von Winterstetten, ein Freund der Minnesinger. Bei den Herren aus Hall steht ein Ritter von der Lauterburg. Ich erkenne es an den großen Flügeln auf dem Helm, wenn

ich auch den Namen nicht weiß. Und die in seiner Begleitung, das müssen die Herren Egno und Konrad von Staufen sein. Hinter ihnen hält sich Herr Friedrich von Staufenek, einen Löwen und Lilien im Wappen —“

„Hör auf, hör auf!“ beschwor Bruder Ratbert den Uebereifrigen. „Von Deinem Gerede schwirrt mir der Kopf. Was ich davon behalten soll —“

„Und doch ist's eine Wissenschaft wie jede andere,“ beharrte Bruder Engelmar. „Auch sie bereitet dem, der sie betreibt, Freude und Genugthuung.“

Unten, vorm Torturm, setzte es derweilen ein Gelächter. In einen Winkel des Tores geschmiegt hatte ein Ra Kentier gefessen, ein junges, lichtweißes und zierliches Geschöpf. Als nun der Abt den König vorgeleitete, da sprang es den beiden flüchtig über den Weg, stuzte und schnurrte sich dann an König Konrads Bein.

Der Abt dachte schon daran, das Tierlein mit gehobenem Fuß fortzuschleichen, als sich der König mit der Behendigkeit seiner siebenzehn Jahre bückte und es aufhob, um ihm gut zu sein. Da war mit einem Male der Bann der feierlichen Begrüßung gelöst. In munterer Rede und Gegenrede und bei froher Laune fand sich Stimmung zu Stimmung.

Auf Geheiß des Abtes trat einer der frommen Brüder vor den Schenken von Limpurg: „Wollet gestatten, fester und weiser Herr, daß ich nunmehr das Banner übernehme, um es dem Könige voranzutragen.“

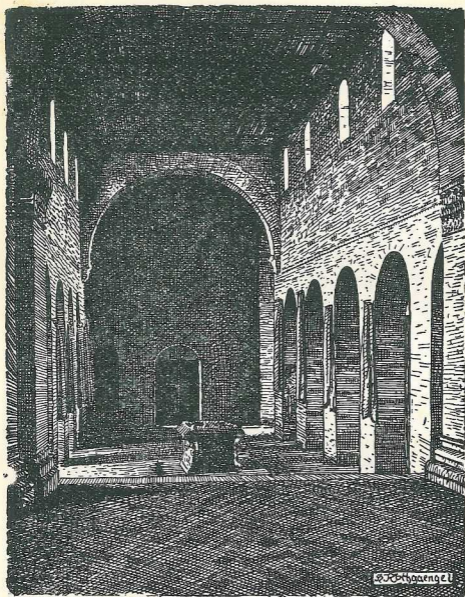
Der Limpurger war darauf vorbereitet und übergab dem Mönch das Panier. Der Zug ordnete sich. Der neue Bannerträger senkte den Schaft und schritt durch das Tor. Zu zweit und zweit folgten die anderen, der junge Fürst selbender mit dem Abt, dahinter die edlen

Herren, die Dienstmannen und die Knappen. Zur Kirche führte der Weg. Hell und dröhnend sangen die Glocken, und den Eintretenden scholl Orgelgebraus entgegen.

Gäste und Mönche nahmen im Gotteshause zwischen den wuchtigen Pfeilern des Hauptschiffes Platz; in den vorderen Bänken nahe dem hohen Altar das königliche Gefolge, dann die Haller und Smünder Herren und hinter ihnen die Ordensbrüder in ihren schwarzen Kutten. Der Abt selbst zelebrierte die Messe. Weihrauchwolken umlagerten ihn. Braun glänzte das Chorgefühl, von Sonnenstrahlen umschmeichelt. Und bei dem hellen Tag frohlockte die bunte Deckenbemalung über dem farbigen Bild der Andächtigen.

Als der Abt das Evangelium verlesen hatte, ließ er eine kurze Predigt folgen. Und da er sich der Größe der Stunde wohl bewußt war und sich auch seinem Herrgott nahe fühlte, fand er starke und gute Worte. „Wie der Hirsch die Schlange verschlingt,“ so begann er, „und dann durstig zum Wasser eilt, so wird auch der Mensch durstig nach geistlicher Lehre, die von Christus stammt, wenn er die bösen Lüste der Welt erschlagen hat. Demnach ist es ein Gott wohlgefälliges Beginnen, wenn der ernstern Beratung, die heute folgen soll, eine Weihestunde vorangeht.“

Und er sprach vom Segen treuer und gewissenhafter Arbeit. Daß der Müßiggang der Seele schlimmster Feind sei, daß die Arbeit hingegen jeglichem gottesfürchtigen Menschen zieme und gebühre. „Alle sollen arbeiten,“ so erklärte er, „die einen mit der Hand auf Feld und Flur, im Hause und in der Werkstatt, die anderen in Gelahrtheit und Kunst oder als Regenten des



Kloster Lorch, Kirche

Volk. Wiederum andere zum Schutze des Landes mit der Waffe in der Hand oder als geistliche Diener in den Kirchen und Klöstern, um Gott zu ehren und lobzupreisen und ihm abzubitten die Sünden der Menschheit.

Wer müßig geht, ist ein Verächter Gottes. Und wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Der Mensch wird zur Arbeit geboren wie der Vogel zum Fliegen. Alle Arbeit muß aber in Gottes Namen geschehen, soll sie vollwertig sein. Denn Demut und Unterordnung sind ihr oberstes Gesetz.“

Einen Augenblick schwieg der Abt. Er hob den Blick himmelwärts und fuhr dann mit einer Stimme fort, die allen ans Herz griff: „Und derart beschaffen sei denn auch die Arbeit, die heute hier an heiliger Stätte geleistet werden soll, Arbeit im Dienste unserer Heimat! Wie Gut ohne Ehre für kein Gut, und der Leib ohne Ehre für tot zu achten ist, so muß auch unser Schwabenland darauf bedacht sein, daß es seine Ehre wahrhaft im Kampfe wider fremde Gewalten, die drohend zu seinem Verhängnis heraufziehen. Wenn jeder nur für sich sorgt, während das Reich zunichte wird, was anders kann erfolgen als aller Untergang? Man wird alsdann aber auch in ganz Deutschland das Reich vergeblich suchen und es dort nicht finden. Fremde werden unsere Stätte einnehmen und sich in das unsrige teilen. Und so werden wir untertan werden einem ausländischen Volke. Darum ist es ein weises und löbliches Vorhaben, für dessen Gelingen wir allen Segen der Himmlischen erflehen, wenn sich heute ein fester Verspruch zwischen Hall und Gmünd ergeben soll, der unserem geliebten Könige unverbrüchliche Treue zusichert. Seht der Zukunft festen Blickes ins Auge, ihr frommen und weisen Herren, wenn auch Unheil, Not und Pein ihr Haupt erheben sollten. Gewitter verjüngen die verdorrte Natur. So ist es auch beim Menschen. Krieg und Gewalt tun ihm not. Sie vernichten welkendes

Leben und wecken frisches Leben auf. Und vergeßt insbesondere nie, daß Christus der Herr mit einem Hauche seines Mundes selbst die furchtbare Macht des Bösen vernichten könnte, so daß Lucifers Reich in ewige Ohnmacht gerieth, wenn er nur wollte. Gerecht ist unsere Sache, auf falschen Bahnen wandeln jene, die die Saat des Unfriedens und des Hasses in unser Volk tragen möchten. Stemmt euch ihnen entgegen, märtzt aus alles Fremde, Falsche und Welsche, das sich einzunisten sucht. Wie der Herrgott zu seinem Gefallen tausendfältiges Getriebe und tausendfältiges Blühen an Baum und Strauch geschaffen hat, so will er auch, daß die Menschheit ihr eigen Anflitz wahre. Ehrt eure deutsche Art, haltet rein eure deutsche Zunge, gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und laßt euch vom heiligen Geiste durchdringen. Dann lebt Gott in euch und ihr seid und bleibt seine Kinder, die er beschirmen und trösten wird!"

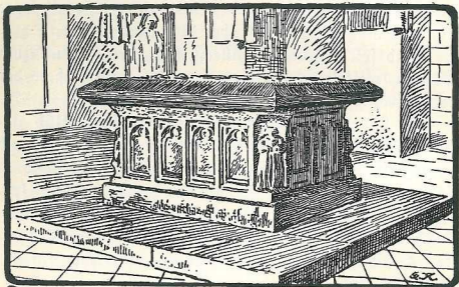
Der Abt hob die Rechte und machte gewichtig das Zeichen des Kreuzes. Machtvoll brauste die Orgel auf, hellstimmig wie der Engel Hallelujah. König Konrad aber beugte das Knie und gelobte dem Herrn der Heerscharen allen Gehorsam zu.

Die Verhandlungen, die nun folgten, fanden unmittelbar im Anschluß an den Gottesdienst in der Kirche statt. Sie wurden zum Treubekennntnis edler und reinsten Art. Die Mönche hatte der Abt zur Arbeit fortgeschickt. Er selbst war geblieben. Nur den Dekan Johannes, seine rechte Hand, hatte er bei sich behalten. Und wo der Abt nicht mehr vorm Altar stand im unmittelbaren Dienste des Herrn, da löste sich seine Zunge vollends, und auch er fand harte Worte wider die Sendboten Roms, die Deutschland keine Ruhe gön-

ten, sondern immer wieder wühlten und heßten, von falschem Glaubenseifer verblindet. „Schneidet mir die Zunge ab,“ so bekannte er, „wenn es eine Gotteslästerung ist. Aber ich vermag es nicht zu glauben, daß es ein dem Allmächtigen ehrendes Werk bedeutet, wenn der heilige Vater kaum noch andere Gedanken hegt, als den Kampf wider den Kaiser. Was ist alle irdische Größe gegen die himmlische! Ihr allein soll ein Geweihter des Herrn zustreben. Und wenn es auch heißt, die Macht des alten heidnischen Roms sei vor den Donnerworten des Apostels Paulus vergangen, so habe ich doch nie und nirgends gelesen, daß Paulus eine weltliche Herrschaft angestrebt hätte. Weder er noch der heilige Petrus. Wer zuviel faßt, so sagt das Volk, faßt leicht zu wenig. Niemand soll nach dem Monde greifen, auch der heilige Vater nicht!“

Im Namen und Auftrage der Städte Hall und Gmünd trat Herr Burkard Sulmeister als Ältester der Stadtherren vor den König. Eisengrau war das Haar, eisenfest der Mann. „Edler Fürst,“ so begann er, „um ihrer Treue zum salischen Hause willen, bewährt im Kampfe Kaiser Heinrichs des Fünften wider das Papsttum, hat einst das Geschlecht der Staufer die Grafschaft im Kochergau übertragen bekommen. Wohl an, wir Städter sind nicht minder treu als unsere Herren es waren. Seit Alters haben wir Haller das Vorrecht, beim verlorenen Haufen des Reichsheeres im Vordertreffen die Fahne zu tragen. Glaubt mir, König Konrad, dieses Vorrechts begeben wir uns nicht. Und mag von neuem der Bannstrahl zucken, wie er vor einigen Jahren erst — laßt sehen, fünf sind es her — Ulm, Neutlingen, Gmünd und unsere gute Stadt traf, un-

sere Herzen hören nicht auf, in Liebe, in Dankbarkeit und Verehrung für unseren Herzog, der unser König ist, und für des gnädigen Kaisers Majestät zu schlagen. Wir stehen hier an heiliger und geweihter Stätte, auf dem Liebfrauenberg, und in einem Gotteshause, das die Grablege der Staufer ist. So fordere ich meine Gefährten auf, die mit mir von Hall herbeigeritten kamen, und von den Gmünder Herren darf ich füglich ein Gleiches erwarten, hebt mit mir die Hand zum Schwur, zum Schwur, der bei kühlem Verstande aus heißem Herzen quillt: Allezeit und unverbrüchlich wollen wir hinter dem Kaiser und hinter König Konrad, seinem erlauchten Sohne, stehen, wenn es gilt, ihnen die Treue zu beweisen. Droht ihren edlen Häuptern jedoch Gefahr, dann stellen wir uns vor die Fürsten. Denn unser letzter Tropfen Blut und unseres letzten Herzschlags Liebe, sie gehören unserem Kaiser und unserem jungen König!“



Steinsarkophag auf der Hohenstaufengruft in der' Klosterkirche zu Lorch

Der Alte senkte sein Knie. Doch König Konrad kam ihm zuvor. Mit beiden Armen umschlang er Burkard Sulmeisters Schultern, und unter Tränen jubelte er hervor: „An Schwabentreue hat's nie gefehlt, wenn Nothzeit kam. Herr Burkard, Eurer Worte vergesse ich nicht bis an mein Lebensende!“

Reihum schritt der König, allen schüttelte er die Hand. Und aus seinen klaren Augen fiel für jeden ein Sonnenstrahl bis in des Herzens Tiefe.

Mittlerweile war auf dem Hofe vor der Kirche ein Gestühl im Freien bereitet worden, um zu einem Imbiß zu tafeln. Als König Konrad heraustrat, geschah es just zu dem Augenblick, wo nach Abschluß der Beratungen auf dem hohen wehrhaften Turm des Klosters das Königsbanner aufgesteckt wurde. Herr Gottfried von Hohenlohe, ein Mann voll Würde und Ernst, von Klugheit und reichstem Wissen, der allezeit wie ein Nährvater für den jungen Fürsten sorgte, machte Konrad darauf aufmerksam. „Seht, edler Fürst,“ sagte er, „der Königsaar weht über dem Lande!“

„Und soll es tun für alle Zeiten, der Heimat zum Nutzen, welscher Tücke zum Troß!“ Laut rief es der junge König, so daß alle es hören konnten.

Die Herren nahmen an den Tafeln Platz. Und alsbald erhob sich bei guter Bewirtung mit Speise und Trank ein angeregtes Geplauder. Dort, wo der König saß, kam man von den Ereignissen des Tages nicht los. „Ich habe verlässliche Kunde,“ berichtete Herr Gottfried von Hohenlohe, „daß die landfremde Schlange, der Archidiacon Albert von Passau, sich wieder auf unferen Burgen verlegt, um von seinem Gifte abzugeben.“

„Man sollte ihn verschwinden lassen, mancher wagte

die heimliche That, so der König es nur wünschte!“ Der Schenk von Limpurg sah herrisch in die Runde. „Zumindest des Landes müßte der Böhme verwiesen werden!“

„Noch leben wir im Frieden,“ hielt der Edle von Brauneck bedächtig dagegen, „wenn auch des Papstes Bannstrahle wie Blitze in schwüler Sommernacht zucken.“

„Ich fürchte, wir lassen uns auch diesmal das Fell über die Ohren ziehen!“ Der Limpurger scheute kein hartes Wort. „Wer das Schicksal meistern will, muß ihm zuvorkommen!“

Doch Herr Gottfried von Hohenlohe war anderer Meinung. „Rasche That ist nicht immer richtig,“ hob er mit Nachdruck hervor. „Wer Rom bezwingen will, muß sich feinsten Listen bedienen.“

„Dann ist aller Kampf vergeblich,“ knurrte der Limpurger vor sich hin. „Mit der Kraft unserer Fäuste schlagen wir sie, nie und nimmer aber mit der Schärfe des Verstandes.“

König Konrad hob den Becher: „Ihr Herren, laßt uns auf unsere Einmütigkeit trinken.“ Eine leichte Röthe durchfuhr seine Wangen. „Mich dünkt, hier liegt die Wurzel unserer wahren Stärke.“

Freudig tat man ihm Bescheid. Und der alte Burkard Sulmeister aus Hall raunte seinem Nachbar, dem Reichsschultheißen Kraft von Bocksberg, ins Ohr: „Wenn alle den König so liebten wie wir, er könnte jede Nacht geruhsam wie ein Murmeltier schlafen, weiß Gott — er könnt's!“

Anders lief das Gespräch, wo die adligen Stadtherren aus Gmünd Platz gefunden hatten. Unter ihnen

faß der Dekan Johannes. Er war eines Sinnes mit seinem Abte, wenn es sich um die Treue zum Stauferhause handelte. Ansonsten weilte er aber mit all seinen Gedanken nur bei Gott und den himmlischen Heerschaaren.

Herr Müttel von Treppach neigte sich ihm zu: „Wie oft, frommer Vater, müßt ihr im Kloster Lorch kirchlicher Handlungen pflegen?“ Die Augen des Stadtkunckers glänzten weinselig.

Der Dekan entgegnete voll stiller Würde: „Sieben sind die Bitten des Paternosters, sieben die Gaben des heiligen Geistes, am siebenten Tage ruhte Gott, sieben Söhne hatte Hiob, sieben Trompeten stürzten Jericho, sieben Hörner trägt das Lamm der Apokalypse und sieben Wandelsterne ruhen in Gottes Hand —“

„Das alles bedeutet?“ Der Treppacher erstaunte sich.

„Daß wir siebenmal am Tage Gottes Lob zu singen haben!“

„Es heißt,“ griff der von Sperbersee die Unterhaltung auf, „es gäbe auch sonst heilige Zahlen. Wie steht es damit, Bruder Johannes?“

Der Dekan nickte vor sich hin: „An solchen gebricht es nicht. Die Eins ist das Symbolum Gottes, der am Anfang alles Seienden steht. Die Drei ist unteilbar, was sie zum Sinnbild der heiligen Dreieinigkeit macht. Auch die Zwölf ist heilig, schon um der Zahl der Apostel willen. Dann aber auch, weil dreimal vier zwölf ergibt und weil von der heiligen Dreifaltigkeit die Apostel ausgesandt wurden, um in den vier Weltteilen Christi Wort zu predigen.“

„Welche Zahlen entsprechen dem Manne, welche sind

weibischer Art?“ beehrte Herr Siefried in dem Steinhauſ zu wiſſen.

„Das iſt leichtlich beantwortet! Stärker als gleich iſt der Mann, dazu unſpaltig. So nimmt er die ungeraden Zahlen in Anſpruch. Dem Weibe hingegen ſind die geraden zugemeſſen, ſchon um ſeiner Weichheit willen.“



Am luſtigſten ging es an der Tafel her, wo die jungen ſtaufiſchen Dienſtmannen ſaßen. Unter ihnen weilte ein Mönch, Bruder Quintin mit Namen, der hinter durchſchnittlicher Mannesgröße um ein Erſtöckliches zurückgeblieben war. Umſo bedeutsamer war ſein Mundwerk. Und in der Gabe des Spottes galt er ſogar als Meiſter.

Ihm hatte es inſonderheit Herr Friedrich von Evensheim angetan. Das friſche Geſicht, die lebhaften Augen und die ſtattliche Männlichkeit des jungen Ritters zogen den grauhaarigen knittrigen Mönch immer wieder an.

„Wir bedauern es,“ behauptete er, „daß Sanct Benedikt es nicht erlaubt, Euch und Euren Genossen Rosen, Lilien und Aglei auf den Weg zu streuen, wie Ihr es sonst bei feierlichen Anlässen gewohnt seid. Auch hätten wir gern Teppiche und seidene Vorhänge zur Zierde unseres grauen Hofes aus den Fenstern gehängt. Bei Prüfung der Bestände ergab sich jedoch, daß wir nur über härene Decken verfügen.“

„Glaubt nicht, daß wir besser leben als ihr!“

„Ihr nicht, wo ihr euch in kostbare Seide kleidet und täglich eure Kasse tummelt? Herr Ritter, Euer Wort in Ehren, würdet Ihr aber freiwillig an meine Stelle treten?“

„Warum nicht?“ lachte der Evensheimer. „Wenn's immer so vergnüglich zuginge wie heut!“

„So kommt zu uns!“ lockte Bruder Quintin. „Vertauscht das Prunkkleid mit der Kutte und laßt es zu, daß eine Schere Euer schönes Gelock verkürzt. Es sollte mich herzlich freuen, wenn Ihr Euch dazu entschließt. Auch dürftet Ihr in artibus und literis mein Schüler werden —“

„Einverstanden!“ Herr Friedrich streckte dem Mönch die Hand entgegen. „Nur eine Frage beantwortet mir noch —“

Bruder Quintin blinzelte den Ritter aus listigen Augen an: „Ich fürchte, sie wird verfänglich lauten —“

„Darf man sein Liebchen ins Kloster mitbringen, sofern es eine ehrbare Domina ist?“

Der Mönch bog sich vor Lachen: „Euer Begehren ist hoffnungslos. Selbst der liebe Herrgott vermöchte es nicht zu erfüllen. Denkt an die Vertreibung aus dem Paradies und beschwert Euch bei der Stammes-

mutter Eva. Sie hat Euch die Suppe mit der Domina versalzen!“

Auch die Umstehenden lachten. Doch Herr Friedrich war plötzlich ernst gestimmt. Vor seinen Augen stand ein liebliches Gesicht. Ueber schimmernde Wangen rannten zwei Zähren. Und ein bebender Mund flüsterte die Worte: „Nie und nimmer kann es geschehen, für den Schleier bin ich bestimmt, meiner warten Klostermauern, wenn ich achtzehn Sommer zähle —“ Noch klang die Stimme in Herrn Friedrichs Ohr, auf dem Rosenstein hatte er sie vernommen, in der Dreifaltigkeitshöhle war es gewesen, vor kurzem erst, vor wenigen Wochen — — —

Jemand rührte ihn an der Schulter. Langsam wandte sich Herr Friedrich um. Siefried in dem Steinhäus bot ihm die Rechte: „Ihr tathet vor Monden einen schweren Sturz, habt Euch seitdem in Gmünd nicht wieder blicken lassen. Ich hoffe, Ihr seid mir dieserhalb nicht unfreundlich gesonnen?“

Der Evensheimer erhob sich. Doch bevor er etwas entgegnen konnte, fuhr der wackere Gmünder fort: „Eure Mähre bäumte, als es zu spät war, ich vermochte den Puneis nicht mehr zu verhindern. Ein andermal gibt es ein besseres Kennen, das verspreche ich Euch.“

Da schlug Herr Friedrich ein und ward ob solcher Courtoisie seitens des Gmünder Stadtherrn wieder fröhlicher gestimmt.

Die beiden unterhielten sich noch — die Tafeln wurden währenddem aufgehoben und beiseite geschafft —, als sich der Schenk von Limpurg zu ihnen gesellte. „Ihr Herren,“ sagte er, „wo ich euch beisammen habe, ich hätte ein verschwiegen Ding zu bereden . . .“

Wie von ungefähr wanderten die drei abseits. Und ohne viel Umschweife, wie es seiner biederben Art entsprach, redete sich der Limpurger seine Gedanken vom Herzen. „Offen darf es nicht geschehen,“ sagte er, „der Mantel der Heimlichkeit muß das Werk decken. Es ist aber höchlich an der Zeit, daß der Böhme — ihr wißt, wen ich meine — von der Männererde verschwinde. Unheilvoll ist sein Wirken, das Reich geht an ihm zu Grunde. Nun dachte ich, zwei Herren wie ihr, der eine vom Land, der andere aus der Stadt, sie wären mir just die rechten Begleiter, um ein Stücklein zu wagen —“

„Ihr wolltet unter verdecktem Schilde der Passauer Viper den Kopf abhauen?“

„Ihr habt mich recht verstanden, Herr Siefried, und habt das Verständnis zudem in treffliche Worte gekleidet. Seid Ihr mein Mann?“

Der Gmünder zögerte. Da fragte der von Evensheim: „Und der König? Was sagt mein Herr und Gebieter dazu?“

„Konrad darf nicht darum wissen. Frei und unberührt muß seine Seele bleiben. Und trotzdem ist es Königsdienst, wenn wir den Ritt wagen. Entschließt euch, ihr Herren, wir dürfen kein Aufhebens machen —“

„Ich bin Euer Mann!“ erklärte der Gmünder. „Denn daß ich es nur gestehe, seit langem quält mich der Gedanke, die Tat müsse nun sprechen, der Worte sind genug gewechselt!“

Da schlug auch Herr Friedrich ein. Und die drei besprachen sich fest und bündig.

*

*

*

Der König strebte mit seinem Gefolge durch dichten Wald Burg Staufen zu. Konrad war frohgemuter Laune. „Auch die anderen Städte werden treu zu uns halten,“ frohlockte er. „Insonderheit vertraue ich auf die alten Pfalzen, auf Eßlingen und Ulm. Dann auch auf Keutlingen, das mein Herr Vater noch mit neuen Mauern hat umgeben lassen.“

„Vergeßt Göppingen nicht!“ mahnte Gottfried von Hohenlohe. „Es ist wie die anderen Orte ein fester Platz geworden. Lauter ist die Gesinnung seiner Bürger. Und die Herren vom Neckberg und vom Staufenack haben Besitz in der Stadt, so daß auch auf diesem Wege eine Brücke zu Euch geschlagen ist.“

Sie kamen durch Kürneck, einen kleinen Flecken in der Nachbarschaft des Schlosses Büren gelegen, von dem aus das staufische Geschlecht seinen Aufstieg genommen hatte bis zum Kaiserthron. Es war die Stunde, wo die Bauern von der Feldarbeit heimkehrten. Daran lag es aber nicht, daß alle Welt auf der Dorfgasse stand, Männer, Frauen und Kinder. Und noch absonderlicher schien es, daß der König in verlegene Gesichter schaute, während ihn sonst Ehrfurcht und Jubel begrüßten.

Konrad zügelte sein Ross. Er erkannte eine stattliche Frau, die vor Jahren auf der Staufferburg als Dienstmagd geschafft hatte. „Liutraud,“ sagte er, „habt ihr Kürnecker Sorge um eure Ernte? Oder gibt es Krankheit im Ort?“

Die Frau schlug die Augen nieder. Nur für kurze Zeit, dann hob sie den Blick und schaute den König voller Zutrauen an. Trotzdem kam es stockend heraus:

„Nein, edler Herr, das ist es nicht, eine andere Last bedrückt unser Herz — —“

„So rede Du!“ forderte Konrad. Und er bezeichnete einen alten Mann, dem schlohweiße Haare um ein rotbrüchiges Antlitz hingen.

Der Alte jedoch hob abwehrend die Hände. Und sein hoher Rücken krümmte sich. „Ich nicht,“ stammelte er, „ich nicht!“

Der Evensheimer reckte sich im Sattel. Er erspähte eine Gestalt, die sich rücklings der Häuser quer übers Feld davon machte. Da schmalzte er mit der Zunge, sein Gaul griff aus, zwischen Hütten hindurch, hinein ins Feld . . . der Flüchtige blieb stehen — ein Ordensbruder war es, ein Minorit!

In Herrn Friedrich quoll bitteres Empfinden hoch. Er wußte darum, wie Konrad Kamlers Vertreibung aus Neuffen zustande gekommen war. So herrschte er den Fremden an: „Seid Ihr vom schlechten Gewissen gehegt? Dreht um und folgt mir zum König!“

Der Pater tat es, ohne ein Wort zu verlieren. Und als er vor den Fürsten trat, da brach aus seinen großen dunklen Augen der Glanz tiefinnerlicher Ueberzeugung, Sachwalter einer gerechten Sache zu sein.

„Vielleicht gibt der hier Auskunft?“ Der Evensheimer wies auf den Mönch. Unruhig scharrete sein Ross den Boden. „Ich habe ihn hergenötigt.“

Gottfried von Hohenlohe drängte sich vor, ehe der König fragen konnte. „Frommer Bruder,“ forschte er, „was hat Euch nach Kürneck geführt? Kamt Ihr in höherem Auftrage und in besonderer Sendung? Ich muß um offene Auskunft bitten!“

Der Franziskaner verneigte sich vor dem König, Herrn Gottfried übersah er. Und mit erhobener Stimme bekannte er, so daß alle im Umkreise es hören mußten: „Meine Sendung geht auf des Papstes Heiligkeit zurück, der als Petri Nachfolger zum Fürsten über die Reiche der Welt bestellt ist. Roms Bannstrahl hat Kaiser Friedrich getroffen, weil er sich heilig nannte und sein Leben mit dem Leben Jesu verglich. Die Kirche aber weiß, daß er in Wahrheit ein Geschöpf Lucifers ist, der den Himmel erobern und seinen Sitz unter den Sternen nehmen wollte. Euer Vater, König Konrad“ — heiße Leidenschaft lohte aus den Worten des Mönches — „ist ein die Gottheit leugnender Keger. Er liebt den Verkehr mit den teuflischen Kräften. Wer ihm anhängt, scheidet sich von der Kirche, denn nur der wird die ewige Seligkeit erlangen, der dem Papste untertänig ist —“

Er kam nicht weiter. Friedrich von Evensheim riß sein Schwert blank. „Soll ich die Lästertzung züchtigen?“

Der König war totenblaß geworden. Die Stimme versagte sich ihm. Gottfried von Hohenlohe fiel dem Evensheimer in den Arm. „Der Himmel,“ so rief er, „wird die gerechte Strafe schicken!“

Verzückten Antlitzes wartete der Mönch. „Schlagt zu,“ begehrte er, „schlagt dreimal zu! Wenn mich Todeswunden küssen, vergehe ich vor Seligkeit . . .“

Der junge König verspürte den Druck einer warmen Hand in der seinen. Eintraud hatte sich neben sein Koss gedrängt. „Sprecht, edler Herr,“ flehte sie, „sprecht ein erlösendes Wort!“

Da raffte sich Konrad zusammen. Was er sagte,

ihm selbst war es kaum gegenwärtig. Und doch fand er gute Worte. „Gebt Frieden,“ mahnte er, „der Gekreuzigte hat für uns alle geblutet, weil wir Gottes Kinder sind. Wer Haß sät, befleckt das Kleid göttlicher Liebe und beleidigt das Andenken Christi!“

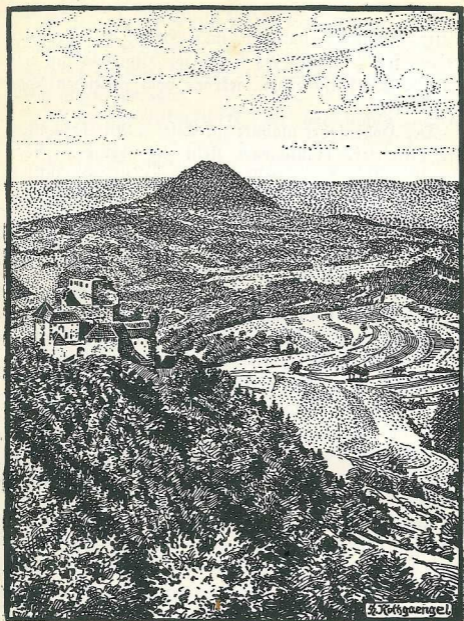
Der Evensheimer stieß sein Schwert in die Scheide. Unbeirrt verharrte der Pater. Nur daß er den Blick zu Boden schlug. Und voller Kraft fuhr Konrad fort, indem er seinen väterlichen Berater, Herrn Gottfried von Hohenlohe, nicht aus dem Auge ließ: „Kürneck versichere ich meines Wohlwollens. Laßt euch nicht einschüchtern, Leute. Schon oft haben Päpste und Kaiser miteinander gehadert. Kein Bann hat ewig gewährt. Und sollte ein Schlimmes kommen, das Interdikt für euer Dorf, so seid versichert, die frommen Brüder vom Kloster Lorch lassen euch nicht im Stich. Sie werden für euer Seelenheil sorgen, mit Messe und Beichte und christlichem Begängnis, so oft ich es wünsche. Denn noch hat keiner gewagt, einem Mönch in den Weg zu treten, der zum Dienste Gottes schritt.“

Des Königs Worte wirkten Wunder. Furcht und Sorge verschwanden von den Gesichtern der Dorfbewohner, Vertrauen kehrte zurück. „Heil unserem Herzog und König!“ rief Frau Liutraud und hob den runden Arm. Da fielen die anderen ein und umdrängten stürmisch des Fürsten Kopf.

Der Franziskaner aber schritt von hinnen.

„Kennst einer den Mönch bei Namen?“ erkundigte sich der Evensheimer.

„Pater Angelus nennt er sich, von Hall aus zieht er im Lande umher.“



Blick vom Hohenrechberg auf den Hohenstaufen

Da fuhr des Ritters Hand abermals nach dem Schwerte. Doch er beherrschte sich und folgte seinem Herrn.

Als sie über die Hochebene hinter dem Dorfe Kürneck ritten, wuchs das dunkelmähnige Haupt des Staufenberges frei heraus. Es stand vor Himmelsblau und weißen Wolkenschleiern, gekrönt vom ragenden Bau der Burg.

Der Hohenloher mahnte zur Eile: „Wir bekommen ein Gewitter, blauschwarz steht es über dem Neckberg!“ Von fern grollte Donnerrollen, obwohl die Erde in Sonnenlieblichkeit gebadet schien. Kurz darauf raschelte aber der Wind unruhig in den Blättern.

Im Trabe stapften die Gäule dahin. Tief sank ihr Huf in den feuchtweichen Boden. Gen Osten lag über der Alb eine schwere graue Wand, von weißen zer-schlissenen Wolken durchwühlt.

Dann rieselte Regen hernieder. Dichte graue Schleier senkten sich auf die Hänge. Als Schatten nur lugten die Höhenzüge hindurch.

Die Unterhaltung der Ritter verstummte. Näher regte sich Donnergekrach. Fahler Blitzschein griff durch den Dunst. Doch der Hohenloher erklärte: „Es wird nicht schlimm, weil der Wind so schwach ist. Nur bei heftigem Winde entstehen starke Blitze.“

Und er behielt recht. Im Fluge war das Gewitter vorüber. Die Regenwand ward dünn und licht. Aus dem Grunde wuchsen Zoll um Zoll die stolzen Tannen wieder empor. Und zu frischer grüner Pracht fand sich der Wald zurück.

König Konrad schüttelte sich: „Und doch ist man naß wie eine Kage!“

Da war es, als schlug Gottes Auge auf: die letzte Wolke glitt frei von der Sonne, goldenes Licht überjubelte das Land! —

Am nächsten Morgen war der Evensheimer ohne Urlaub auf und davon. Allein sei er fortgeritten, mehr wußte der Torwart nicht zu berichten, und zwar auf dem Wege gen Göppingen.

„Wann er wiederkehrt? Er hat nichts hinterlassen?“

„Nein, gestrenger Herr!“

Der von Hohenlohe empfand ernste Sorge. Ungewöhnlich war des jungen Ritters Verhalten.

Unruhe in Hall

Herr Albert von Stabe, der Prior des Franziskanerordens zu Hall im Kochergau, saß im Kapitelsaal des Klosters und überflog einen Brief, den er soeben empfangen hatte. Vor ihm stand der Bote, ein Pilger im grauen Büßerrock, so wie sie zu Hunderten über die Landstraße zogen, verwahrlost und verkommen, ein Vergerniß für jeden rechtschaffenen Mann, der die Ordnung liebte und strebsamem Lebenserwerb nachging.

Der Prior richtete sich auf. Prüfend überschaute er den Boten. „Ich hege keinen Zweifel,“ bekannte er, „das Schreiben ist echt! Wie kommt es aber, daß der heilige Vater in Lyon just Dich zum Ueberbringer ausgewählt hat?“

Der Pilger verneigte sich mit unterwürfiger Gebärde: „Ich bin nicht, der ich scheine. Ansonsten trage ich die weiße Kutte —“

„Ein Dominikaner bist Du?“ Der Prior fuhr hoch in seinem Stuhl. Wieder ward in ihm Argwohn rege. „Es gibt rändige Schafe in eurem Orden, just hier in Hall, wir sind entsetzt!“

Der Bote bewegte zustimmend das Haupt. „Glaubt nicht,“ entgegnete er, „daß die Brüder des heiligen Dominikus außerhalb Halls Anteil an jenen nehmen. Sie sind uns verhaßt, die Abtrünnigen, nicht minder wie

Euch. Denn noch fühlen auch wir uns als Kriegsscharen des Papstes, zu jedem Kampf und Opfer bereit."

"Und was gab Dir Anlaß, Dein Ordensgewand abzulegen? Wer erteilte Dir die Dispens?"

Nicht ohne Stolz entgegnete der Bote: „Der heilige Vater selber tat es, und zwar auf meine ergebene Bitte. Wer einen heimlichen Auftrag zum guten Ende führen soll, handelt weise —“

„Wenn er sich unkenntlich macht! Du scheinst mit Listen begabt, Bruder . . . ?“

„Zoto heiße ich, hochwürdiger Herr! Und daß meine Vorsicht am Platze war, beweist die jüngste Tat, der geplante Ueberfall auf den Agenten aus Böhmen, den Archidiacon Albert von Passau —“

„Schon gut! Du kennst den Inhalt des Briefes?"

„Nicht mit einem Sterbenswörtchen! Ein armseliger Pilger wie ich ist gemeinhin des Lesens nicht kundig.“

„Und doch hast Du studiert?"

„In Paris, hochwürdiger Herr, wie die meisten meiner Brüder! Während meines Auftrages aber, Ihr versteht, hatte ich alle Wissenschaft vergessen.“

Der Prior lächelte nur flüchtig. „Schön," sagte er, „Du kannst nun gehen. Ruhe Dich aus bei uns und speise. Denn Deine Ordensbrüder in Hall — sie haben zwar ein Haus erworben, in der Pfaffengasse liegt es —“

„Ich setze keinen Fuß dorthin!" Bruder Zoto verwahrte sich. „Wie ich gekommen, so ziehe ich von hinnen. Wird mir eine Antwort zuteil?"

„Ich muß es mir überlegen.“ Albert von Stade winkte Entlassung. Der Bote nickte und ging.

Hinter einem gestickten Teppich, als Wandschmuck über ein Gestell geworfen, trat Bruder Angelus hervor. Er war der Vertraute des Priors. „Was steht in dem Schreiben?“ forschte er. Seine Augen funkelten vor Wißbegier.

„Zunächst eine Anweisung für den Orden.“ Der Prior nahm den Brief hoch und gab aus seinem Inhalt bekannt: „Mir wird die Vollmacht erteilt, zu fangen, zu binden und einzukerkern, sowie alle Mittel kirchlicher Straf Gewalt anzuwenden gegen abtrünnige Glieder des Klosters, in welchem Gewande man sie auch finde.“

Bruder Angelus bewegte zustimmend sein Haupt. „Eine weise Maßnahme, wengleich ich nicht glaube, daß einer von unseren Brüdern —“

„Sind sie uns sämtlich sicher, obwohl Heinrich von Hall und sein Schatten, Konrad Kamler, mit mächtiger Stimme werben und heizen und die ganze Stadt auflehlig machen?“

„Wir brauchen keine Sorge zu tragen. Immerhin, es wäre gut und nütze, wenn die Brüder vertrauliche Kenntnis von des Papstes Erlaß erhielten, auf daß sich kein Wurmfratz einniste. Was schreibt der heilige Vater sonst? Ich vermute, es steht mehr in dem Briefe . . .“

„Du täuschest Dich nicht, wichtige Botschaft enthält er, endlich wird uns Klarheit zuteil —“

„Ueber den Kampf wider Friedrich den Antichristen?“

„Just über ihn! Vernimm, was der Papst anordnet: ‚Da der Kaiser‘, so heißt es, ‚das weltliche Schwert in

Petri Gewalt ableugnet, so sollen fürderhin seine Gesetze nicht länger bindend sein, sofern sie kanonischem Recht widerstreben —“

„Das war uns geläufig, oder vielmehr — es ergab sich aus dem Bannfluch.“ Bruder Angelus schien enttäuscht.

Der Prior neigte den Kopf zur Seite: „Du verlangst viel! Aber hier — hier habe ich etwas, das auch Deinem Eifer Genugtuung geben wird: hier ist des Papstes Bannfluch im Wortlaut, öffentlich soll er verkündet werden!“

Ueber die Züge des heißblütigen Asketen glitt ein stolzes Lächeln der Befriedigung. Mit beiden Händen griff er nach dem dargebotenen Bogen. Während er las, bewegten sich seine Lippen. Er stieß einzelnes laut hervor oder murmelte auch ganze Sätze: „Aus dem Meer ist ein Tier aufgestiegen, dessen Name Lästerung ist . . . es öffnet den Mund zur Schmähung der göttlichen Gewalt . . . es richtet giftige Pfeile gegen das Zelt des Himmels . . . dieser König der Pestilenz . . . die Ketzer unterstützt er . . . sein Leib sei dem Satan übergeben . . . am Tage des Gerichts . . . seine Seele . . . die Untertanen . . . Treueid entbunden . . .“

Pater Angelus legte das Schreiben feierlich auf den Tisch zurück. „Kom hat gesprochen,“ sagte er, „nun ist es an uns zu handeln!“

Der Prior fuhr sich mit der Hand über die Stirn: „Gewißlich, so steht es — doch mir will scheinen, es entspräche göttlicher Gerechtigkeit, wenn wir zuvor noch einen Versuch unternähmen —“

„In welchem Sinne? Und bei wem?“ Pater Angelus straffte ablehnend seine hohe schlanke Gestalt.

„Nur nicht mehr viel Worte, wir halten die Waffe des Sieges in der Hand!“ Mit steifgerectem Arm wies er auf den päpstlichen Brief.

Doch Albert von Stade dachte anders. Er lebte streng nach der Ordensregel und stand aus innerster Ueberzeugung treu zum Papst und zu Rom. Er sah aber auch klar über die Lage in Hall und erkannte die Grenzen seiner Macht. Mit Gewalt war wenig auszurichten, nur mit stiller zäher Belehrung. „Bruder Angelus,“ bestimmte er daher, „ich wünsche, daß Du ein Opfer auf Dich nimmst. Fällt es Dir schwer, so denke an das Kreuz, das der Heiland getragen hat. Geh' mit dem Sendschreiben des Papstes in das Predigerhaus zu Heinrich von Hall. Unterweise ihn über den Inhalt und mache ihm insonderheit klar, daß auch über seinem Haupte die Gefahr des großen, vom heiligen Vater verordneten Bannes schwebt —“

„Es wird ihn nicht umstimmen. Hat ihn die Exkommunikation berührt, die vor Monden schon sein Provinzial aussprach?“

„Trotzdem, es sei versucht! Auch der Sohn Gottes hat sich mit aller Liebe just den ärgsten Sündern zugewandt, selbst noch in seiner Todesstunde! Bruder Angelus, vollführe daher, was ich wünsche, begib Dich sogleich auf den Weg!“

Strenger als sonst klang des Priors Stimme. Worauf der Mönch gehorchte, ohne ein weiteres Wort zu verlieren.

*

*

*

Es war nur ein kleines Haus, in der Pfaffengasse gelegen, das Bruder Heinrich von Hall für sich und



Kapelle in Steinbach unterhalb der Comburg

seinen Anhang erworben hatte, um als Anwalt der Armen, wie er sich selber bezeichnete, das reine Evangelium Gottes zu predigen. Von der bescheidenen Stätte ging aber ein gewaltiges Werben aus. Weit über die Grenzen des Rohergaues reichte die Kraft der

neuen Bewegung. Denn Tausende glaubten an die Offenbarung, daß die Heimsuchung der Erde demnächst ein Ende finden werde. „In sechs Tagen hat Gott der Herr die Erde geschaffen,“ so lief es von Mund zu Mund, „die sechs Zeiträume der Arbeit und Not, sie liegen nun hinter uns. Wie der Sonntag als siebenter Tag folgte, so werden für uns jetzt Zeiten aufleuchten, die Ruhe und Gerechtigkeit bringen.“

Konrad Kamler weilte allein im Predigerhaus. Bruder Heinrich und die anderen waren unterwegs, auf den Gassen in Hall oder auch außerhalb der Stadt, um für ihre Sache zu werben.

Es klopfte an der Tür. Zwei schlichte Leute traten ein im blauen Feiertagsstaat. „Wir kommen,“ stotterte der eine, „um unseres Besitzes willen — aus Steinbach sind wir — aus dem Weiler zu Füßen der Comburg — —“

„Und euer Begehr, gute Leute?“ Keiner verstand es wie Konrad Kamler, mit den Bauern umzugehen. Schon sein Blick nahm gefangen.

„Ich bin Seifrid Kumpelkurze,“ entgegnete der Sprecher, bereits ein wenig mutiger geworden, „und mein Freund hier, der heißt Heinrich Nächstleib. Wir waren Zinser zur Comburg und sind um eines Ablasses willen in Hörigkeit geraten. Auch dachten wir durch Uebergabe unseres Eigentums an die klösterlichen Herren ein gottwohlgefälliges Werk zu tun. Nun möchten wir aber gebeten haben, wenn der Tag kommt, wo alle Hierarchie gestürzt wird und alle Vollmacht an die gerechten Prediger übergeht —“

„Wer hat euch davon erzählt?“ Konrad Kamler

hörchte auf. Es liefen allerhand Uebertreibungen unterm Volke um, er wußte darum und haßte dererlei.

„Jenun,“ berichtete das Bäuerlein, „das Wissen hab' ich von der letzten Predigt, so Bruder Heinrich gehalten hat. Ein Strafgericht würde kommen, hat er geweissagt, und der Heiland selber würde als Richter erdwärts herniedersteigen. Dann fielen alle geistlichen Güter an die Armen zurück, weil doch allzuviel Grund und Boden der toten Hand gehöre —“

„Und da meint ihr —“ Konrad Kamler mußte lachen — „euer Stündlein habe geschlagen, ihr könntet euch tüchtig bereichern?“

Eifrig nickte Seifrid Kumpelkurze, eifrig nickte auch Heinrich Nächstleib. Und nun war es dieser, der mit fistelnder Stimme erklärte: „Wir sind gekommen — Ihr möchtet unsere Ansprüche vermerken — —, wenn erst der Tag erschienen sein wird — — — —“

Konrad Kamler erhob sich und schritt gewichtigen Fußes in dem Kämmerlein hin und her. Dann blieb er vor den Steinbachern stehen, sah sie aus runden Augen an und erklärte: „So es sich erfüllen sollte, worauf ihr eure Hoffnung baut, daß nämlich Gottes Sohn baldiglich auf Erden erscheinen werde, so will ich euch das Eine verraten: ein Lämplein wird der Heiland mitbringen, um jedem ins Herz zu leuchten! Und wenn er dort nichts weiter entdeckt wie Begierde nach Geld und fremdem Gut, so wird er achlos vorübergehen und andere Menschen beglücken. Dem Gekreuzigten ist lieb, wer ihn sucht, mag er Fürst, Bauer oder Höriger sein. Wer aber die Kirche um zu Recht erworbene Güter berauben und ihr die Gefälle vorenthalten möchte, der ist in Wahrheit ein Mörder der Armen. Denn von der

Kirche, der edlen reinen, geht ein Gnadenstrom aus, dessen Größe kein Mensch je abwägen kann, weil er nur die Seelen legt und sonst nicht wahrnehmbar ist."

Seifrid Kumpelkurze nickte vor sich hin, und Heinrich Nächstleib kraute sich hinterm Ohr. „Dann hätt' es also vorerst keinen Sinn" Langsam trollten sich die beiden.

Von der StraÙe scholl Hufgeklapper herein. Konrad Kamler trat zur Tür

„Vater!" Die Tochter stand vor ihm. Er entsetzte sich: „Mein Kind, Du bist von der sicheren Burg geflohen?"

Er nahm die Erregte in seine Arme und geleitete sie ins Innere des Hauses. Hinter ihnen stapfte ein schwerer eisenklirrender Tritt. Der Leutepriester wandte sich um vor ihm stand der Rosensteiner, ein anderer wie sonst, ohne Keckheit und Uebermut.

„Ich vermelde nur," sagte er, „daß ich die Magd auf ihren Wunsch in Treuen hierher begleitet habe. Sie ist gesund und frisch, wenn auch bekümmerten Herzens."

„Und was gab den Anlaß, daß sie reiste? Ich hatte sie nicht erwartet, wo der Herr und die Herrin der Burg wieder auf dem Rosenstein weilen."

„Das muß die Magd Euch selber berichten." Um des Ritters Lippen zuckte ein Weh. „Mir hat sie es nicht anvertraut."

Und im Fortgehen rief er über die Schulter: „Ich bleibe bis morgen in Hall, falls noch ein Wunsch an mich ergeht."

Berndrud sank vor dem Vater auf den Boden und barg ihr Haupt in seinem Schoß, als er Platz genom-

men hatte. Es zuckte wie ein Krampf durch ihren Leib. Erst als Tränen rannen, wurde sie ruhiger.

Mit seiner großen ungefügen Hand fuhr er ihr sacht über den Scheitel. „Mein Kind, mein liebes Kind . . .“ Mehr brachte er nicht hervor.

Bis sie zu berichten begann, immer noch gesenkten Hauptes, im Flüsterton und doch drängend: „Vater, ich muß Dir abermals beichten. So rein wie ein Quell, der aus dem Felsen sprudelt, ist mein Herz nicht mehr. Ein Funke ist hineingefahren, vor Wochen schon, oder war's gar im letzten Sommer? Ein Funke, der mir heiß macht und mich quält, denn bisweilen rieselt seine Blut mir durch alle Adern. Es geht um Herrn Friedrich, um den von Evensheim, den sie des Königs tapferstes Schwert nennen. Seit ich an seinem Siedlager stand — Du selbst hattest mich hingeführt, Vater —, ist es um meine Ruhe geschehen. Er suchte meine Nähe und blieb doch so fromm, als weile er in der Kirche. Neulich aber, da hat sich sein Herz erschlossen — es kam über ihn, Vater, mit Macht! Und er hat mir gestanden“

Sie verstummte und beugte sich tiefer hinab.

Konrad Kamler schaute auf sie nieder. Inniges Mitleid überkam ihn. Nun erlebte auch sie ihre erste schwere Anfechtung, sie, sein Kind, das seiner verstorbenen Frau leuchtendes Ebenbild war. „Berndrud,“ bat er, „Deinem Vater darfst Du alles gestehen. Es ist, als sprächest Du zu Dir selber.“

Da faßte sie wieder Mut und fuhr fort, doch zögernder als vordem: „Es war in der Dreifaltigkeitsgrotte oben auf dem Rosenstein. Ich saß und stückte, sann über allerhand Dinge nach und sehnte mich nach Dir,

mein Vater. Da trat Herr Friedrich ein — er weilte seit Tagen als Gast auf der Burg — und begann mit mir zu reden. Von Dir sprach er, wie er Dich um Deiner Kaisertreue willen verehere, und daß alle Dienstmannen auf dem Stausen von früh bis spät Dein Lob sängen. Im ganzen Lande sei es bekannt, was Du für den Kaiser tätest. Und wenn die Pfaffen Dir folgen täten, dann gäbe es keine deutsche Not. Da mögen meine Augen aufgeglänzt haben, dankbar schaute ich ihn an. Und ob mein Herz mitsprach, fast glaube ich es. Ihn aber übermannte die Stunde, und er stammelte: „Nicht nur den Vater, Dich, Werndrud, Dich liebe ich als aller Schönheit Preis!“ Ich wehrte sein Drängen in Züchten ab, und er erfuhr, daß ich von Kindheitstagen an den Himmlischen geweiht sei.“

Ein tiefer Seufzer entrang sich Konrad Kamlers Brust. Werndrud blickte auf. Ihre Hände tasteten an ihm empor und umschlangen seinen Nacken. Aus Augen, die inneres Weh verrieten und doch den Vater nicht bekümmern mochten, schaute sie ihn an. Und klar und voller Festigkeit kam es heraus: „Bring mich ins Kloster! Das ist es, warum ich flüchtend herkam. Im Kloster finde ich meinen Frieden wieder. An heiligem Versprechen darf nicht gerüttelt werden.“

An Konrad Kamler zogen im Sturm Bilder vorüber, wie er selbst mit sich gerungen, wie auch sein Weib Zwiespalt im Herzen getragen hatte, ehe sie sich einander zugelobten. Aber auch Bilder frohgemuten, tiefinnerlichen Glückes, Jahre, die ihn emporgehoben hatten . . . und plötzlich stand es sonnenklar vor seiner Erkenntnis: was er heute war, was er vor der Welt bedeutete, seiner Frau verdankte er viel, wenn nicht

das meiste, unendlich viel verdankte er ihr! Sie hatte ihn gefördert in ihrer stillen, reinen Art, sie hatte ihn zur Reise gebracht, ein Wunder, ein seltsam Wunder geistigen Werdens und Wachsens . . .

„Mein geliebtes Kind,“ sagte er und hob sie vollends zu sich empor, so daß sie in seinen Armen lag, „Unruhe kommt über jeden Menschen, der gesund aufblüht. Und daß sie des Teufels Werk sei, ich weise es weit von mir. Du sollst jetzt bei mir bleiben. Unrecht war es von mir, Dich über den Winter und bis in den Sommer hinein allein zu lassen. Wir werden schon ein Plätzchen für Dich finden, hier zwischen Halls kaisertreuen Mauern — —“

Werndrub erschauerte: „Nicht doch, Vater, ich will ins Kloster!“

Seine Augen wurden feucht: „Du weißt nicht, was Du verlangst.“

„Dich bindet ein heilig Gelöbniß. Soll des Himmels Zorn Dich treffen?“

Er spürte das Schlagen ihres Herzens und blieb die Antwort schuldig.

„Vater,“ klagte sie, „hilf Deinem Kinde!“

Es ward still im Raum. Nur eine Fliege summt. Fester zog er die Tochter an sich und fand sich keinen Rat. Werndrub aber entschlummerte, übermüdet vom langen Ritt.

Nach einer Weile rührte jemand den Klopfer an der Tür. Konrad Kamler fuhr zusammen. In seinen Armen regte es sich. „Hilf Deinem Kinde,“ flüsterte eine schlaftrunkene Stimme.

„Wer begehrt Einlaß?“ fragte er laut.

Da ward die Tür geöffnet. Und vor dem Leute-

priester stand sein ärgster Feind, stand Pater Angelus, der Minorit.

Mit keiner Miene verriet der Mönch, was in seinem Innern vorging. „Friede diesem Hause,“ sagte er, wie es die Ordensregel vorschrieb. „Ich suche Bruder Heinrich von Hall. Kannst Du mir mitteilen, wo ich ihn treffe?“

Starren Blickes und unbewegt blieb Konrad Kamler sitzen. Haß glühte in ihm auf, heißer, verzehrender Haß. Warum mußte das Schicksal just zu dieser Stunde den Franziskaner vor sein Angesicht führen?

„Bruder Heinrich von Hall —“ gepreßt kam es heraus — „er ist nicht hier, und wann er wiederkommt. . .“ Auch Konrad Kamler beherrschte sich.

Da ward die Tür von neuem geöffnet — der Gesuchte trat ein . . . er stuzte: „Du hier im Predigerhause?“ Es klang fast wie Frohlocken.

Pater Angelus verneigte sich: „Ich komme im Auftrage meines Priors. Und wenn es möglich wäre, Dich ungestört zu sprechen —“

„Nichts da!“ Bruder Heinrich wehrte lebhaft ab. „Was meinem Ohre taugt, taugt auch Konrad Kamler zu erfahren!“

„Und der dritte Zeuge?“ Der Minorit wies ohne jede Erregung auf die schlummernde Magd.

Der Leutepriester stemmte sich hoch. Mit starken Armen trug er die Tochter ins Nebengeläß, bettete sie auf sein Lager und kehrte in den vorderen Raum zurück, indem er die Tür hinter sich schloß.

„Wohlan —“ Heinrich von Hall machte eine einladende Bewegung, die zum Niedersitzen aufforderte, „wir sind unter uns! Welches ist Dein Begehrt, Bru-

der Angelus? Trägst Du Sturm oder Stille unter
Deiner Kutte?"

Sie nahmen auf hölzernen Schemeln Platz, jeder an
einer Seite des Tisches, der schmucklos im Zimmer
stand. Und der Gast begann: „Es dünkt meinen
Prior ein schlimmes Ding, daß die Leidenschaften der
Menschheit auf die heilige Kirche überspringen, selbst
in unserem Hall. Hitzige Worte sind bereits von der
Kanzel gefallen —“

„Mir scheint, ihr Minoriten habt damit begonnen!“

Der Franziskaner überhörte den Einwurf. Unbe-
irrt fuhr er fort: „Und so möchten wir um des Ge-
kreuzigten willen die Hand zum Frieden bieten. Und
zwar um so mehr —“

Abermals fiel Bruder Heinrich dem anderen ins
Wort: „Mit Befriedigung nehme ich Kenntniss von
dem, was Du sagst. Waren wir doch ehemals auf der
Universität zu Paris Freunde. Lange Jahre sind es
her. Bis jener Tag kam, wo wir um einer Disputation
willen — wir sprachen über das bekannte Wort Moses
,das Blut Deines Bruders schreit zu mir von der
Erde' — in scharfen Gegensatz gerieten . . . was ist
Dir, Bruder Angelus, warum fährst Du hoch? Lebt
noch der alte Groll in Dir, weil ich über Dich in der
Disputation triumphierte?“

Pater Angelus hatte schon wieder Gewalt über sich
gewonnen. Bei Anführung des Bibelwortes war er
zusammengezuckt. Jetzt holte er aus seiner Kutte die
Sendschreiben des Papstes hervor, breitete sie vor sich
auf dem Tisch aus und entgegnete: „Immer der erste
zu sein und vorzustreben den anderen, war mir in der
Jugend Bedürfnis. Heute steht mir die Weisheit

näher: „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ Darum, schweigen wir von Paris. Laßt uns vielmehr Fragen besprechen, die in unser aller Herzen brennen. Was hier vor mir liegt, sind Botschaften des heiligen Vaters. Er trägt uns minderen Brüdern auf, mit aller Schärfe und unter Anwendung der schwersten Strafen gegen solche Ordensbrüder vorzugehen, die als räudige Schafe unter uns weilen. Ich vermute, daß für den Orden des heiligen Dominikus etwas Aehnliches gelten wird —“

„Verzeih, Bruder Angelus, worauf zielt Du ab? Du weißt, ich gehe meiner eigenen Wege!“ Bruder Heinrich legte die Faust auf den Tisch. Seine Worte fielen gereizt und heftig.

„Mit Schrecken haben wir es wahrgenommen. Unendlich ist die Abhängigkeit und Dienstbarkeit dieser Welt. Und just uns Mönchen geziemt es an erster Stelle —“

„Deine Lehren behalte für Dich! Der altchristliche Grundsatz der Gewissensfreiheit ist längst zu Grabe getragen. Nur in ihm können wir zum Höchsten streben. Denn in der Zwangskirche, die wir haben — Gott sei es geklagt —, da steht der Teufel neben dem Pfaffen. Und wenn ich Dich ansehe —“

„Bruder Heinrich —“, auch Pater Angelus verließ jetzt die Ruhe, „Du scheinst es nicht verwunden zu haben, daß ich es in Wahrheit war, der Dich in Paris mit Worten niederrang!“

„Ihr Brüder im Herrn —“, beschwörend hob Konrad Kamler die Hände, „wahret die Vernunft!“

In ihr ist der Mensch Gott gleich, ungleich aber dem Tiere!"

Heinrich von Hall war aufgesprungen. Die schwere Verwundung, dann die Erregungen und Leidenschaften der Zeit hatten sein Gesicht gezeichnet. Es zuckte ihm um den Mund, unstill flackerte sein Auge. „Er soll Frieden halten," trostete er. „Unleidlich ist mir seine zänkische Art!"

„Daß ich dem Pater Angelus nicht Freund sein kann," suchte Konrad Kamlar zu vermitteln, „werden selbst die Himmlischen verstehen. Dennoch halte ich dafür, man soll ihn hören, ein zweites Schreiben liegt auf dem Tische . . ."

Zögernd nahm der Predigermönch wieder Platz, und der Franziskaner krampfte die Finger ineinander, um seinen Zorn zu dämpfen. „Ja," fuhr er fort, „das zweite Schreiben, ihr werdet es kaum kennen, wo ihr wie auf einer einsamen Insel haust. Aller Welt wird es aber bekannt gegeben werden. Und wenn erst sein Inhalt gleichsam wie eine Fackel aufleuchtet, dann wird die Menschheit schauernd das Reich des Teufels wahrnehmen, eine ewige Dede, unablässigen Schmerz —"

„Hast Du etwan den Bannfluch des Papstes gegen den Kaiser in Händen? Den Dank Italiens, der Haß und Verrat ist?" Jetzt war es Konrad Kamlar, den die Erregung schüttelte.

Pater Angelus fuhr am Tische hoch. In sein Antlitz trat die Glut heiligen Eifers. „Ja," rief er mit starker Stimme, „ich habe und halte den Bannfluch in Händen. Und so der Herr der Heerschaaren mir die Kraft verleiht, will ich mit tausend Zungen predigen, daß Friedrich der wahre Antichrist ist!"

„Du irrst, Bruder Angelus —“, noch meisterte Konrad Kamler seine Empörung —, „der Kaiser trägt zwischen den Schultern ein durchscheinendes goldenes Kreuz. Die Kreuzfahrer haben es gesehen, als sie im gelobten Lande, abgezehrt und ermattet, dem Verhungern nahe waren. Damals sind auch Engelscharen dem Kaiser zugeströmt. Wäre er, was Du Verblendeter behauptest, solch Wunder hätte sich nie und nimmer zugetragen.“

Der Franziskaner lachte geringschätzig auf: „Einfältig scheint Dein Gemüt, oder es ist vom Teufel betört. Wer Friedrichs Sache ferner verfißt —“

„Wir tun's und wir bleiben dabei!“ Jach sprang Heinrich von Hall hoch, so daß sein Schemel krachend hintüber stürzte. „Des Papstes Kirche muß erniedrigt werden, der staufische Nar soll seine Schwingen breiten. Frieden und echten Glauben wird der Kaiser aller Welt bringen. Der Fürsten Untreue wird er strafen, und er wird abtun alle Gewalt, die auf den armen Leuten lastet. Was aber den Papst anbetrifft —“ verächtlich und verletzend kam es heraus —, „so mag ich seiner nicht gedenken. Sein Wandel und sein Beispiel sind derart schlecht, daß man von ihm schweigen muß.“

Pater Angelus schritt zur Tür. Er zwang sich zur Mäßigung, wollte gehen, eingedenk des Auftrages, den er vom Prior erhalten hatte. . . doch ein Geräusch ließ ihn sich umsehen: Werndrud war in das Gemach getreten, flehend hob sie die Hände, Kummer und Sorge im Blick, ein Bild holder, rührender Schönheit.

Da übermannte den Franziskaner sein hemmungsloser Glaubenseifer. Er schwang die Arme hoch und rief mit gellender Stimme: „Ich habe im Vorhof der

Hölle geweilt! Wahrlich, jetzt erkenne ich's! Dort, wo die Sünder das Böse aus Lust, nicht mehr aus Schwäche oder Irrtum begehen! Fluch über euch, ihr Brüder vom freien Geist, schamlos und unchristlich ist euer Verhalten —“

„Bruder in Christo —“, beißend wirkte der Spott Heinrich von Hall's —, „ich rate Dir gut, hebe Dich von hinnen, sonst möchte am Ende unser Höllenbrand auch auf Dich überspringen.“

„Wärest Du nur Deiner Wunde erlegen —“, was er tat und sagte, Pater Angelus wußte es kaum mehr —, „ein Verworfener lebte weniger auf Erden! Alle Leiden gönne ich Dir, Du Bild des Todes, Du Strom des Teufels! Gott wird Dir zurufen, geh' ins ewige Feuer —“

„Halt!“ Hart stand der Predigermönch vor dem anderen. „Eine Ahnung blitzt in mir auf: Du bist es gewesen, der die Armbrustsehne hat schnellen lassen, Deine Rachsucht hat den Mörder wider mich gedungen! Gestehe nur ein, was Deine Augen verraten —“

„Mörder?“ Ein schrilles Lachen war die Antwort. „Wer einen Exkommunizierten tötet, ist kein Mörder! Wenn Du die Lehren der Kirche besser kenntest, schon Papst Urban der Zweite hat verkündet —“

Konrad Kamler packte Heinrich von Hall bei beiden Armen. „Steh' ab von ihm,“ forderte er, „er hat sich selbst gerichtet!“

Gegen den Zwang des Griffes war Heinrich von Hall machtlos. „Es ist recht,“ stammelte er, „und doch . . .“

„Verlaß unser Haus!“ herrschte er den Franziskaner an und wandte sich selber rückwärts. „Zwischen

uns gibt es keinen Frieden mehr, es sei denn, daß Gott ihn erzwänge!"

Pater Angelus ging. Neugierige standen auf der Gasse, der Lärm der Stimmen hatte sie angelockt. Von maßlosem Zorn geschüttelt, rief ihnen der Hinausgewiesene zu: „Wer die Hölle fürchtet, diesen Schlund voller Schwefel und Feuer, diesen feurigen Kessel, wo Pech gesotten und den Verdammten auf den Leib geträufelt wird, der meide dieses Haus, der meide seine Bewohner! Denn wisset, der Mensch ist wie der Umgang, den er pflegt. Jene dort sind gerichtet, weil sie dem Kaiser anhangen. Friedrich aber hat des Papstes Bannstrahl getroffen, des Papstes schärfster Bannstrahl!"

Eilig hastete er von hinnen, über den Marktplatz zum Kloster, um dem Prior Bericht zu erstatten. Albert von Stade schaute ihn prüfend an. Ihm ward weh zu Mute. Denn auch in seiner letzten Herzensfalte lebte der Drang nach Ausgleich. „Ich hatte solch hitzigen Ausgang nicht erwartet," bedauerte er. „Vielleicht bist Du auch zu heftig geworden? Immerhin — Rom hat gesprochen, und uns ziemt es lediglich, seine gehorsamen Streiter zu sein. Morgen beginne der Kampf. Wir stehen auf einem Außenposten, es kann uns den Hals kosten. Schärfe daher Deine Zunge, Angelus, Christi Kreuz wird mit uns sein!"

Der Prior berief die Brüder zum Konvent und untermies sie über sein Vorhaben. Und von seinen ehrlichen, überzeugungstreuen Worten ging ein starkes Werben aus.

*

*

*

Nach Feierabend schon lief eine gefährliche Unruhe durch die Stadt. Allenthalben fanden sich Gruppen von Männern zusammen. Selbst Frauen fehlten nicht unter ihnen. Lebhaft gingen Rede und Gegenrede. Hoch brandete der Meinungsstrom.

„Was will Papst Innocenz? Die Liebe zum Kaiser möcht' er uns aus dem Herzen reißen? Daß ich nicht lache!“ Inmitten seiner Freunde, der Berler, Kecker, Woldner und Sieder, stand Walter Sulmeister, der Sohn des alten Herrn Burkard. „Der Papst dünkt sich ein irdischer Gott. Sein Hof stünd' aber oftmals leer, wenn der Loren Schar nicht wär'.“

„Es gibt kein klägliches Regiment als das im Kirchenstaat!“ rief ein anderer. „Nur dem, der mit einem silbernen Hammer anklopft, öffnen sich die Pforten.“

„Gewißlich, so ist es!“ wußte ein Dritter zu berichten. „Die Türhüter des Papstes sind taub wie der Zerberus, wenn es ihr Vorteil verlangt. Und nun will der Papst, der sich selbst abschließt, gar die Welt beherrschen?“

Ablige Stadtherren schritten vorüber. „Kommt mit zum Münster,“ mahnten sie. „Bruder Heinrich will in Sankt Michael sprechen!“

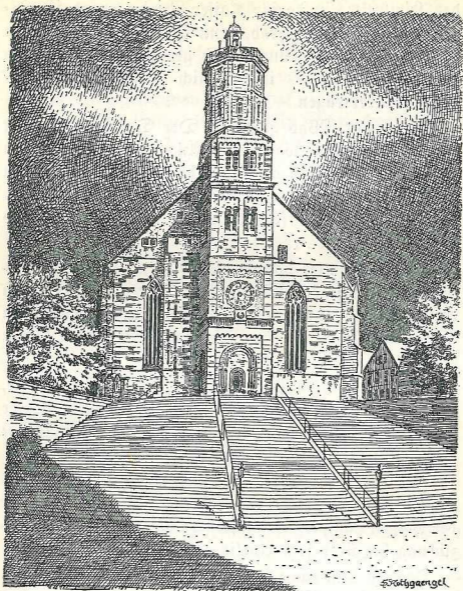
Von allen Seiten strömten Neugierige herbei. Die Staffeln zu dem gewaltigen Gotteshause, das mit seiner breiten behäbigen Wucht als ein stolzes Wahrzeichen innerer Kraft über die Stadt emporragte, füllten sich. Schwachend und lärmend stiegen die Menschen empor. „Was wir dem Kaiser verdanken, kann uns keine fremde Gewalt geben!“ Immer wieder fiel unter den Hitzigen das Wort. Andere hingegen verhielten sich still und besinnlich. Sie trugen Leid im Herzen,

daß selbst die höchsten Mächte auf Erden nicht im Frieden miteinander auskommen konnten.

Vorn Hauptthor des Gotteshauses, in der Turmvorhalle, stand Burkard Sulmeister, der Alte. „Kommt nur, Leute,“ drängte er, „kommt zu Haus! Heute gilt's ein Bekenntnis abzulegen, das übers Franken- und Schwabenland, ja über ganz Deutschland dringen soll!“

Und die Herren und Bürger kamen, Männer und Frauen, jung und betagt. Das Münster füllte sich bis zum letzten Platz. Selbst an hohen Feiertagen ward solche Menge nicht gesehen.

Als Heinrich von Hall die Kanzel betrat, verstummte jeder Laut. Dafür suchten tausend Augen erwartungsvoll des Predigers Mund. Mit weitausgreifender Bewegung des Armes segnete er die Gemeinde, um alsdann zu beginnen: „Geliebte im Herrn! Ihr habt es vernommen, was Papst Innocenz gewagt hat. Gegen des Kaisers Haupt hat er den Bannstrahl gezückt. Wir sind voller Zorn über diese schlimme That. Glaubt mir jedoch, die Frucht, die reift, wird niemandem gefallen, denn des Himmels Segen fehlt ihr. Seit langem sind der Papst, seine Bischöfe und Prälaten, ja der gesamte Klerus als Ketzer und Simonisten in Todssünde befangen. Das Recht zu binden und zu lösen haben sie verwirkt. Das Sakramentum zu vollbringen, wird ihnen nimmermehr gelingen. Und so hat auch kein Papst und kein Bischof die Macht, auf gottesdienstliche Handlungen, wie wir Prediger in Hall sie vornehmen, ein Interdikt zu legen. Wenn wir nicht gekommen wären, dann hätte Gott eher Steine oder Geister predigen, als den wahren Glauben an die Kirche unter-



Schwäbisch-Hall, Michaelskirche

gehen lassen. Bisher hat man auf Roms Geheiß die Wahrheit begraben und die Lüge gepredigt. Ich aber, ich und meine Brüder im Herrn, wir begraben die Lüge und verkünden die Wahrheit. So bitte ich euch, fleht

des Himmels Gnade für Kaiser Friedrich und für seinen Sohn Konrad herab, denn sie sind — trotz Bann und Fluch — vollkommen und gerecht — durch göttliche Verordnung — ist auf mich — alle Schlüsselgewalt — übertragen — worden — —“

Was war? Was geschah? Der Dominikaner trat zurück. Totblaß ward sein Angesicht. Mit beiden Händen griff er sich an die Kehle, als müsse er einen würgenden Griff abwehren. Dann lief ein schmerzhaftes Zucken über sein Gesicht. Wie entschuldigend hob er die Hände . . .

Konrad Kamler hastete die Stufen zur Kanzel empor. Er stützte den Wankenden. Der neigte sich ihm dankbar zu. Unten reckten sie die Hälse. Manchem ward hänglich zu Mute. Sandte der Himmel etwan ein Strafgericht — — — ?

„Spürt Gottes Hand!“ rief eine helle Stimme, jauchzte es wie Fanfarenton. „Wie der heilige Vater den Kaiser getroffen hat, so trifft der Allmächtige vor euren Augen den Vertrauten Lucifers!“

Wie aus dem Boden gewachsen stand Bruder Angelus vor dem Hauptaltar. Ueber ihm glomm das Licht der ewigen Lampe. Beide Arme schwang er hoch. Verzückung lag über sein Antlitz gebreitet.

Doch er kam nicht weiter. Ein drohendes Gemurmel setzte ein: „Fort mit dem Verräter! Wir wollen ihn nicht hören! Was soll der Landfremde unter uns!“

Und dann brauste es auf: „Wir stehen zum Kaiser! Nieder mit dem falschzüngigen Minoriten!“

Schon reckten sich drohende Fäuste, als der alte Sulmeister gebot: „Laßt ihn ungeschoren von hinnen

ziehen. Unser Gewissen und unsere Hände bleiben rein, das verlangt unsere gute Sache!"

Durch eine Seitenpforte entwich der Franziskaner.

Mittlerweile hatte Heinrich von Hall wieder Gewalt über sich gewonnen. „Es hat nichts zu bedeuten,“ rief er von der Kanzel herab: „Ein Schwächeanfall — ihr versteht, gute Leute — eine Folge der schweren Verwundung von damals, als Gott der Herr mich so gnädiglich vorm Tode bewahrte . . .“ Er mußte heftig husten, eine ganze Weile, und erklärte dann: „Aber mit dem Predigen geht es heute nimmer. Konrad Kamler wird statt meiner sprechen. Leihet ihm willig euer Ohr.“ Er selbst stieg von der Kanzel und nahm Platz in einer der Kirchenbänke.

Und nun schlug Konrad Kamlers Stunde. Er spürte es, daß sie schlug, und hielt doch sein Herz in Demut. „Brüder und Schwestern,“ begann er, „laßt uns zuvor den Allmächtigen bitten, er möchte unserer gerechten Sache beiständig sein.“ Dem Altar wandte er sich zu, sank nieder auf beide Kniee und vergrub sein Antlitz in den Händen, um zu beten. Und die Gemeinde tat wie er.

Dann aber klang es machtvoll durch den Raum: „Fern bleibe uns die Versuchung, all unser Vertrauen auf eigenen Verdienst aufzubauen. Unser Heil steht allein im Kreuze Jesu Christi, darauf wir fröhlich unsere Hoffnungen setzen sollen. Und wenn uns jetzt aus dem Welschland die Kunde kommt, der Kaiser folge nicht dem Kreuze des Erlösers, er wandle vielmehr auf Satanas Spuren, so müßte der Mann unter uns noch gefunden werden, der solcher Schandmär Glauben schenkt. Wenn Deutschland nicht zu Grunde gehen

soll, dann muß alle Macht auf einen Mann deutschen Geblüts vereinigt werden. Und dieser ist und bleibt der Kaiser! Er ist in Wahrheit der Inbegriff aller Größe und Herrlichkeit des Volkes, er ist kühn und stark, reich, mächtig und milde und glänzt als ein leuchtendes Vorbild der gesamten Volkskraft. Als höchster Wächter und Pfleger von Frieden und Gerechtigkeit gilt er uns, als ein Stärker des Rechts und Richter des Reiches gleich Kaiser Karl, den sie als Gründer, als Held und Heiland des Rechts den Großen nannten. Und Friedrich allein, er soll uns alle, die wir deutscher Zunge und deutscher Art sind, auf den Pfaden des Aufstiegs zu irdischem Glück geleiten. Wie kommt es nun, so fragen wir voller Entsetzen, daß eine fremde Gewalt, daß der flüchtig gewordene Nachfolger Petri, der nur von des Kaisers Gnaden das Pontifikat hat übernehmen können, wider Friedrich hegt und treibt und ihn verfolgt, als sei er der wahre Antichrist? Ich will es euch verraten. Hinter süßlichen Redensarten, wo Honig über Honig und Del über Del aufgetragen ist, verbirgt sich die römische Kurie, die sich unsere Mutter nennt, während sie einer Stiefmutter gleich Wurzel und Ursprung allen Uebels ist. Sie will Freie knechten und Friedfertige beunruhigen, nur um die eigene Macht zu vergrößern. Als Prediger entsendet sie reisende Wölfe in Schafskleidern, die ganz nach Willkür binden und lösen. Sie kommen nicht, ihr mögt es mir glauben, um den echten Samen des Wortes Gottes zu verbreiten, sondern um als Kriegersleute des Papstes alle weltliche Gewalt zu zerstören. Die Fürsten, ja selbst der Kaiser sollen dem Papst den Steigbügel halten, dann erst, wähnt

Rom, sei die wahre Statthalterschaft Christi auf Erden errichtet. Des Heilands Kirche, die Heilige in großer Zahl erzeugte, sie war aber auf Armut und Einfachheit gegründet, und einen anderen Grund, als unser Herr Jesus Christus gelegt hat, kann niemand auffinden und legen. Die Kirche jedoch, wie sie der Papst anstrebt, sie wälzt sich im Reichthum, ja sie schifft auf Reichthümern einher. Und so ergibt sich die Gefahr, daß ihre Mauern sinken und bersten werden, weil sie auf trügerischem Grunde stehen, dort wo der Heiland nie und nimmer gewandelt ist. Müssen wir nun Sorge tragen, des Himmels Zorn könne uns treffen, wenn wir dem Papst entgegentreten, mutig, frei und offenerzig, als Kinder unserer Heimat, als treue Untertanen des Kaisers? Solcherlei Bekümmernis braucht niemand zu hegen. Heilige Versenkung und innere Schau, sie führen uns dem Reiche nahe, wo Gottes Vollmacht waltet, nicht aber die Sehnsucht nach irdischem Besitz, nach Pomp und Pracht und Prunk. Der Seele ist die Macht gegeben, Gut und Böse zu erkennen und Wahrheit und Lüge zu unterscheiden. Aus diesem Erkennen spricht die Vernunft. Sie ist es aber, die uns belehrt, daß es nicht des Papstes ist, weder das weltliche Schwert zu führen, noch zu bestimmen, in wessen Händen es liegen soll. Hier hat allein der Fürsten Stimme zu raten, die Canonici aber müssen schweigen!"

Man hätte ein Blättlein fallen hören, so still war es in der Kirche geworden. Konrad Kamlers Worte waren allen, die das Gotteshaus füllten, aus dem Herzen gesprochen. Einen Augenblick nur schöpfte er Atem, dann fuhr er gedämpfter als zu Anbeginn fort: „Und

für solche, die jetzt noch Bedenken tragen, des Papstes Bannfluch könne sie berühren, sei daran erinnert, daß der Kaiser es war, der zu Marburg an der Lahn an der Erhebung der Gebeine der heiligen Elisabeth teilnahm. Friedrich selbst hob den Stein vom Sarkophag und drückte der Toten eine goldene Krone aufs Haupt. Hätte er solches Werk getan, wenn er ein Ketzer ist, wie Rom es uns weismachen will? Kniet nieder vor den Altären unseres Münsters, dem streitbaren und unverzagten Erzengel Michael geweiht, sammelt eure Gedanken in Inbrunst vor den heiligen Reliquien, die die Tabernakel beherbergen, vor dem Splitter vom Kreuze Christi, vor den kostbaren Stücken von den Gewändern der heiligen Jungfrau Maria, Johannes des Täufers, der Apostel Petrus und Bartholomäus und des Evangelisten Lucas, und betet für den Kaiser, auf daß es ihm gelingen möge, mit der Macht seines Schwertes die eiternde Wunde im Lande Italia zu reinigen und alles abzuschneiden, was verdorben und abgestorben ist am Hofe des Papstes!"

Langsam leerte sich das Gotteshaus, als Konrad Kamler geendet hatte. Viele taten, was er gewünscht — sie warfen sich vor den Altären nieder und verharrten in stummem Gebet.

Auch Konrad Kamler blieb, blieb zusammen mit der Tochter. Und als sie schieden, war es vollends Abend geworden.

Bruder Heinrich trat ihnen entgegen. Er hatte die Schwäche überwunden. „Du hast treffliche Worte gefunden," lobte er. „Daß mir übel werden mußte! Nur eines, Bruder, muß ich tabeln: allzu sänftiglich hast Du

mit den römischen Blutsaugern verfahren. Sie schlürfen das Fett des Landes mit frecher Gier —“

Der Leutepriester hob abwehrend die Hand. „Bruder Heinrich,“ bat er, „laß Dich nicht vom Haß verblenden! Es gibt auch Gerechte, die Rom die Treue halten. Und Gott wird alleweil dort stehen und sein Panier aufwerfen —“

Der andere lachte geringschätzig auf: „Mit Stumpf und Stiel muß ausgerodet werden, was sich der reinen Lehre widersetzt, der Lehre, wie ich sie predige und alle, die m e i n e s Geistes sind!“

Die Tochter rührte den Vater am Arm. Ihre Augen baten. Er verstand sie. So schritt er von hinnen, ohne ein Wort zu entgegnen. In seinem Innern blieb aber ein Gefühl der Enttäuschung zurück. Bruder Heinrichs Art hatte ihn verletzt. —

Eine klare Sommernacht schmückte Hall mit ihrer Schönheit Zauber. Der volle Mond goß sein Licht über die dunkle Stadt. In breiten Bändern überquerte es die Gassen, von schwarzen Schatten umrahmt. Am Himmel sprühte der Sterne Pracht, als gälte es Gottes Allmacht zu verkünden. Und über den Höhen jenseits des Kochers woben sich silberdunstige Schleier.

Konrad Kamler blieb vor dem Münster stehen. Tief unter ihm ruhte der Marktplatz. Aus seiner Mitte wuchs eine Linde empor, vom flutenden Mondlicht umschmeichelt, Brunnenwasser raunte herauf, ein leises Plätschern und Murmeln.

„Vater,“ flüsterte Werndrud, „laß uns noch ein wenig hier oben verweilen. Es ist ein linder Abend. Und nach allem was wir erlebten“ Sie legte ihren Arm in den seinen und zog ihn mit sich fort.

Er blickte voller Liebe auf sie herab: „Du hast Deine Ruhe noch nicht wiedergefunden?“

„Mein Vater, zu viel drang auf mich ein!“

„Und hast doch um Alles Dein Herz erleichtert! Oder fehlt am Ende noch ein Quäntlein? Du weißt, den Spiegel trübt selbst der leiseste Hauch!“

Sie waren zur Westseite des Münsters geschritten. Vor ihnen lag der Friedhof. Kreuz um Kreuz wuchs aus dem Boden empor als stumme Mahner irdischer Vergänglichkeit.

Auf einer Bank im Schatten der Kirche nahmen sie Platz. Werndrud schaute sich um, ob auch kein Lauscher zugegen sei. Dem Vater aber erklärte sie, und es klang beklommen: „Wie die Wucht des Münsters mich bedrückt! Solch gewaltige Masse sah ich nie . . .“

Er legte den Arm um ihre Schulter. „Nicht doch, Kind,“ entgegnete er, „der Bau zu Ehren Sankt Michaels, er macht uns wohl klein und stimmt uns bescheiden, da er aber gen Himmel weist, so soll er uns auch erheben.“

„Dort schimmert noch Licht aus den Häusern hervor!“ erregte sie sich. „Und es ist doch schon so spät!“

Da wurde er besorgt. „Werndrud,“ bat er, „hat Dein Vertrauen zu mir gelitten? Bisher warst Du nicht wie die Weiber, die sich anders geben, wie Gott der Herr sie geschaffen hat. Und darauf war ich stolz. Hat sich etwan ein Wandel vollzogen?“

Ihr Kopf sank auf seine Schulter. Ihre Hände tasteten nach seinen Händen, und unter Tränen stand sie: „Vater, noch habe ich Dir das Letzte verschwiegen, doch für mich behalten kann ich es nicht.“

Du sollst alles erfahren, Du mußt es wissen — was wäre ich ohne Dich“

Geduldig wartete er. Noch immer stiegen einzelne Menschen, die aus Sankt Michael kamen, über die Staffeln abwärts zur Stadt. Der Mond klonn höher am Himmelsdom, kürzer fielen die Häuser-
schatten. Und flüsternd wie die Sprache des Brunnen-
wassers rann es von Werndruds Lippen: „Zwei Tage
ist es her, daß Herr Friedrich von Evensheim auf
schweißnassem Kopf bei uns, auf dem Rosenstein, an-
langte. Wie immer tat er, als gälte sein Besuch
Herrn Walter, in Wahrheit suchte er mich. Ich ging
ihm aus dem Wege. Doch er, voller List, wußte mich
zu stellen. Und mit flehender Stimme bat er, ob ich
ihm abseits folgen könne. Ich tat es, weil er von
seinem Seelenheil sprach und ausah wie ein Ge-
peinigter. Vater, Gräßliches habe ich erfahren: sie
haben dem Legaten des Papstes, Herrn Albert von
Passau, nahe Burg Neuffen aufgelauert, um ihn
hinterrücks zu erschlagen! Es ist aber anders ge-
kommen. In letzter Stunde hatte der Legat seine
Reise verschoben. Nur ein Subdiakon reiste für ihn.
Und diesen, einen jungen unschuldigen Menschen, hat
Herrn Friedrichs Schwert hinweggerafft. Da hat ihn
selber Entsetzen gepackt. Unselig dünkt ihn heut die
That. Das Gewissen hat ihn gefoltert, und er kam zu
mir — um seine Ruhe — — wiederzufinden. Und ich,
ich bin nun Mitwisserin eines Verbrechens und kann
dem Täter doch nicht fluchen!“ Fester preßten ihre
Hände, flehentlich klang ihr Geständnis aus: „Hilf Du
mir, beseitige Du meine Not! Gib mir den Herzens-
frieden wieder und lasse mich ins Kloster gehen!“

Von fern tönte des Nachtwächters Horn herüber.
Auch sein Gesang ward vernehmbar. Sonst rührte
sich nichts. Die Straßen lagen leer, auch der Licht-
schein in den Häusern war verglommen. Warm und
würzig ging der Atem der Nacht.

Konrad Kamler räusperte sich tief, dreimal tat er
es, als müsse er sich eine Last von der Seele schaffen.
Und dann kam es gütig von seinen Lippen: „Ich sehe
Dich noch, wie Du vor zwei Jahren in dem Kirchlein
zu Neuffen standest und Dir Deinen Schutzheiligen
unter den zwölf Aposteln auswähltest. Ich hatte nach
altem Brauch ihre Namen auf zwölf geweihten Kerzen
vermerkt. Du tratest vor den Altar und zogst eine
der Kerzen hervor. Auf Johannes lautete sie, und
vor Ergriffenheit sankst Du auf die Knie. Da ergab
es sich, daß ein Sonnenstrahl das Himmelsgrau durch-
stach und den Weg zu Dir suchte. Er umkränzte Dein
Haar mit goldenem Schein. Und unsere gute Mutter
raunte mir zu: ‚Sieh nur, der Himmel segnet das
Kind, gleicht sie nicht einer Heiligen?‘ Ja, Werndrud,
immer bist Du fromm und gut gewesen. Und wie eine
reine Magd niemals von einer Biene gestochen wird,
so sehe ich es gewislich voraus, daß Du selbst schwerster
Versuchung kein Opfer bringen wirst. Dennoch, Du
hast recht! Wir haben Dich dem Himmel zugelobt
und müssen unser Wort halten. Morgen noch schreibe
ich an Konrad von Krautheim. Er ist Herrn Gott-
fried von Hohenlohes Schwestersohn. Im Gnadental,
nur zwei Stunden Wegs von Hall, wollen er und
seine fromme Gemahlin ein Frauenkloster errichten.
Dorthin, Werndrud mein Kind, wird Dein Vater
Dich bringen!“

Treue und Verrat

Winterschnee lag noch auf den Bäumen und bog die Äste der Tannen niederwärts. Vom Himmel jubelte aber Sonnenschein. Und da der März gekommen war, so wagten sich auf den Wiesen und Matten trotz Schnee und eisig rinnendem Wasser die ersten kecken Blumen hervor. Sie lugten Frau Sonne fröhlich ins Antlitz, öffneten wärmelüsternd die Kelche und wollten es im Prunk der Farben den tauigen Tropfen gleichtun, die allenthalben sprühten und schöner als Diamanten und Perlen ihr kurzes funkelndes Dasein fristeten.

„Jetzt gilt es zu schaffen und sich zu rühren, auf daß wir heimisch werden im Tal und uns des Himmels Gnade verdienen!“ Unter den Nonnen und Novizen des neuen Klosters Gnadental stand Kunigunde von Krautheim, die Stifterin des Anwesens.

Die betagte Aebtissin verneigte sich: „Wohl, wir haben einen harten Winter hinter uns, wo es an Diesem und Jenem gebrach, nichts fertig, nichts vollkommen war —“

„Um so mehr heißt es, nunmehr tätig zu sein und den Tag zu nützen!“ Frau Kunigunde war ein reges Weib. Nichtstuer waren ihr zuwider. „Ihr werdet Arbeitskräfte bekommen,“ sicherte sie zu, „Ar-

beitskräfte für Haus und Hof und Garten. Geht ihnen aber rüstig zur Hand. Kein Lohn schmeckt süßer als der, den man sich selbst verdient hat."

Wagen und Karren waren angekommen mit allerhand Gerät und Sachen. Ein Teil der Nonnen griff zu, um beim Abladen zu helfen. Es gab aber auch etliche, deren feine Finger wohl ein Gebetbuch halten und seine Seiten umblättern konnten, festes Zupacken aber scheuten.

"Recht so, Du junges Ding!" Frau Kunigunde bewegte zustimmend ihr Haupt. "Dir glückt die Arbeit unter den Händen!" Und dann erkundigte sie sich: "Wer ist die blonde Novize dort?"

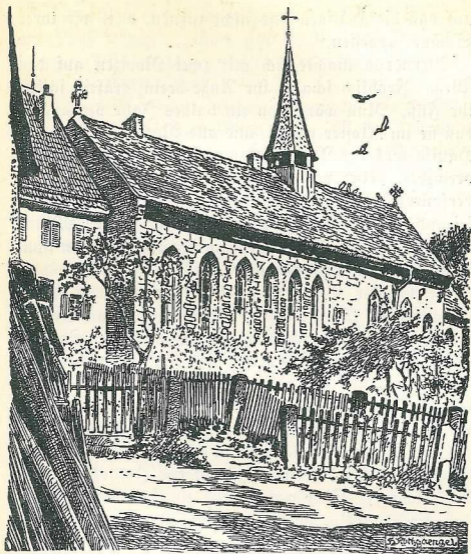
Die Aebtissin schnitt ein griesgrämiges Gesicht: "Wir gebrauchen sie zunächst als Magd. Es ist eine Bauerndirne. Dazu, so fürchte ich, ein Kebskind."

"Ist es die Tochter von Konrad Kamler, dem Leutepriester, ehedem in Neuffen zu Haus?"

"Ganz recht, sie ist es. Und wenn sie auch in Gehorsam und Frömmigkeit ihre Tage verbringt, trotzdem — fremd ist sie mancher Schwester geblieben. Man nimmt Anstoß an ihrer sündigen Herkunft —"

"Und tut bitter Unrecht damit!" Die Krautheimerin entrüstete sich. "Auf meinen Wunsch ist die Magd hierhergekommen, auf meinen ausdrücklichen Wunsch! Sie ist echt und ehrlich geboren. Und wer sich über sie erhaben dünkt, hat von Christi Walten und Wirken wahrlich kaum einen Hauch verspürt!"

Die Aebtissin blieb die Antwort schuldig, um es mit der mächtigen Frau nicht zu verderben. Innsgeheim jedoch nahm sie sich vor, auf Berndrud scharfe Acht zu



Kloster Gnadental

haben. Vielleicht, daß man auf Verfehlungen stieß, die ihren Aufenthalt im Kloster unmöglich machten.

Ein Karren hatte ein Rad gebrochen und war auf schlechtem Wege stecken geblieben, an tausend Schritte vom Kloster entfernt. Kirchenschmuck war sein Inhalt. Frau Kunigunde drängte: „Entleert ihn zuerst,

auf daß die Heiligen uns nicht zürnen, weil wir ihrer Schätze vergessen."

Berndrud machte sich mit zwei Novizen auf den Weg. Fröhlich schaute ihr Auge drein, kräftig schritt ihr Fuß. Nun war schon ein halbes Jahr vergangen, daß sie im Kloster weilte, und alle Not schien abgetan. Häufig war der Vater gekommen, so daß sie ihn nicht vermiste. Und voll heimlicher Wonne glaubte sie zu verspüren, daß der Heiland ihr mit seiner Gnade nahe sei und ihr Herz und ihre Begierden mit seiner Minne entzünde, so daß ihr Gemüt und ihr ganzer Sinn nunmehr in Gott aufgehen würden.

"Schwester Geba, Schwester Betha denkt euch," berichtete sie, "in der letzten Nacht ging ich im Schlafsaal irre, weil die Lichter ausgelöscht waren. Da kam unser Herr Jesus Christus als ein allerwonnigstes Kind auf mich zu. Ob seinem Haupte strahlte ein Stern, so daß ich zum Lager zurückfiel. Es war ein Erlebnis so seltsam und süß"

Die Begleiterinnen schauten nicht ohne Neid zu der Begnadeten hin. "Und Du hast das Jesuskind wirklich erschaut? Oder war es nur ein Traum?"

"Ich wandelte doch, ihr Schwestern, lag nachher wach im Bett und hatte eine solche Freude, wie ich sie nie zuvor gespürt!"

Als sie dann guter Dinge an dem Karren arbeiteten und sich auswählten, was eine jede von ihnen tragen wollte, kam über den Weg ein Pilger, ein alter gebückter Mann. Seine rindledernen Schuhe waren verbraucht. Tief hing ihm der breitkrempe Hut über die Stirn. Er stützte sich auf einen Stab. Mühsam nur fanden die Füße ihren Weg.

„Gott helfe euch!“ sagte er mit wehleidiger Stimme und blieb stehen. „Euch geht es gut, ihr lacht und scherzt. Mich verlangt nur noch nach einem Plage — nach dem Gottesacker!“

„Ihr kommt von weither, frommer Wanderer?“ Geba wandte sich dem Alten zu. „Wollt Ihr nicht bei uns im Kloster ruhen? Mildtätig ist die Priorin!“

„Ich komme vom gelobten Lande —“ die Stimme des Pilgers zitterte —, „und diesen Palmstock hier habe ich mit eigener Hand in Abrahams Baumgarten zu Jericho geschnitten. Ich lüge nicht, seht die Sigilla an meinem Hute. An Orten, wo fromme Wallfahrer rasten, sind sie aufgenäht worden.“

Werndrud war eigen zu Mute geworden, als der Alte sprach. Sie empfand Mitleid mit ihm. Und doch trieb es sie von ihm weg. Sie wußte nicht warum. Eilig griff sie nach einem schweren Packen und schleppte ihn von hinnen. Geba und Betha, ihre Freundinnen, blieben jedoch stehen und ließen sich von dem Pilger erzählen. Sie dürsteten nach fremder Mär, wo der lange einsame Winter endlich vorüber war.

Der Alte schöpfte Atem und starrte hinter Werndrud her, während er berichtete: „Ja, ihr beiden, das gelobte Land habe ich besucht, viele Jahre weilte ich dort. An des Erlösers Grab habe ich gekniet und hoffte sodann, bar jeder Sünde zu sein. Zu zweit waren wir hingewandert, mein Freund Otwin und ich. Um schwerer Sündenschuld willen hatten wir uns aufgemacht. Zweifel waren in uns entstanden an Gottes heiligem Wort, Zweifel, die uns plagten. Guter Dinge kehrten wir heim, ruhigen Herzens und selbstzufriedenen Gemütes. Doch alles war nur Schein. Im

Lande Italia überkam Otwin ein eigenartig Gebahren, er begann irre zu reden, seine Augen wurden groß und fremd, und eines Tages behauptete er, der Teufel sei ihm als ein bleicher Mann erschienen und habe ihn geküßt. Und es muß wahr gewesen sein, denn von Stund ab verhöhnzte der Ärmste das Sakrament und verspottete alle kirchlichen Dinge. Da wandte ich mich voller Grauen von ihm ab und zog allein fürbaß. Und bald danach erfuhr ich, daß Otwin gestorben sei. Der Zauber des Schweigens habe ihn beim Tode befallen. So fest sei er in Satans Gewalt gewesen, daß er weder geklagt noch Schmerzen verspürt habe. Seitdem verfolgt mich Gewissenspein, ob auch mich der Himmel strafen wird trotz aller Buße, die ich getan. Ruhelos wandere ich hin und her, meine Kräfte schwinden. Und muß doch meine Seele retten, muß meine Sehnsucht stillen — einmal nur möchte ich glücklich sein! Ach, ihr beiden, wenn ihr für mich bitten könntet . . . eine Nacht der Ruhe hinter geweihten Klostermauern, wie sehne ich mich danach!“

Ergriffen hatten Geba und Betha zugehört. In Bethas Augen waren Tränen der Rührung getreten, und Geba sicherte eifertig zu: „Ich werde für Euch Fürbitte einlegen, Euch soll geholfen werden. Folgt uns nur langsam nach. Wir begeben uns zur Abtissin.“

Der Pilger aber lehnte sich erschöpft gegen den Karren. Noch trugen ihn seine Füße nicht.

Allein kehrte Berndrud zurück, um einen neuen Ballen zu holen. Den Alten nahm sie nicht wahr, er hielt sich verborgen hinter dem Wagen.

Doch als sie zugriff, um die Last herauszuheben, die sie sich aufzuladen gedachte, da stand er plötzlich neben

ihr. Und nun sprach er nicht mehr mit verstellter Stimme, wie er bisher getan hatte, nun war die Stimme echt. Und jedes Wort quoll aus dem Herzen: „Werndrud, Du Süße,“ stammelte er, „Du Wonne meiner Augen — erschrick nicht, verharre und höre!“

Ihr versagte sich der Atem schier. So hatte sie sich also nicht getäuscht — der alte verwahrloste Pilger im grauen Büßergewande — — Friedrich von Evensheim war es!

Wirre Laute drangen an ihr Ohr, sie verstand kaum, was er flüsterte. Und doch hämmerte ihr das Blut in den Schläfen, erzitterte ihr ganzer Leib . . .

„Schilt mich, verdamme mich,“ so hieß es immer wieder, „aber der Sehnsucht Qualen waren zu groß! Was bin ich ohne Dich? Ein armselig Wesen, ein Strauch ohne Blüte, ein Mensch ohne Willen, ein Sehnen bar jeder Hoffnung! Werndrud, Du Himmelsreine, erhöre mein Flehen, ich weiß, es ist toll und wild, was ich sage — wer aber nicht leben kann, ohne Vergebung gefunden zu haben, Vergebung bei Dir —“

„Herr Friedrich,“ flehte sie, „laß mir meinen Frieden!“

„Den Schleier trägst Du noch nicht! Mögen andere ihn tragen, bleib Du nur in der Welt!“

Sie senkte den Kopf. Glutrot schoß es ihr in die Wangen: „Ihr wißt, es geht nicht an. Ich bin seit Kindheitstagen eine Gottgeweihte und will es bis an mein Ende bleiben.“

„Neue Zeiten dämmern herauf. Dein Vater selber — steht er nicht wider Rom und den Papismus! Werndrud, das Gelübde, das Dich band, ist längst abgetan und vergessen!“

„Der Allmächtige ist nicht wandelbar, und sein Gedächtnis währet ewig, wie alles an ihm ewig ist —“

„Auch sein Verzeihen! Höre mich an, Du Sonne meines Lebens. Ritterdienst ist Gottesdienst, Herrendienst und Frauendienst. Mit Gott soll ich jetzt streiten für meinen Herrn, König Konrad den Staufer. Es verlautet, bei Wimpfen solle ein Heer gesammelt werden. Gen Norden ginge es dann. Was werden wird, niemand kann es voraussagen. Das Eine nur weiß ich gewißlich, daß ich nach Deiner Liebe dürste! Laß den Frühling einziehen in Dein Herz, laß es sich füllen mit Jubel und sich schmücken mit wonnesamem Glanz. Werndrud, ich fühl's, ich spür's, nein ich weiß es: lieber trügst Du ein Ringlein am Finger, als daß Du verschleiert gingest!“

Ein leises Stöhnen entrang sich ihr. Sie stützte sich gegen den Karren. Inneres Weh durchfuhr ihren Leib und machte ihn beben. „Herr Friedrich,“ drängte sie, „ich bitte Euch — hebt Euch von hinnen!“

Doch er schüttelte den Kopf: „Nicht jetzt, nicht so! Ich muß zum Kloster, bin angemeldet. Und lieber stürbe ich auf der Stelle, als daß ich auf die Nacht verzichtete, die mich in Deiner Nähe läßt!“

Er tastete nach ihrer Hand, zog sie an die Lippen und küßte sie, küßte sie immer wieder.

Ueber Werndrud kam es wie eine Erstarrung. Mit Zwang nur hielt sie sich zurück. Ein süßes Sehnen gewann Macht über sie, ein Erschauern und fremdes Begehren — ihre Augen wurden feucht, rinnende Tränen blinkten

Da wurde Herr Friedrich betroffen: „Verzeih, Du Holde, fern lag es mir, Dir Weh und Pein zu be-

reiten! Meine Lippen verrieten nur, was mein Herz erhofft"

Langsam ließ er ihre Hand sinken. Und wandte sich zum Gehen. Und um sie nicht zu verraten, schritt er dem Kloster zu.

Geba und Betha begegneten ihm. „Ihr dürft bei uns nächtigen, frommer Vater,“ erklärten sie. „Weil heut ein besonderer Tag ist, hat es die Aebtissin gestattet.“

Groß war das Erstaunen der beiden Mägde, als sie Werndrud noch immer bei dem Karren antrafen. „Und Du hast geweint? Warum tatest Du es? Was ist in Dich gefahren?“

Die Sequälte blieb die Antwort schuldig. Doch Geba und Betha waren jung, sie zählten noch nicht zwanzig Jahre, und so sah ihnen flugs der Neugier-teufel im Genick. „Hat Dich etwan der Pilgersmann der Sünde überführt?“ hieß es weiter. „Oder hast Du gar solch Gefallen an dem Alten gefunden, daß Dich sein Scheiden schmerzt?“

Werndrud raffte sich zusammen und nahm ihre Last hoch. Da rief Betha leichtsinnig hinter ihr her: „Begrabe Deinen Kummer, der Pilger bleibt zur Nacht im Kloster. Er soll aber im Stall bei den Pferden nächtigen. Denn, so hat die Aebtissin gesagt, solch wandernde Männer seien für gewöhnlich Drecksinken, die die Wohlthat eines Bades scheuten!“

Die Priorin ließ Werndrud hart an, als sie ihre Last ablud. „Allzu lange hast Du Dich am Karren versäumt,“ tadelte sie. „Außerdem, wie siehst Du aus! Deinen Vater mußt Du endlich vergessen. Daß Du immer noch heulst, wenn er nicht hier ist, paßt

schlecht zur Klosterregel. Um des Himmelreiches willen willst Du Dich dem Allmächtigen ergeben, also gehörst Du nicht mehr Dir selbst. Der Gekreuzigte allein sei Herr Deiner Gedanken. Es sei denn, daß Du es vorziehst, zur sündigen Welt zurückzukehren, von dannen Du gekommen bist."

Werndrud verneigte sich in Demut und fand kein Wort der Erwiderung. Während der Chorgebete in der Nacht und am frühen Morgen suchte sie Zuflucht beim Heiland. Auch ihren Schutzpatron, den Apostel Johannes, ging sie flehentlich um Beistand an. Aber ihre Hand brannte, brannte von den Küssen Herrn Friedrichs. Und das heimliche Feuer lief immer wieder bis vor ihr Herzenskammerlein

In der Tasche ihres Gewandes hatte sie ein Brieflein gefunden. Während sie am Karren weilte, mußte es hineingelangt sein. Sie war der heimlichen Botschaft erst spät gewahr geworden. Und in dem Brieflein stand zu lesen:

„Wenn ich Dich nicht wiederseh,
Wird mein Herze klagen.
Ach, ist das ein schlimmes Weh,
Käme doch die gute Fee,
Die uns Rats könnt' sagen!

Kehr' ich aus dem Kampfe heim,
Wird ein Käuzlein klagen.
Höre auf sein lockend Schrei'n,
Daß wir beide einigein
Unser Glück forttragen."

Das Brieflein hatte Werndrud zerknüllt. Trotzdem hob sie es sorgfältig auf. Und als am nächsten

Mittag der Pilger seinen Fuß weitersetzte, da schaute sie ihm voller Sehnsucht nach und machte sich kein Hehl daraus.

*

*

*

Auf dem schmalen Höhenrücken, der vom Neckberg zum Staufen führte, stapfte in langem Zuge, Kopf hinter Kopf oder auch zu zweit, ein Trupp von Rittern und Knechten dahin. Die Schwerter klirrten gegen die Eisenhosen. Es waren Herren von der Lautenburg, vom Rosenstein und vom Neckberg, die sich verabredet und zusammengefunden hatten. Burg Staufen war ihr Ziel. Der König hatte gerufen.

Der Weg führte auf und ab. Rechter Hand, auf steilem Absturz, wuchs als schwarze Wand hochstämmiger Tannenwald empor — den Grund überwucherten Farren und Moos —, und zur Linken waren auf ausgeholztem Boden freie Bauern und Hörige am Werk, das Land urbar zu machen. Weiße und graue, zu eiligem Lauf gestreckte Wolken wanderten über den lichtblauen Himmel. Und der frische Wind trug Maienwürze in sich.

„Mich dünkt, es ist ein Segen, daß wir endlich reiten!“ Der junge Neckberger Graf, der die Spitze hielt, hob sich im Sattel, so daß die Bügelriemen knarrten. „Man ist es nachgerade satt, sich untätig auf der Burg zu verliegen.“

Der betagte Herr vom Rosenstein, der ihm zur Seite ritt, bewegte zwar zustimmend sein Haupt, aber er äußerte doch etliche Bedenken: „Wenn man nur wüßte, ob es ein gottwohlgefälliges Werk ist! Ueberall wird von den minderen Brüdern das Kreuz gegen den Kaiser

gepredigt, sowie gegen alle, die ihm Hilfe und Gunst erweisen. Allsonntäglich geben die Pfaffen unter Glockengeläut und Verlöschen brennender Kerzen den Bannspruch des Papstes bekannt. Und wer an solcher Veranstaltung teilnimmt, erhält einen Ablass auf vierzehn Tage."

Der Rechberger lachte auf: „Mit solchem Speck fängt Rom keine Mäuse! Wer wie ich im gelobten Lande war und die Ungläubigen kennt, dem kommen überhaupt mitunter Zweifel an, wie es um den echten Glauben bestellt ist. Ist denn der Islam gar so schlimm? Dient nicht auch er dem einen Gott?"

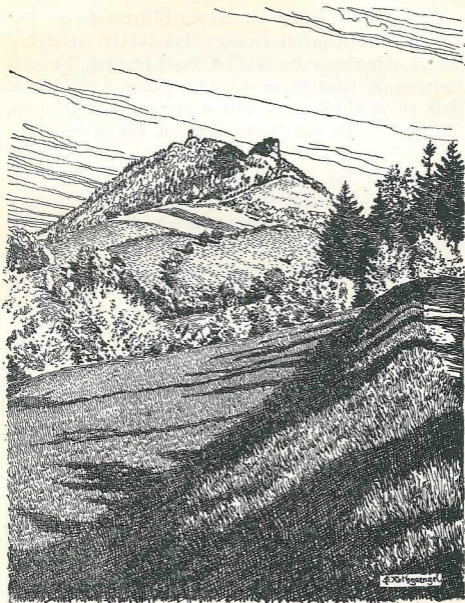
Der grauhaarige Rosensteiner Herr war ob solch leichtfertiger Aeußerung um eine Antwort schier verlegen. „Sie sagen," entgegnete er zögernd, „die Moslemiten hätten das sündhafte Hazart, das Würfelspiel, erfunden, das selbst der Kaiser verboten hat!"

Da mußte der Rechberger abermals lachen. „Gar so schlimm wird's auch darum nicht stehen," behauptete er. „Hat doch der heilige Petrus schon mit dem Teufel um Seelen gewürfelt!"

Ein Bauersmann, eine Hacke in der Hand, trat an sie heran. „Vergebt, ihr Herren," rief er, „auch unsereins nimmt Anteil: hat der König den Heerbann aufgeboden?"

„Innsgeheim ja! Morgen wird das Aufgebot auch öffentlich ergehen."

„Ich folge ihm," erklärte der große stattliche Bauer, obwohl er nicht mehr jung war, und seine Augen strahlten vor Tatendrang. „Den letzten Blutstropfen für den König, so hat's mich mein Vater gelehrt, und da-



Hohenrechberg

bei soll es bleiben! Gegen wen, ihr Herren, wird es gehen, wenn ich es erfahren darf?"

„Wir wissen es selber nicht genau, wohl gegen die

Römlinge im eigenen Lande!" Weiter stapften die Rosse.

Der Bauer schaute hinter den Rittern drein, eine ganze Weile lang tat er es. Und als er die Arbeit wieder aufnahm und rüstig die Hacke schwang, da murmelte er ingrimmig vor sich hin: „Wir wollen unser Feld allein bestellen und mit eigenem Mergel düngen. Welscher Land und welscher Sinn taugen nicht für uns!“ —

Vorm letzten Anstieg auf die Höhe der Burg, inmitten des Dörfleins Staufeu, traf der Veritt mit anderen Reifigen zusammen, die von Göppingen heraufkamen. Ihr Führer war Ulrich von Württemberg. Und sein Vetter, Herr Hartmann von Grieningen, hielt sich ihm dicht zur Seite, als müsse er ihn ständig überwachen.

Lebhaft begrüßte man einander. „Heute gibt es eine Erhebung,“ frohlockte der Reehberger, „die dem jungen Könige Freude machen wird! Was kommt Papst Innocenz in den Sinn, den deutschen Fürsten zu befehlen, wer ihr König sein soll? Unerhört ist solcher Eingriff! Und wenn der Reichsverweser, Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen, dem Drängen Roms nachgeben sollte, so sei er verflucht, dreimal verflucht als ein Verräter und abtrünniger Schächer!“

Ulrich von Württemberg bewegte nachdenklich das Haupt. „Und doch wäre des Landgrafen Verhalten nicht ganz neu,“ entgegnete er. „Denkt an Erzbischof Siefried von Mainz! Auch er war einst Reichsverweser und hat sich doch auf die päpstliche Seite geschlagen —“

„Pfaffenlaskheit — Pfaffenfalschheit!“ Der junge Reehberger Graf entrüstete sich. „Die Hauptsache

bleibt, daß wir, die wir aus Schwaben stammen, König Konrad die Treue halten. Und so heiße ich euch nochmals willkommen!" Er schüttelte dem Württemberger und Hartmann von Brieningen die Hand und begrüßte auch die zum Schildamt geborenen Herren ihres Gefolges, insonderheit den Truchseß Rupert von Lannensfels.

Oben auf der Burg Staufen drängten sich Ritter, Knappen und Knechte. Der Zwinger faßte nicht alle Rosse, viele wurden außerhalb auf- und abgeführt oder standen angejäumt vorm Holzverhau. Ueberall leuchteten bunte Farben von Waffenröcken, Schilden und Speeren. Und durch das Hin und Her der Menschen und Tiere lief ein dauerndes Klappern und Klirren von Eisenteilen und Rüstungen.

„Halloh, selbst die Tübingen Herren sind hier?" Der Neckberger Graf schwang sich behende von seiner Mähre. „Auch Urach, Urslingen und Tect?" Reichum ging die Begrüßung. Lebhaft flogen Rede und Gegenrede hin und her.

„Wann wird der kommende Span sein Ende finden? Im September ist es Zeit, den Eber zu jagen, und zu Michaelis, wenn die Hirsche feist sind —"

„Denkt Ihr noch immer daran, daß man sich auf der Jagd einen Kuß von holden Frauenlippen leichtlich verdienen kann?"

„Ueber die Jahre bin ich hinaus!" Der behäbige Urslinger lachte. „Aber wenn es herbstet, ist daheim allerhand zu erlebigen. Michael mahnt, Martin zahlt, lautet ein alter Spruch. Sobald der Bär im Mose liegt, sind die Zinsen fällig."

An anderer Stelle fand man besorgte Worte. „Das

Kaisertum ist an Alter ein Greis geworden," so hieß es. „Es hat auch im Laufe der Zeit so manchen Schmutz und manche Entstellung angenommen, ganz wie ein Kieselstein, der im Wasser des Baches hin und hergeschleudert wird. Höchlich scheint es an der Zeit, daß eine Reinigung vorgenommen werde. Ein Jungbrunnen täte uns not —“

Trompetengeschmetter gebot Stille. Walter Schenk von Limpurg trat an weithin sichtbare Stelle, und mit ohrenfüllender Stimme forderte er gewichtig auf: „Ordnet euch jeztund zum Zuge, ihr Herzöge, Grafen und edlen Herren, um vor des Königs Antlitz zu treten. Er harret eurer in Gnaden!“

Zum großen Saale führte eine steinerne Treppe. Ueberreich war sie mit Blumen bestreut. Die Herzöge von Teck und von Urslingen schritten mit ihrem Gefolge als erste voran. Hinter ihnen ordnete sich der Abt von Ellwangen als geistlicher Reichsfürst ein. Alsdann stiegen die gräflichen Herren unter Vorantritt der Pfalzgrafen von Tübingen die breiten Stufen empor. Und den Abschluß des langen Zuges bildeten die Ritterbürtigen. Während die Vordersten schon den Saal betraten und von prächtig gekleideten Fürstehern empfangen wurden, war der Rest noch im Freien. Oben herrschte ehrfürchtige Stille. Unten aber knurrte noch eine Stimme: „Dem Heinrich Raspe müßte man die Schwurhand abhauen, wenn es wirklich wahr wäre, daß er sich mit feilem welschem Gelde von den Canonicis hat bestechen lassen“

Umflossen von einem langen gürtellosen Gewande, das bis auf den Boden reichte, stand König Konrad auf erhöhtem Platz an der Schmalseite des Saales, um

die Gäste zu empfangen. Neben ihm hielt sich sein treuer Ratgeber, Herr Gottfried von Hohenlohe. Einzeln traten die edlen Herren vor, umgeben von ihrem Gefolge. Sie grüßten den König mit der Hand und verneigten sich tief vor ihm. Alsdann wurden sie von den Türstehern zu ihren Plätzen geleitet. Und ein jeder trug Sorge, daß sein Schild, allen sichtbar, hinter ihm aufgehängt wurde.

Der Schenk von Limpurg meldete seinem Herrn: „Die Gäste, die wir erwarten dürfen, sind vollzählig versammelt!“ Der König machte eine einladende Bewegung. Auf Stühlen und mit Kissen belegten Bänken nahm man Platz. Konrad selber ließ sich auf einem reichverzierten, mit Behängen geschmückten Sessel nieder.

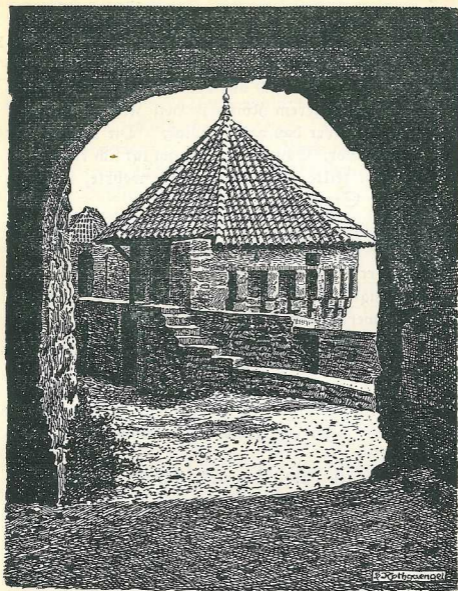
Gottfried von Hohenlohe aber trat festen Schrittes vor. Auf seiner gebietenden Stirn standen Zorn und Sorge geschrieben. Der König erteilte die Erlaubnis zum Sprechen. Behutsam die Worte wägend, gab der erfahrene Staatsmann bekannt: „Es ist noch nicht einmal lange her, drei Jahre sind erst vergangen, daß des Kaisers Majestät durch sein weises Verhalten dem Witwenstand der Kirche — während zweier Jahre war Petri Stuhl verwaist gewesen — ein Ende setzte. Damals zog der Kaiser mit seinem Heere aus dem Kirchenstaat ab, gefangene Kardinäle gab er frei, um alle Hindernisse aus dem Weg zu räumen und dem Frieden eine Gasse zu bahnen. Und als Rom einen neuen Papst gewählt hatte, da ordnete Friedrich für das ganze Reich Dankfeierlichkeiten an. Zu mir hat aber damals schon des Kaisers Majestät geäußert: „Ich fürchte, daß ich in Innocenz unter den Kardinälen

einen Freund verloren, dafür aber einen feindlichen Papst gefunden habe.' Nun, ihr Herren, ihr wißt es, der Kaiser hat sich nicht getäuscht. Ein Bannfluch war der Dank des neugewählten Papstes. Rom will des Kaisers Macht brechen, koste es, was es wolle. Die Tiara des heiligen Vaters soll über die Kaiserkrone, die Pontificalien der Bischöfe sollen über Schwert und Lanze triumphieren."

Gottfried von Hohenlohe unterbrach sich, um aus seinem Rock ein zusammengerolltes Pergament hervorzuholen. Er bog es flach und fuhr alsdann fort: „Bislang hat der Kampf zwischen des Kaisers Majestät und dem weltlichen Arm des Papstes nur auf fremdem Boden getobt. Nunmehr hat der Zwiespalt aber auch auf Deutschland übergegriffen. Hört, welche Zeitung eingetroffen ist: Am 22. Mai ist auf Antrieb des päpstlichen Legaten in Weitschheim bei Würzburg der Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen zum deutschen König gekürt worden. Anwesend waren bei der Wahl —"

Er kam nicht weiter. Dumpfes Grollen lockte helle Schreie der Entrüstung hervor. Etliche sprangen hoch von ihren Sizen. Allen voran der Neckberger Graf, und mit leidenschaftlicher Gebärde bekannte er: „Wer solches Schandwerk tat oder auch nur über sich ergehen ließ, hat seinen ritterlichen Namen verwirkt!"

Da stand der König auf. Noch lag der Zauber reisender Jugend auf seinem Antlitz. Seine klaren Augen strahlten ob der Größe der Stunde. Er gab sich Haltung und Würde, obwohl seine Wangen glutübergossen brannten, und rief mit frischer Stimme der bunten Versammlung zu: „Wir wollen es mit dem Schwerte



Ruine Nechberg, am Wehrgang

beweisen, auf wessen Seite das Recht steht! Und wenn alle dem Kaiser und mir, als dem rechtmäßigen Inhaber der Königsgewalt, die Treue halten bis zum Tode, dann wird auch dieser Pfeil zurückspringen auf den Schützen, der ihn freventlich versandte."

Jetzt fuhren die Herren sämtlich hoch. Jubel füllte den Saal. Erhobene Arme grüßten. Liebe zum König blizte aus hundert Augen. Und ein Gefühl stolzester Kraft gebar sich aus der Enge des Zusammenhalts. „Heil unserem Könige! Heil König Konrad!“ erscholl es ein über das andere Mal. Die Menge der Gäste wogte vor. Echte Begeisterung tat sich kund. Und wer sie nicht teilte oder sich gegen sie wehrte, ward im Taumel der Stunde übersehen.

Geruhsam ließ Gottfried von Hohenlohe den Sturm der Begeisterung sich austoben. Und als es so weit war, als die Herren wieder Platz genommen hatten, fuhr er mit eindringlicher Stimme fort: „Wichtig scheint es zu erfahren, wer zu dem neuen Scheinkönig hält, auf daß die Geister sich reinlich scheiden. Zum ausgesetzten Wahltag ist mit Ausnahme Heinrich Raspes von den Laienfürsten niemand erschienen —“

Ein Gemurmel der Befriedigung lief durch die Reihen der nunmehr voller Spannung lauschenden Versammlung.

„Dahingegen haben sich viele Herren breit gemacht, die nicht ein Quäntlein Wahlberechtigung aufweisen konnten. Neben den Erzbischöfen von Mainz, Köln und Trier eine Anzahl von Bischöfen, Aebten und sonstigen Canonicis —“

„Einen Pfaffenkönig haben sie aufgestellt!“ Der Rechberger Graf vermochte sich ein zweites Mal nicht zu beherrschen. „Einen Pfaffenkönig!“ Lachend rief er es König Konrad zu. Das Wort zündete. Etliche wiederholten es. Und vielen ward alsbald zu Mute, als dürfe man nunmehr ungestraft alle Sorgen wieder schwinden lassen.

„Und Heinrich Kasse? Wie hat er sich zur Wahl gestellt?“ Der von Urslingen beehrte es zu wissen.

Gottfried von Hohenlohe straffte sich. „Er hat angenommen —“, hart klang es durch den Saal —, „obwohl er des Kaisers besonderes Vertrauen genoss. Leeren Versprechungen ist der Landgraf erlegen und einem Strom von gleißendem Golde, den die Mailänder dem Papste vorschossen —“

„Fluch über sie, Fluch über die Welschen!“ Von neuem flackerte Unrast auf. „Fluch auch dem feilen Manne . . .“

„Ihr Herren —“ König Konrad hatte sich von neuem erhoben — „hört, was ich euch zu sagen habe!“ Und über die schnell abebbende Erregung hinweg scholl es hell und klingend: „Der Pfaffenkönig, wie ihr ihn nennt — bringt das Wort nur recht unters Volk! — hat einen Reichstag ausgeschrieben. Nach Frankfurt hat er die deutschen Fürsten eingeladen. Wohlan, ich werde dem Rufe folgen. Aber anders, wie es der Thüring sich denkt. Mit Heeresmacht breche ich gen Frankfurt auf. Und dann soll es sich baldiglich erweisen, ob im deutschen Lande des Kaisers Wille oder falscher Pfaffen Hinterhältigkeit regiert!“

Der junge Fürst hob die Hände, als wolle er des Himmels Segen herabflehen. Aus kluger Bescheidenheit war Gottfried von Hohenlohe zurückgetreten. Durch den Saal aber zuckte schon wieder Erregung. Der Rechberger beugte das Knie vor dem jungen Staufer, und werbend klang sein Gelöbniß: „Mich soll des Ewigen Blickstrahl treffen, wenn ich von meines Herzogs Seite weiche. König Konrad, Euer Glück sei mein Glück und Euer Los mein Los, so wie es war und bleiben wird allezeit in Schwabentreue!“

Andere drängten nach, um sich gleich dem Reichberger dem König zuzugeloben. Doch Konrad bat: „Ihr Herren, was bedarf es der Worte! Ich kenne euch und eure Treue. Lasset uns zu solch ernster Stunde vor Gottes Angesicht treten. In Barbarossas Kapelle wollen wir uns demütigen vor dem Herrn der Heerscharen und uns einig fühlen wie Brüder!“

Schon ordnete sich der Zug zum Verlassen des Saales, als Gottfried von Hohenlohe seinen Gebieter am Arme rührte: „Ihr müßt noch sprechen über die abtrünnigen Herren — besser jetzt als später — —“

Konrad überlegte nur kurz. Die im Saale hatten sein Zögern bemerkt. Was würde kommen? Der junge König räusperte sich. Jetzt fiel es ihm schwer zu reden. „Ihr Edlen,“ begann er, „noch ein Wort! Nicht alle sind hier, die wir erwartet haben. Hat keiner Heinrich von Neuffen vermist und seinen Freund, Herrn Konrad von Winterstetten? Wohlan, erfahrt, was doch nicht verborgen bleiben kann: auch Heinrich und Konrad sind in Frankfurt gewesen und haben ihr Schwert dem Pfaffenkönig angeboten!“

Auf die Stimmung fiel es wie Frost. Man sah betroffene Gesichter . . .

„Ist das gewislich wahr?“ Aus der Menge scholl es als ein Ruf der Empörung.

Gottfried von Hohenlohe nickte: „Selbst in der Absicht Verräter!“

„So schließt euch um so fester zusammen!“ Der Reichberger Graf — er durfte sich vieles erlauben — war auf eine Bank gesprungen. Seine Wangen flammten. Und aus seinen stahlblauen Augen brach es wie Feuerlohen. „Schließt euch zusammen zu einem Wehr,

an dem des Thürings Macht zerschellen soll! Wir auf der Alb, wir leben dicht beieinander als Nachbarn gen Ost und West, einer schaut dem anderen ins Auge über die Kette der Höhen hinweg. Und wenn der Neuffener Herr durch seinen Verrat ein Loch gerissen hat, so stopfen wir es mit unseren Leibern. Alles für den König, alles für den Kaiser, das Letzte für Ehre und Pflicht!"

Da brausten die Heilrufe von neuem auf und umjubelten den jungen Fürsten. Konrad schritt auf den Rechberger zu. Lang und innig schüttelten sie sich die Hand. Und unter Fanfareneschmetter verließ alsdann die Versammlung den Saal, um sich bergabwärts zur Stauferkapelle zu begeben, die Friedrichs des Ersten, Kaiser Rotbarts, Besuch vor Jahren geweiht hatte.

Und es ergab sich, daß die Menge der Gäste so groß war, daß nicht einmal alle Einlaß in die Kapelle finden konnten.

Hartmann von Grieningen hatte Graf Ulrich von Württemberg zurückgehalten. „Wir wissen nicht, wie die Dinge laufen werden,“ hatte er ihm zugestüstert. „Besser, wir treten nicht neben dem Staufer vor Gottes Angesicht. Auch Konrad wird des Papstes Bannstrahl nicht entgehen. Solche Gesellschaft meidet man aber, man geht sonst mit ihr zu Grunde!“

* * *

Unweit Heilbronn, bei Wimpfen am Neckar, lagerte der schwäbische Heerbann des Königs. Abendstunde war es. Das Wolkengewoge eines winddurchbrausten Tages war zerflattert. Zartweißes Gefieder schmückte

den stillen, silberfarbigen Himmel. Ferne Sterne glitzerten. Und auf der Höhe des Eulenberges spannte sich, einer machtvollen Herrnfauft gleich, die stolze Pfalz der Staufer als dunkler Schattenriß.

Der Heroldsruf war ergangen. Und alle im Lager hatten frommem Brauche gemäß eingestimmt, als es zum Schluß des Abendgebetes gelautet hatte: „Hilf, Herr, unserem jungen Könige, auf daß das Recht bestehen bleibe!“

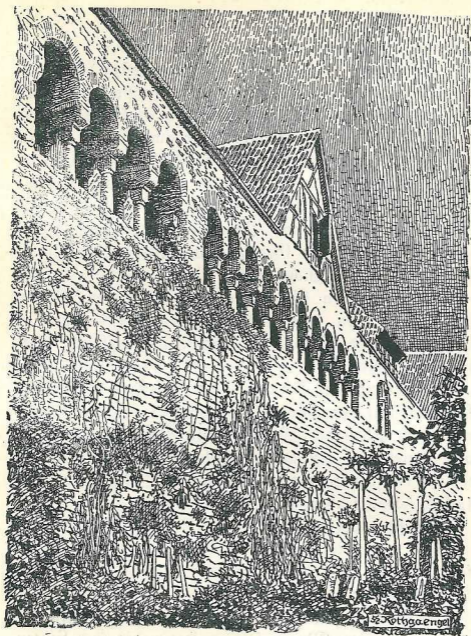
Durch die Lagergassen wanderte der Neckberger Graf, ihm zur Seite Ulrich von Württemberg, selbänder mit seinem Truchseß, dem von Tannenfels.

„Und Ihr tragt noch immer Bedenken?“ Der Neckberger legte Graf Ulrich die Hand auf die Schulter. „Ist der Heerbann nicht gewaltig? Nicht nur die treuen Städte, selbst die Bauern sind gekommen. Wehrstand und Nährstand vereinigen sich. Und der strengen Lagergesetze täte es kaum not. Gut scheint die Manneszucht, die Ordnung trägt sich von selbst.“

„Allzu leichtfertig dünkt mich der König,“ wandte der andere ein. „Erst gestern beim Gelage hat er dem Weine zugesprochen, mehr als es sich im Felde geziemt.“

„Daß ich nicht lache! Ihr stammt aus der Stuttgarter Gegend, wo der beste Wein gedeiht, und wollt dem Könige Bacchus' Freuden verwehren? Graf Ulrich, habt Ihr nie gesündigt? War's nicht gestern eine Herzensfreude für den Fürsten, als Heerbann nach Heerbann angerückt kam, alle stattlich und wohlgerüstet?“

Doch der Württemberger beharrte bei seiner Meinung. „Ich vermag meine Sorgen nicht zu bannen.“



Arkade der Kaiserpfalz in Wimpfen

Griesgrämig brachte er es vor. „Mit Lachen und Jubeln und Festfeiern hat noch niemand seine Hausmacht gestützt.“

Der Rechberger blieb stehen, um sich von dem Mißvergnügten zu trennen. „Wohl aber mit scharfem Schwertschlag,“ entgegnete er, „von fester Mannentreue geführt! Morgen schon rücken wir vor. Der Befehl ist ausgegeben. Und dann wird es sich baldiglich erweisen, daß unser geliebter Herr auch andere Dinge kennt wie Jubeln und Festefeiern. Schlaft wohl, Graf Ulrich, und laßt Euch von einem günstigeren Hahnen-schrei wecken, als es heute der Fall war.“

Wartleute traten an. Ihnen wurde die Losung eingeschärft. Wenn der Gegner auch bei Frankfurt stand, so wurde doch Vorsicht geübt.

Hartmann von Grieningen erwartete den Vetter im Zelt. „Du hast noch lustgewandelt,“ sagte er obenhin, „und Dich vom Rechberger Heißsporn beschwätzen lassen?“

Graf Ulrich ließ sich auf einem Faltstuhl nieder und fuhr sich mit der Hand schwer über die Stirn. Ihm war nicht geheuer zu Mute. Sein Inneres zerriß der alte Zwiespalt. „Was der Rechberger mir zu erzählen weiß,“ entgegnete er grob, „hätte mir vor Jahren gefallen. Heute aber — —“

„Steht anderes auf dem Spiel!“

Auch der Grieninger nahm Platz. Und zum Truchseß sagte er: „Wollet dafür sorgen, Rupert, daß uns kein Lauscher stört.“

Der von Tannenfels verneigte sich und ging. Er war ein gerader Mann, seinem Herrn bis zum Letzten ergeben.

Eine ganze Weile hockten die beiden Vettern einander gegenüber, ohne ein Wort zu verlieren. Graf Ulrich starrte vor sich hin. Inzuseheim beobachtete ihn

der Grieninger scharf. Er wußte, wie peinlich sein Schweigen den anderen berührte, daß er die eigenen Gedanken als Last empfand, und ließ es geflissentlich zu, daß sich diese Last vermehrte.

Plötzlich fuhr der Wirtemberger hoch: „Was hast Du mir zu sagen?“

„Ich?“ Graf Hartmann tat erstaunt. „Ich bin es nicht, der Dich heute noch sprechen muß. Ein anderer hingegen, der unter schwerster Leibesgefahr ins Lager eingedrungen ist, weil ihm die göttliche Sendung —“

Jach sprang Graf Ulrich auf: „Ist der Versucher selbst hier hinter mir her? Soll ich denn nirgends Ruhe finden?“

Auch der Grieninger erhob sich. „Mäßige Deine Zunge,“ riet er. „Schon mancher hat ewige Reue empfunden über ein einziges unbedachtes Wort, das er nicht zurücknehmen konnte.“

Er schritt zur Rückwand des prächtigen Zeltes und schlug einen Vorhang beiseite — ringsum lief der schwere Stoff, um jeden Schall zu dämpfen — — ein als Knecht gekleideter Mann ward sichtbar

„Albert von Passau!“ Graf Ulrich fuhr entsetzt zurück. „Wie kommt Ihr hierher, in des Löwen Nachen?“

„Unter Gottes Schutz!“ Der Archidiakon faltete die Hände vor der Brust und blickte aus starren zwingenden Augen auf den Wirtemberger Herrn. Und noch einmal betonte er: „Unter Gottes gnädigem Schutz!“

Im Zelte herrschte Grabesstille. Für längere Zeit. Bis Graf Ulrich sich mühsam die Worte abquälte: „Redet, was habt Ihr für Botschaft zu bringen.“

Der Böhme trat ein paar Schritte vor, ohne sonst seine Haltung zu verändern, und begann: „Im ganzen

deutschen Reich wächst ständig des Papstes Anhang —“
messerscharf fielen die Worte, wenn der Legat auch nur
flüsternd sprach — „allein in Schwaben bleibt man
unbekehrt.“

„Uns sitzt die Treue im Blut!“ Graf Ulrich stöhnte
auf. „Hört Ihr, im Blut!“

Anerkennend neigte der Legat das Haupt: „In der
ganzen Welt spricht man davon. Wenn die Treue je-
doch an falscher Stelle bewiesen wird, dann wächst sie
sich aus zur Unvernunft.“

„Wer kann mich lösen von meinem Wort? Vor mei-
nem Gewissen — ich ertrüge es nicht!“

„Lösen kann der, dem Gottes Sohn die Macht hier-
zu übertragen hat: Petri Nachfolger hat die Schlüssel-
gewalt in Händen —“

„Doch nur für das Sakrament der Buße! Wenn
ich aber sündige durch Verrat, wissentlich und frevent-
lich sündige —“

„So tut Ihr es in Gottes Namen und bleibt von
echter Sünde frei. Denn Ihr verratet des Satans
Sache und kämpft damit für den wahren Glauben.“

Graf Ulrich sank auf einen Stuhl. Er stützte die
Ellenbogen auf den Tisch, der mitten im Zelte stand,
und vergrub das Gesicht in beide Hände.

Hartmann von Brieningen trat neben ihn und be-
rührte ihn leicht an der Schulter: „Du stündest nicht
allein, Ulrich! Denke an Heinrich von Neuffen, an
Konrad von Winterstetten —“

„Und an Graf Gottfried von Helfenstein-Sigmari-
ngen!“ Wie beiläufig nur warf es Albert von Passau
hin.

Doch der Würtemberger fuhr hoch: „Auch mein Schwager, meiner Schwester Abelheidis Mann . . .?“

„Ist für die päpstliche Sache gewonnen!“ Nun klang des Böhmen Stimme wie ein Fanfarenstoß. Gleich darauf beugte er sich jedoch herab und zischelte dem Erstaunten ins Ohr: „Graf Ulrich, ich rate Euch gut, faßt Euren Entschluß, kommt zum Ziel. Gewaltig sind die Abgaben, die von geistlichen Stiftungen, Bistümern und Klöstern eingegangen sind. Der heilige Vater hat Mittel in der Hand, so reich wie nie, um gewährte Hilfe königlich zu entlohnen. Und was Euch anbetrifft, die Hälfte des Herzogtums Schwaben wäre Euch sicher —“

„Hörst Du, Ulrich, die Hälfte von Schwaben!“ Graf Hartmann hob beschwörend die Hände.

Der Würtemberger stemmte sich vollends hoch: „Und wenn es anders kommt, wenn Konrad über Heinrich Raspe triumphiert, dann — was ist dann — —?“

Da nahm Albert von Böhmen, Archidiacon von Passau und Legat des heiligen Stuhls, von neuem seine zwingende Haltung ein, und mit fester Stimme verkündete er, ganz so als spräche ein Prophet: „Wer an der Staufer Glück glaubt, baut auf Sand. Das Ende des stolzen Geschlechts ist gekommen. Keine irdische Macht wird helfen können. Wer sich erhaben dünkt über Petri Gewalt, empfangen aus des Heilands Händen, der wird schimpflich erniedrigt werden. In den Staub gehört solch Uebermut, der Menschheit zur furchtbaren Warnung!“

Bis gegen Mitternacht weilten die Herren beisammen. Zoll um Zoll gab der Würtemberger seinen Widerstand preis. Und als er sich endlich zu einer festen

Abmachung verstanden hatte, da blieb dem Böhmen gegenüber nur noch die eine Sorge bestehen: „Wie kommt Ihr aus dem Lager heraus? Wenn man Euch fände, unser Plan wäre von vornherein gescheitert!“

Der Archidiafon lachte geringschätzig auf. „Eingekommen bin ich als ein Trostknecht des Grafen Hartmann, heraus muß ich noch heut Nacht. Am besten, es setzte irgendwo Händel im Lager. Bei dem Lärm entwiche ich als ein Schatten.“

„Daß es glückt, ich stehe dafür ein!“ Auch der Grieninger trug keine Bedenken. Und er verließ alsbald das Zelt, um die erforderlichen Schritte einzuleiten.

Als die Wartleute wechselten, erscholl nahe dem Zelt eine falsche Losung. Es währte nicht lange, daß aus dem erregten Stimmengewirr eine heftige Bewegung entstand.

Der Böhme verließ das Zelt an der abgewandten Seite. Unter zusammengeschobenen Karren hindurch suchte er sich seinen Weg ins Freie. Hinter der Neckarbrücke wartete auf ihn ein bestellter Beritt. Auf schnellem Ross gewann er die Straße nach Frankfurt.

Der Lärm im Lager war bald wieder gedämpft. Rupert von Zannensfels war zwischen die Streitenden gefahren. „Was soll das, ihr Leute,“ hatte er gemahnt, „haltet Frieden untereinander! Bei so vielen Gefolgschaften auf einem Fleck wird stets ein Tropf zu finden sein, der sein Sondergeschrei besser behält als die ausgegebene Losung!“

Die Grieninger Dienstmannen zerstreuten sich. Sie hatten die Hitzköpfe gespielt.

Kloster Gnadental

Aus grauem Himmel rauschte Regen hernieder. Tiefe Wolken schleppten dahin. Der Tritt der Rösse klatschte im aufgeweichten Boden. Und das Gerassel der Wagen lärmt durch die Nacht.

König Konrads Heer war auf der Flucht. Bei Frankfurt aufs Haupt geschlagen, entwich es über Heilbronn nach Hall. Dehringen lag hinter ihm. Die Waldenburger Berge waren überwunden. Doch der erfahrene Gottfried von Hohenlohe trieb und hezte, daß keiner sich versäume und zurückbleibe. „Ueber sechshundert Grafen und Ritter sind auf der Walstatt geblieben,“ mahnte er, „garnicht zu zählen die Söldner und Knechte. Und wer alles in den Fluten des Mains sein Ende gefunden hat, noch können wir's nicht übersehen. Vorwärts, ihr Herren, vorwärts! Was noch lebt und treu ist, muß dem Könige erhalten bleiben, auf daß das Schicksal sich wieder wende!“

Dabei setzten die Säule nur noch mühsam den Huf, und die Schenkel der Reiter waren taub, so daß sie kaum mehr die Sättel umspannten!

„Mit wieviel Mann sind der Wirtemberger und Graf Hartmann von Grieningen abgefallen?“ Zum hundertsten Male fragte es der König. Ihn knechteten trübe Gedanken. In wirrem Kreislauf umgaukelten

ste ihn. Des Kaisers Bild stand vor seinen Augen. Vorwurfsvoll und voller Kummer schaute der Vater drein, der ihn zärtlich liebte. Und in seinen Ohren gellte das Hohngelächter der Widersacher, siegestrunken, teuflisch und schrill, wieder und immer wieder . . .

Der Schenk von Limpurg lachte bitter auf, bevor er die Antwort erteilte. „Mit zweitausend Rittern und Armbrustschützen!“ stieß er hervor. „Das war ein gut Teil unseres Aufgebotes, kaum zu entbehren bei Beginn der Schlacht!“

„Und wir haben gewißlich keine Fehler begangen?“

„Wer uns übel will, König Konrad, der wird auch Fehler finden. Wer aber billig denkt — jenun, ich würde den Angriff auch heute nicht anders ansetzen, wie wir es getan!“

Der Regen tropfte und lärmte. Windgestöhn sang. Immer tiefer schleppten die Wolkensfahnen. Und daß es gen Morgen ging, noch war es nicht zu spüren.

Die Vorhut stockte und ballte sich. Der Hohenloher fuhr voraus. Der Wille des Reiters lebte im Ross. „Weiter!“ befahl er. „Weiter! Ist wer gestürzt?“

„Linkerhand gabelt der Weg!“

„Geradeaus führt der unsrige. Nach Hall wollen wir und nicht nach Untermünkheim!“

Die totmüden Gaulle stapften voran. Knarrend und dröhnend lief das Rädergewühl seinen Takt.

„Wollt Ihr in Hall der Ruhe pflegen, König Konrad? Oder kommt Ihr zu mir auf die Limpurg?“ Der Schenk zwang sich die Worte von müden Lippen.

Der junge Fürst sann nach. „Hall und die Haller sind treu wie Gold. Doch die Scham — am liebsten

umritte ich die Stadt — Herr Walter, nehmt mich bei Euch auf!“

Der Schenk verneigte sich tief: „Von Herzen gern!“ Das Gespräch brach wieder ab.

Die Morgensonne färbte den Osten dunstig gelb. Und über dem Dunst lag schwarze zerzauste Wolkenlast. Zögernd nur wurde es hell. Der Regen ließ mählich nach. Und jetzt — jetzt stahl sich etwas wie Gold in das dichte Gewühl am Himmel.

Von hinten her überholte Friedrich von Evensheim den König, und seine Augen verrieten einen Wunsch.

„Heh,“ rief Konrad, „Deine Mähre kann noch traben?“

Der Evensheimer hob sich im Sattel: „Solang mein König reitet, halte ich mit ihm Schritt!“

Konrad bot dem jungen Ritter die Hand: „Dir danke ich in Wahrheit mein Leben. Als der Wirtemberger des Eides vergaß, da vergaß ich fast meiner Pflichten und suchte den Tod, dort, wo es am heißesten herging. Und da preschtest Du mir zur Seite —“

„Nicht doch, edler Herr! Gottfried von Hohenlohe und sein Bruder, sie prellten herbei. Und so hat denn auch ihr Heerbann die schwersten Verluste gehabt.“

„Den Kolbenhieb, der meinem Haupte galt, den hast Du aber abgewehrt. Ansonsten wäre ich längst zu des Himmelskaisers Herrlichkeit abberufen. Und am Ende wäre mir recht geschehen —“

„Edler Herr, so dürft Ihr nicht sprechen, Ihr seid unser aller Hoffnung!“

Konrad nickte vor sich hin: „Ich war es! Jetzt rate ich aber gut, suche Dir getrost etwas anderes, an das sich Dein Hoffen anklammern kann.“

Da schoß dem Evensheimer die Röte der Verlegenheit ins Antlitz. Sie waren nahe der Stelle, wo rechter Hand die alte Straße nach dem Bartwald und zum Kloster Gnadental abzweigte, und er gedachte, Urlaub vom König zu erbitten.

Stockend begann er: „Ihr habt Herrn Walter vom Rosenstein gekannt. Einst war er ein lustiger Gesell. Jetzt liegt auch er erschlagen. Er fiel zu meiner Seite. Und als er starb — ich war vom Ross gesprungen —, da hat er mir ein Geheimnis anvertraut —“

„Willst Du es mir weitergeben?“

„Ja, Herr, zu Eurem Ohr spricht mein Herz!“

Konrad lenkte sein Ross ein wenig abseits. Und der Evensheimer fuhr flüsternd fort: „Herr Walter hat mir gestanden, daß Eine, der ich mit allen Sinnen ergeben bin, auch meiner in Liebe gedenkt. Er habe es deutlichst wahrgenommen, als er sie einst geleitete, vom Rosenstein nach Hall. Frau Sälde habe ihn damals selber genarrt, so sei er hellsehtig geworden —“

„Und die Magd, sie willst Du nun auffuchen?“

„Ich will sie befreien, mein Herr und Gebieter. Wenn Heinrich Raspe uns nachrückt, so wird auch er über das Kloster Gnadental kommen. Und seine Scharen, in Siegerlaune —“

„Eine dem Herrn Geweihte ist Deine Domina?“
Die Frage klang nach Tadel.

„Noch hat sie den Schleier nicht genommen.“

„Wer hat sie zu den frommen Schwestern gebracht?
War es freier Wille?“

„Ein altes Gelübde zwang sie sowohl wie den Vater, den unseligen Schritt zu tun.“

„Und nun willst Du mit gewalttätiger Hand das heilig gewordene Wort entkräften?“

Der Evensheimer verstummte. Auf solch scharfes Verhör war er nicht gefaßt. Auch der junge König sann vor sich hin. Daß einer sich regte im Jugenddrang und sich im Unglück nicht aufgeben wollte, es brachte in seinem Innersten eine helle Saite zum klingen. Er selber dürstete nach den Lippen einer holden Magd: Elisabeth, des Bayernherzogs Tochter, war ihm zugelobt! Und insgeheim, so plante er, wollte er zu ihr eilen, um sich Rat und Trost zu holen. „Friedrich,“ erklärte er daher nach einer Weile, „es ginge nur an, das Wort preiszugeben, wenn sich der Vater einverstanden erklärte.“

Da hob der Evensheimer zuversichtlich das Haupt. Und über sein von der Harnischkappe eng umrahmtes Gesicht glitt ein schelmisches Lächeln. „Herr,“ schlug er vor, „daß es dazu käme, könntet Ihr nicht mein Fürsprecher sein?“

Konrad schlug sich auf den Schenkel: „Traun, Du hast mir das Leben gerettet, so will ich es auf mich nehmen. Doch nun verrate noch — an wen muß ich mich wenden?“

Der Evensheimer ritt Bügel an Bügel mit dem König. Aus runden Augen starrte er ihn erwartungsvoll an. „Konrad Kamler, ein Leutepriester, wäre der rechte Mann,“ entgegnete er zögernd. „Ich weiß nicht, ob des Königs Majestät ihn kennt. Er weilt zur Zeit in Hall, aus Neuffen ist er schimpflich vertrieben —“

Der junge Fürst fuhr hoch: „Aus Neuffen? Von dem Verräter Herrn Heinrich? Oh, ich erinnere mich wohl, mit jener Schandtath fing es an! Mir ist auch

über des Pfarrers Wirken nur Gutes berichtet worden. Und er, sagst Du, er ist es, an den ich mich halten soll?"

Eifrig nickte Friedrich von Evensheim: „Er und kein anderer! Und wenn ich es aussprechen darf, ewig würde meine Dankbarkeit währen —“

„Schon gut!“ Der junge Fürst fiel ihm ins Wort. „Was an mir liegt, soll geschehen. Ich stehe in Deiner Schuld. Und wenn ich zudem wettmachen kann — ich will auch Konrad Kamler helfen —, was Heinrich von Neuffen Uebles verbrach, so kommt mir das Ganze doppelt gelegen.“ Er reichte seinem Dienstmann die Rechte. „Du bist entlassen,“ sagte er. „Laß nur nicht der Tollheit die Zügel schießen, das ist das Einzige, wovor ich warne!“

Herr Friedrich beugte sich tief hinab und küßte dem Fürsten die Hand. Dann hielt er seinen Gaul zurück, verständigte die Kumpane — die Wahrheit verriet er nicht — und ritt rechtsabseits davon.

Je näher er dem Kloster kam, desto schwerer dachte ihn sein Beginnen. Es war zwar nur ein schlichtes Gebäude, schmalbrüstig stand es im Thal, von keiner Mauer umgeben. Was aber tun, wenn Berndrud nicht kam, wenn sie sein Locken nicht hörte? Durfte er dann verwegenen Fußes eindringen in das Heiligtum, um die zu rauben, nach der er sich sehnte, sich sehnte mit aller Blut seines Herzens? Wenn Unsegen daraus entstand? Wenn die Himmlischen in Zorn gerieten?

Unbewußt ließ er dem Ross die Zügel. Das Tier verfiel in müden Schritt. Es ließ den Kopf hängen. Und über ein Kleines schickte es sich an, vom Grün am Waldessaum geruhsam zu naschen.

Doch die Rast währte nicht lange. Herrn Friedrichs

verlorener Blick hatte eine große Glockenblume erspäht, die einsam auf moorigem Grunde im dunklen Tann stand. Und allsogleich schoß es ihm durch den Kopf: 'Auch Deiner wartet eine wonnesame Blüte, verborgen im schwarzen Klosterschatten!' Hastig nahm er den Zügel hoch. Der Sporn traf die Flanken der Mähre. Erschreckt trabte das Tier an.

Der Weg führte durch dichten Wald. Mächtige Tannen strebten empor, Niesen, die sich gen Himmel reckten. Regenschwer hing ihr Geäst, von silbernen Tropfen überronnen. Es gab aber auch hellen Farbenjubel, dort wo Eichen und Buchen grüntem. Und als nun gar die Sonne durchbrach und mit ihrem Goldgeflute dem Walde bis zum Herzen drang, da gleißte das Silber der Stämme auf, in die brüchigsten Rinden schoß Leben, und unter dem Spiel der Blätter zitterten über den dampfenden Boden Licht und Schatten dahin.

Ringsum das Klostergebäude bettete sich Wiesenland. Ein Bach murmelte hindurch, angeschwollen vom Regen. Und all die tausend bunten Blumen, mit denen Gottes Meisterhand das Wiesengrün überstiftet hatte, öffneten ihre Kelche und wandten zierlich das Haupt der wärmenden Sonne zu.

Am Waldrande, den Augen im Kloster verborgen, brachte Herr Friedrich sein Ross zum Stehen. Er war des Königs Mahnung eingedenk und erhoffte sich ein Gelingen ohne Gewalt. Den Zügel schlang er um einen Baum. Sehnsüchtigen Blickes spähte er hinüber und wartete, ob das Glück ihm helfen würde. Es regte sich auch zwischen den Gebäuden. Menschen gingen hin und her, darunter etliche Klosterfrauen. Noch lag das Anwesen offen. Doch die, die er suchte, sie entdeckte Herr Friedrich nicht.

Da ahmte er die Stimme eines Käuzleins nach. Laut scholl sein Ruf: „Kew-kew — kew-kew!“ Und sanfter hinterdrein: „Ku-uk — ku-uk“, und immer wieder „ku-uk — ku-uk!“

Dann wartete er — — eine ganze Weile — — doch er wartete vergebens. Noch einmal lockte sein Ruf — — — niemand achtete darauf — — —

Herr Friedrich nahm den Zügel vom Stamm. Festen Fußes schritt er zum Kloster. Und dem Kofse flüsterte er vertraulich ins Ohr: „Wir müssen es wagen, halte dich wacker!“ Der Hengst hob den Kopf und wieherte.

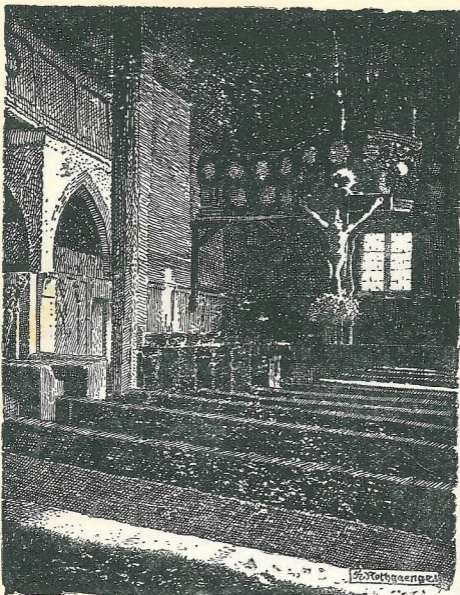
Zwischen den Gebäuden spukte der Geist der Unruhe. Am Morgen war die Schreckenskunde ruchbar geworden, bei Frankfurt sei eine schwere Schlacht geschlagen, König Konrad wäre besiegt. Es hieß sogar, er habe das Leben eingebüßt. Sichtbar hätten die Himmlischen wider des Kaisers Sohn gehadert. Und wenn er selber auch voll Güte und Anmut dahinlebe, der Fluch, der auf des Vaters Haupt laste —

„Von wannen kam Dir die Kunde?“ Erregten Anlitzes forschte die Lebtrissin den Unglücksboten aus, einen Bauersmann aus der Waldenburger Gegend, den man ihr zugeführt hatte.

„Gottselige Frau,“ klagte er, „solch Wissen fliegt durch die Luft. Woher man es hat, man weiß es selber kaum. Meiner Schwester Sohn hat mir aber berichtet, mit eigenen Augen habe er gesehen, fliehende Scharen, darunter den König —“

„Und der Thüringer Landgraf, drängt er nach? Sind die Sieger schon im Anmarsch?“

„Darüber weiß man nichts Genaues! Allerhand wildes Gerede läuft um! Nun verratet Ihr mir aber,



Kloster Gnadental, Inneres der Kirche

gottselige Frau, wird es dazu kommen, wovon viele reden, wird der Mond vom Himmel fallen? Wird die Erde in Flammen aufgehen ob der Schandtaten der Welt?"

„Du redest irre! Versündige Dich nicht!“

Doch der Bauer schüttelte betrübt das Haupt: „Noch bin ich bei guter Vernunft und sehe klar, ganz klar! Wenn aber der Wolf käme, der große mächtige, grauhaarige Wolf, um alles zu verschlingen . . .“ Er kraute sich hinterm Ohr und trollte sich schleppenden Ganges. Alles war ihm in den letzten Jahren nach Wunsch ge- glückt. Er hatte seinen Hof in Erbpacht bekommen und lebte ganz wie ein Freier. Und nun — nun sollte die ganze Plackerei umsonst gewesen sein? „Der Wolf,“ stöhnte er, „der schlimme Wolf! Gewislich, das Weltende naht! Mein Großvater hat es voraus- gesagt, obwohl die Pfaffen ihm fluchten und ihn der Lüge ziehen“

Die Schwester Notburga trat auf die Aebtissin zu, um zur gewohnten Stunde ihren Bericht zu erstatten, was sie alltäglich tat. Sie war knöchrig und hochbetagt, Liebreiz war ihrem Antlitz schon seit langem fremd. Unter den anderen Schwestern ging das Gerede, ihr ströme Gallensaft statt Blut durch die Adern, so sehr sei sie vom Laster des Neides erfüllt. Und die Alte klagte: „Verehrungswürdige Frau, jetzt ist es offenbar, Geba und Betha, die beiden Novizen, sind die Uebel- täterinnen, die Unfrieden und Aergernis stiften und nichts tun, um zur Belebung und Bewahrung des gegenseitigen Friedens, der Eintracht und der Liebe bei- zutragen, wie es doch unsere Regeln heischen. Sie reden auch frech über die bereits errichteten und noch aufzu- führenden Gebäude, die doch nach Eurer weisen An- ordnung und zufolge des Rates der edlen Frau von Krautheim, die der Herr der Heerschaaren segnen und zu unserm Besten noch lange in Gesundheit erhalten möge, gebaut worden sind —“

„Schon gut, Schwester Notburga!“ Die Aebtissin fürchtete den Nebenstrom der Alten und fiel ihr darum ins Wort. „Ich werde mir Geba und Betha kommen lassen. Und so sie ihr Unrecht eingestehen, woran ich nicht zweifle, denn die Sünde der Lüge ist ihnen fremd, werde ich sie verwarnen und in die leichte Buße nehmen. Wie steht es aber um die Novize Werndrud? Ich trug Dir auf, sie insgeheim zu beobachten. Lebt sie noch immer in wundersüchtiger Stimmung?“

Eifrig nickte die Alte. Und ihre Augen schillerten grün. „Gewißlich, es hat sich nichts geändert! Abstoßend ist ihr Gebahren, denn solch einem jungen Kinde, ganz unerfahren im Gebet und in der Uebung der Chorandachten, dazu noch in tödtlicher Sünde von nichtshäbigen Leuten geboren —“

„Nahen die Heiligen nicht!“ Die Aebtissin steifte ihren Nacken. „Hat Werndrud ein neues Gesicht gehabt?“

Notburga hob zweifelnd die Hände: „Sie schweigt sich aus, selbst Geba und Betha gegenüber verschließt sie jetzt ihren Mund. Wenn Ihr sie aber fragen würdet, verehrungswürdige Frau, so würden sich wohl ihre Lippen öffnen, und Ihr selber könntet prüfen —“

„Gut, schicke mir auch Werndrud her. Sie soll sofort kommen!“

Die Alte humpelte davon. Die Aebtissin blieb im Garten zurück. Ihre Gedanken wanderten zu Gott. Sie war eine fromme Dienerin des Herrn, obwohl ihr nicht alles auf Erden gelang, so wie es des Heilands Lehren entsprach.

Zögernden Fußes nahte Werndrud. Sie hatte viel Bitteres im Kloster erfahren. Nur wenige der

Schwestern waren gut zu ihr, denn der Aebtissin Haltung und Art galten fast allen als Richtschnur.

„Hier bin ich,“ sagte Werndrud bescheiden und blieb gesenkten Hauptes stehen. Groß war die Anmut ihrer Haltung. Und trotz der schlichten Tracht lieb ihr der Liebreiz seinen Zauber.

Die Aebtissin wandte sich voller Hoheit um. Daß sie aus gräßlichem Hause stammte, vergaß sie nie, auch jetzt nicht, wo sie die Hand zum Segen hob.

„Der Friede des Herrn sei mit Dir,“ kam es ihr kühl von den Lippen. Ihre klugen Augen überforschten dabei das Aussehen der Novize. Und dann hieß es weiter: „Mir ist berichtet worden, Du habest noch immer unruhige Nächte, stündest auf und wandeltest? Was beschwert Dir den Sinn? Was ficht Dich an? Welche Qual sitzt Dir im Herzen?“

Werndrud schaute kaum auf. „Mir ist mitunter eigen zu Mute,“ flüsterte sie, „ganz so, als ob Engellungen zu mir sprächen.“

„Hast Du schwere Träume? In Deinem Alter — Du verstehst — ich muß es wissen!“

„Sie sind nicht schwer, verehrungswürdige Frau, und doch — bisweilen“

„Rede weiter! Warum zögerst Du?“

Werndrud warf unbewußt einen flüchtigen Blick in die Runde, ob auch kein Lauscher nahe sei. „Ich liebe den Evangelisten Sankt Johannes,“ hauchte sie. „Er ist mein Schutzpatron. Und oft im Traume erscheint er mir, minniglich und schön. Er trägt ein himmelfarben Gewand, ganz so wie ein weltlicher Herr, dazu eine Spange aus Gold. In der letzten Nacht, da führte er das Jesuskind an seiner Hand. Und er redete

mich an und sprach: „Du sollst Dein Herz und Deine Minne legen an diesen hier und nicht an die Geschöpfe auf Erden —“

Sie unterbrach sich. Hinter ihrem Rücken zitterte Unruhe auf. Stimmen wurden laut, über die Gänge des Klosters huschten eilige Schritte, Schatten glitten hin und her, und dann

Keuchenden Atems stand Notburga vor der Aebtissin: „Verzeiht, gestrenge Frau! Aber draußen auf dem Hof hält ein Ritter — von des Königs Heer käme er, er müsse Euch sprechen, so drängte er, sei es auch wider klösterliche Zucht und jedes Gebot!“

Die Aebtissin raffte ihr Gewand und hob den Fuß, um der Alten zu folgen, als ihr Blick auf die wankende Werndrud fiel. Sie stuzte was war der Novize?

Ohne einen Klage laut sank die Gequälte zu Boden.

Da ließ die Aebtissin ihr Gewand wieder fahren. Eine Ahnung durchblitzte sie. Und mit strenger Stimme erklärte sie: „Der Ritter mag sich außerhalb des Klosters begeben. Ich werde ihm einen Boten schicken, auf daß er mir seine Zeitung vermeldet!“

Doch es kam anders. Herr Friedrich von Evensheim nutzte den Tag. Wo er schon im Kloster war, betrat er auch den Garten. Und er glaubte, Herr über sich selbst zu sein.

Die Aebtissin stand steil wie eine Tanne. Ihre Augen loderten Zorn. „Was kommt Euch bei?“ rief sie dem Ritter hell entgegen. „In Christi und des Königs Namen, wendet Euren Fuß, verlast die geweihte Stätte!“

Der Evensheimer verneigte sich nach höfischer Zucht.

„Verzeiht, gestrenge Domina,“ entgegnete er, „doch Eurem Wunsche willfahre ich nicht, es sei denn —“

„Kein Wort weiter!“ Die leidenschaftliche Frau beehrte auf. Königlich war ihre Haltung. Das edle Blut geriet in Wallung. „Ihr seid ein Schänder klösterlicher Zucht! Und kämet Ihr selbst vom Kaiser —“

Da nahm Herr Friedrich die zusammengebrochene Novize wahr. Er stürmte an der Aebtissin vorüber, stürzte zu Werndruds Seite nieder und jubelte: „Bin ich endlich bei Dir, Du Süße! Haben sie Dir ein Leids getan? Rede, sprich, vertraue es mir an!“

Werndrud verhüllte ihr Haupt. Tränen rannen über die glutübergossenen Wangen. Nur ein Wimmern war ihre Antwort, ein Wimmern tiefsten Wehs.

Langsam stemmte sich Herr Friedrich wieder hoch. Scham fraß an seinem Herzen. Und zur Aebtissin sagte er: „Verzeiht, gestrenge Frau, mich hat meine Jugend verführt, tölpisch war mein Benehmen —“

„Tölpisch nennt Ihr's?“ Die Herrin des Klosters war kaum noch ihrer Sinne mächtig. „Mir scheint, Ihr seid vom Bösen besessen! Doch nehmt Euer Liebchen nur mit. Mir gilt sie als eine Verwerfene, als ein Gefäß der Sünde. Ich verweise sie aus Gnadentals Mauern und täte sie tausendmal Buße. Verflucht sei die Spur ihres Fußes!“

Von der humpelnden Notburga gefolgt, schritt die Aebtissin erhobenen Hauptes davon. Ihrer Pulse flogen. Und am Herzen verspürte sie einen scharfen Schmerz. Als sie in ihrem Zimmer angelangt war, fiel sie kraftlos auf einen Sessel. Sie schlug die Hände vors Gesicht, um die schlimmen Spukgestalten zu

bannen, die ihr vor den Augen tanzten, und begann bitterlich zu weinen.

Notburga schlurrte herbei. Als eine der verschwiegenen Schwestern leistete sie der Lebtrissin in Allem und Jedem ungerufen Beistand. „Wir müssen unverzüglich ein Schuldkapitel abhalten,“ mahnte sie. „Wenn etwa noch mehrere räudige Schafe unter unserer Herde weilten — schon um der edlen Frau von Krautheim willen müssen wir es tun“

Doch die Lebtrissin war anderer Meinung. „Laß mich allein,“ verlangte sie und griff nach ihrem Herzen. „Ich will im Gebet die Gottesmutter angehen. Sie wird mir Aermsten Rat wissen.“

Währenddem hatte Herr Friedrich mit starken Armen die schluchzende Werndrud hochgenommen. Und er trug sie von hinnen, als spüre er keine Last. Entsetzte, aber auch gierige Augen starrten hinter ihm her. Niemand vertrat ihm den Weg. Sein Roß stand an der Stelle, wo er es verlassen hatte. Er schwang sich in den Sattel und zog Werndrud zu sich herauf. Willenlos fügte sie sich. Dann lockte er, und das wackere Tier trottete gehorsam von hinnen.

„Werndrud,“ begann er, als der Wald sie umfing, „zürnst Du mir?“ All sein Mut war verflogen, und daß er sie in seinen Armen hielt, es kam ihm schier als ein Frevel vor.

Sie blieb die Antwort schuldig. Ihre Tränen waren versiegt. Brennenden Auges starrte sie ins Leere.

Unter den Hufen des Hengstes federte der Boden. Sonnenleuchten umschmeichelte die beiden. Und ein bunter Falter gaukelte beharrlich vor ihnen her. „Siehst Du den Fröhlichen?“ fragte er. „Wie er

sich der Freiheit freut, und daß der Herrgott ihn so schön und lieblich geschaffen hat!"

Noch immer blieb sie stumm. Ihm ward der Gauen trocken. Und alles schien ihm anders, wie er es sich gedacht. Plötzlich fuhr er erschrocken zusammen: „Du trägst das Gewand der frommen Schwestern, und bis wir zum Vater kommen“

Da wandte sie sich ihm zu. Und gesenkten Blickes gab sie ihm zu verstehen, er möge ihr sein Waffenkleid um die Schultern schlagen.

Er brachte den Gaul zum Halten, ließ sie zu Boden gleiten und stieg selber ab. Rasch war der Rock abgetan, er trug ihn über dem Kettenharnisch. „Hängst Du ihn um?“ fragte er. Sie nickte nur. Da trat er näher und legte ihr das Gewand behutsam an.

Und wieder wollte er fröhlich tun: „Nun bist auch Du ein bunter Falter, doch fliege mir nicht davon, kaum daß ich Dich befreie!“

Werndrud erbebte, hob die Arme. Er griff nach ihr. Sie umschlang seinen Nacken. Und schluchzend kam es heraus: „Daß Du der Verworfenen gut bist, der Verworfenen, die selbst im Kloster niemand leiden mochte! Friedrich, uns segnet die Sünde!“

Abgetan war seine Beklemmung, als er ihre Stimme vernahm, vergessen waren die Sorgen. Als ein Diener ihrer Schönheit zog er sie an sich, in Ehrfurcht tat er es. Und fand kein einzig Wort mehr, weil Mund auf Mund ruhte und die Augen Seligkeit tranken.

Sie vergaßen der Welt ringsum und lebten der Stunde süßesten Erschauerns, wo sie zum ersten Mal sich eins und einig wußten.

Glockengeläut scholl herüber. Vom Kloster rührte es her.

Werndrud fuhr zusammen: „Unglück bringe ich Dir! Warum nur kamst Du mich holen? Als ich Deinen Ruf vernahm —“

„Du hast mich gehört? Hast das Käuzlein erkannt?“ Er jubelte auf und preßte sie an sich. „Nun wird der Kauz zum Adler werden, und wer Dir naht, um Dir wehe zu tun, den treffen des Adlers Fänge. Werndrud sei stark und kühn, uns hat nicht die Sünde, uns hat das Schicksal gesegnet. Und Gott der Herr ist es, der es lenkt!“

Er trug sie zum Ross. Sie ritten weiter. Und als er erzählte vom guten König, da wuchsen ihr Mut und ihr Vertrauen. Und des Klosters vergaß sie bei seinem Geplauder, des Klosters und all seiner bitteren Stunden.

* * *

Keinen Menschen hielt es in Hall in seiner Behausung. Alle Welt war auf den Beinen. Und durch die Hirne fuhr Sturm. Die Männer redeten sich die Köpfe heiß. Den Frauen ward bänglich zu Mute. Angstvoll starrten die Kinder drein. Aber auch Neugier lockte, weil durch das Brückentor am Kocher immer neue Gewappnete in die Stadt einzogen.

Gewalt ging um. Es waren hitzige Worte gefallen, Worte gegen des Kaisers Majestät und gegen seinen Sohn, König Konrad. Und solche Worte haßte Hall. Als unverbrüchlich galt ihm seine Treue. Sie war der Stadt Stolz und Zier. Und wer sie in Zweifel zu ziehen wagte — halloh, dem schlug man den Schädel ein

„Wann kommen die unstrigen?“ Eine junge Frau drängte sich vor.

Ein Limpurger Dienstmann gab ihr Bescheid: „Gleich hinter dem Könige folgen die Haller!“

Die Frau spähte die Gasse hinab. Ihr Mann gehörte zum Heerbann der Stadt.

„Habt ihr es schon gehört,“ ereiferte sich an anderer Stelle ein sonst geruhiger Bürgersmann, „die minderen Brüder verkünden, nun würde das große Schweigen über Hall kommen, die Glocken dürften nicht mehr geläutet werden, die Orgeln würden verstummen. Uns alle trafe der Bann, so wir nicht in letzter Stunde dem König den Gehorsam aufkündigten —“

„Sie sollen's nur wahrmachen,“ lachte man auf. „Unser Herrgott verläßt uns ganz sicherlich nicht, und machten sie noch so viel Geschrei!“

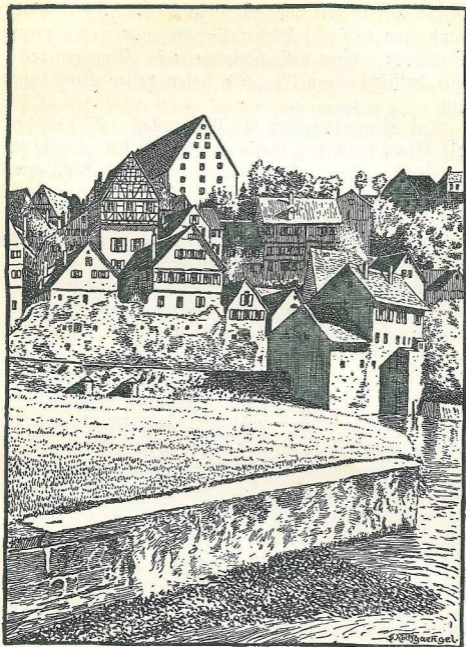
„Der König naht!“ Der Ruf pflanzte sich fort. „Gebt Raum für des Königs Majestät!“

Begleitet von Gottfried von Hohenlohe und dem Schenken von Limpurg kam Konrad angeritten. Er hatte das Ross gewechselt. Und die eigene Abspannung wich, als ihm der Sturm der Liebe und Treue brausend entgegen scholl.

„Heil unserem König!“ jubelten die Massen. „Ehre ihm und seinem Herrn Vater!“ Zücher flatterten in der Luft, Kappen wurden geschwenkt, tausend Arme grüßten.

Konrad verneigte sich tief. Die Huldigung griff ihm ans Herz. Und in seine blassemüden Wangen schoß das Rot freudiger Erregung.

Mit der Hand gebot er Schweigen. Die Menge verstummte. Doch als er begann: „Nicht als Sieger



Schwäbisch-Hall, Alte Stadtmauer am Kocher

lehre ich heim," da überbrandete ihn das Stimmengewirr. Frauen und Männer drängten vor. Und aus

heißen Herzen, die auch im Unglück schlugen wie sonst, fand man tröstliche Worte für ihn, mahnte man zur Zuversicht. Eine helle Stimme rief: „Nun erst recht gilt hallische Treue!“ Alle fielen voller Hingebung ein.

Der König ritt über den Marktplatz. Er gedachte die Stadt durch das Limpurger Thor alsbald wieder zu verlassen. Doch auf dem Markt, zu Füßen der Leutenkirche Sankt Michael, drängte sich die Menge so dicht, daß des Königs Ross kaum weiterkam. Und hier war es auch, wo ihn unter Vorantritt des alten Burkard Sulmeister der Rat der Stadt empfing.

Herr Burkard trug einen silbernen Humpen in den Händen, gefüllt mit edlem Wein. Und beweglich schlugen seine Worte allen ans Ohr, als er anhub: „Edler Herr, heuer ist's keine Feierstunde, zu der wir Euch begrüßen. Und doch, so bitten wir, nehmt diesen Willkommentrunk huldvollst entgegen. Ein jeder Tropfen birgt Liebe, und der Segensquell unseres Tals werde auch Euch zu teil!“

Konrad nahm den Humpen entgegen und tat einen tiefen Zug. Und als er das Gemäß absetzte, da sprühte es ihm von den Lippen: „Herr Burkard, wahrlich, das tat gut, Eure Worte und Euer Wein! Schon sehe ich die Welt mit anderen Augen an. Hallische Treue ist mein stärkster Schild!“

Einzeln traten die Ratsherren vor. Jedem gab der König die Hand. Und als Herr Burkard tröstlich zu berichten begann: „Wo jetzt unser Salzbrunnen fließt, dem die Stadt ihr Glück verdankt, da war einst eine herbe stinkige Lache, zu der das Wild gelaufen kam,“ da unterbrach der König lachend den Alten, klopfte ihm

auf die Schulter, indem er sich tief vom Rosse beugte, und sagte: „Ihr wollt mir Mut einsprechen, ich dürfe nicht verzagen, aus kleinen Anfängen sei bei Vertrauen und Fleiß immer noch Großes entstanden? Ich verstehe und danke Euch, es tut aber wahrlich nicht mehr not. Denn seht, weit mehr als den halben Humpen habe ich geleert, so viel Lebensmut bringe ich noch auf. Und wenn Ihr mir mit dem Reste Bescheid tun wolltet, dann wäre von neuem offenbar, wie fest Eure gute Stadt zum Kaiser, zum Reich und zum Könige hält!“

Der Alte ward fast ein wenig verlegen. Doch plötzlich kam es mit Macht über ihn. Er schwang den Humpen hoch und rief: „Nun lege ich meine Lippen an den Rand, wo des Königs Lippen gelegen haben. Und wenn ich trinke, so werden wir eins, der König und ich, eins in der Liebe und Treue zur Heimat!“

Manch einem unter den Männern traten Tränen der Ergriffenheit in die Augen. Denn als Herr Burkard den silbernen Humpen bedächtig zum Munde führte, während seine Augen den König nicht ließen, da ward es ein Erlebnis voll Weihe und Feierlichkeit. Keiner unter der Menge wagte sich zu rühren. Jeden packte der Anblick. Erst als Konrad weiterritt, löste sich die Spannung. Man schüttelte einander die Hände und lobte die treuherzige Art des jungen Fürsten. „Er gleicht des Kaisers Majestät,“ so hieß es immer wieder. „Er wird die Jahre leben, die Gott ihm gewährt hat, und es wird eine lange Zeit sein!“

Als Konrad mit seinem Gefolge an der Gerichtsstätte vorbeikam, die, von Linden umstanden, hinter Sankt Michael lag, schwoll ihm ein Menschenhaufe entgegen, Heinrich von Hall an der Spitze. Und des

Dominikaners Züge waren vom Feuer des Hasses durchglüht. „König,“ rief er und schwang beide Arme voller Empörung hoch, „wir haben einen Verworfenen dingfest gemacht, der es selbst in dieser Stunde wagte, wider des Kaisers Majestät Unflath zu reden, wiewohl er sich Priester nennt!“

Zwei Männer aus dem niederen Volke und nicht zum besten beleumundet, stießen Pater Angelus vor. Ihre Hände umkrampften die Arme des Mönches. Seinen Stolz jedoch bezwangen sie nicht.

Konrad stuzte — das vom Eiferwahn gezeichnete Gesicht, es war ihm nicht fremd, er erinnerte sich, auf der Höhe von Kürneck, als er vom Kloster Lorch heraufkam, da hatte er schon einmal in diese fanatischen Augen geblickt. „Was ist's mit dem Franziskaner?“ fragte er, in seiner Stimme lag Unbehagen.

Da wuchs neben ihm noch eine andere Gestalt hoch: Albert von Stade, der Prior des Minoritenklosters!

„Darf ich die Antwort übernehmen?“ Es klang gemessen und hoheitsvoll.

„Gestattet ihm kein Wort! Auch er ist einer von den Befleckten —“ Heinrich von Halls Stimme überschlug sich. Grauenhaft elend sah er aus, von innerem Siechtum verzehrt.

Vom Marktplatz strömte das Volk herbei. Zurufe gellten, Stimmen dröhnten, die Weihe des Treuschwurs war dahin, Gemeinheit reckte ihr Haupt.

„Es ist hier nicht der rechte Ort . . .“ Herr Gottfried von Hohenlohe warf sich begütigend ins Mittel.

„Hier nicht?“ schrie einer aus der Menge, „wo wir auf der Gerichtsstätte stehen! Rasch ist der Scheiterhaufen gerichtet —“

„Der König hat hier nicht zu entscheiden! Der Stättmeister und die Schöffen des Rats —“

„Herr Gottfried, bewahrt Eure Weisheit für Euch!“ Heinrich von Hall war bar jeder Vernunft. „Heut spricht die Stimme des Volkes, der König muß sie hören!“

Zornlobernden Antlitzes brach sich der alte Sulmeister Bahn. „Schweigt!“ fuhr er den Dominikaner an. „Euren Glaubenseifer und Eure gereinigte Lehre in Ehren! Niemand soll aber einem anderen Schaden antun, er habe ihn denn zuvor des Unrechts überführt!“

Unwillig lenkte Konrad sein Ross weiter. Die Menge gab nur zögernd Raum.

Heinrich von Hall starrte enttäuscht hinter dem Könige drein. Doch seine Helfershelfer fluchten: „Gott möge uns strafen! Umsonst soll die Stunde gewesen sein?“ Und ehe es zu verhindern war, stießen sie den Gefangenen zu Boden. Einer hob einen Stein, andere folgten. Und unter wuchtigen Würfen, am Schädel und im Genick getroffen, brach Pater Angelus blutüberströmt zusammen. Und als man den Gepeinigten der wütenden Schar entriß, da hatte eine Menschenseele den irdischen Körper verlassen. —

Es war außerhalb des Limpurger Tores, daß Konrad Kamler, von Entsetzen über die grausige Tat gepackt, des Hohenlohers Ross einholte: „Gestrenger Herr, ich muß den König sprechen!“

„Ihr seid —?“

„Konrad Kamler, Herr!“

Da leuchtete das Antlitz Gottfried von Hohenlohes auf: „Ihr kommt dem Fürsten sicher zu Paß!“

Und so war es in der That. Lebhaft begrüßte Kon-

rad den Leutepriester. „Auf Euch und Eure Art kommt es sekund an!“ rief er. „Ihr müßt dem einfachen Manne zum Seelenstärker werden, auf daß er seine Ruhe behält, wo Rom mit allen Mitteln —“

„Herr, es ist nicht Rom allein!“ Kamler fiel dem König ins Wort. „Wer Haß sät, um Haß zu dämpfen, kann eines guten Ausgangs nicht gewärtig sein.“ Und mit fliegender Stimme berichtete er über die Gewalttat, die sich hinter des Fürsten Rücken ereignet hatte.

Konrad forschte in Gottfried von Hohenlohes Zügen: „Was sollen wir tun? Mir scheint, was uns soeben vermeldet worden ist, bedeutet eine Gefahr —“

„Gewißlich, das tut es! Der Dominikaner muß es verantworten. Einen Brand löscht man nicht mit Feuer!“

Sie ritten durch einen Weiler, ostwärts der Stadt und zu Füßen der Burg gelegen, die sich Herr Walter von Limpurg — anderthalb Jahrzehnte waren es her — auf der Höhe errichtet hatte. Zwischen armseligen Hütten aus Holz reckten sich die steinernen Mauern einer Kapelle hervor, unfertig noch im Bau und doch schon ein liebliches Bild.

Der König wandte sich dem Schenken zu: „Ist's Euer Werk, Herr Walter?“

Der Limpurger schüttelte den Kopf: „Die frommen Väter von der Comburg sind die Bauherren. Und so fürchte ich, papistischer Geist wird auch in diese Mauern seinen Einzug halten.“

„Konrad Kamler —“ der König hob sich im Sattel, gewichtig fielen seine Worte —, „sorgt mir dafür, daß von Hall ein Geist ausstrahlt, der des Kaisers Majestät erfreut, indem er der Versöhnung nicht abhold



Kapelle am Fuße der Limpurg

ist und trotzdem deutsche Rechte wahr. Dann tut Ihr gewißlich ein Werk, das des Himmels Segen findet."

Schon hob der Fürst die Hand zum Gruß, um den Pfarrer zu verabschieden, als plötzlich der Zauber eines herzugewinnenden Lächelns um seine Lippen spielte:

„Halt, noch etwas anderes bleibt zu besprechen! Folgt mir hinauf zu Herrn Walters Sitz.“

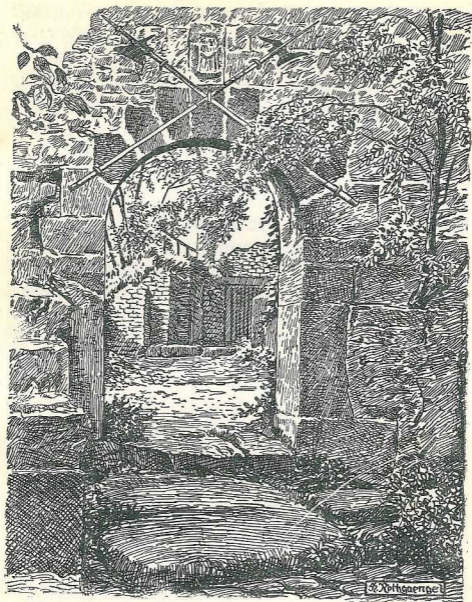
Und es ward allen zur Ueberraschung, als sich der junge König nach seinem Einritt auf die Burg als Erstes mit dem schlichten Priester zurückzog, um insgeheim Rücksprache mit ihm zu pflegen. Die Rücksprache währte lange. Sie fand auch dann kein Ende, als Konrad gemeldet wurde, Mahl und Trunk seien angeordnet.

„Was hat der König nur zu besprechen?“ Der Hausherr gähnte laut. Die Müdigkeit saß ihm tief in den Knochen. Aber auch seine Eheliebste entrüstete sich: „Nun habe ich das Beste herrichten lassen, was ich flugs zusammen bekam. Wenn aber das Schweinerne auf dem Herde verschmort, wie soll es die Küche länger halten!“

Gottfried von Hohenlohe gewann endlich Zutritt. „Edler Herr,“ erklärte er, „die Hausfrau mahnt, an die Tafel zu kommen. Und wenn ich raten darf, auch Euch täte eine Abkung not und alsdann Ruhe, nach so viel Plage und Anstrengung“

Konrad schüttelte Pfarrer Kamler die Hand. Sie standen in einem Gemach, das den Blick über den Lauf des Kochers freigab. „Es freut mich,“ sagte der König, „daß Ihr ein Einsehen habt. Als ein Gottgelahrter und Gottgeweihter müßt Ihr es am besten übersehen können, was Euch und Eurer Tochter frommt.“

Der Pfarrer nickte nachdenklich vor sich hin. Ihm war schwer zu Mute. Wie Lanzenstiche trafen ihn Sorgen; Sorgen um das Ganze, Sorgen um die Tochter. „Die Sache muß ich erst hinter mich bringen,“ entgegnete er. „Daß Gnadental dem Kinde oftmals zur



Ruine Limpurg

Qual wurde, ich habe es wohl bemerkt. Gott läßt auf uns des Teufels Scharen los, um uns durch irdische Begierden zu peinigen. Und so wird nur der allein, der sich der Welt verschließt, um das Rauschen des siebenfachen Gnadenbronnens zu hören, unangefochten bleiben —"

Konrad lachte auf. „Kamler, von Angesicht zu Angesicht seid Ihr mir erst seit heute vertraut. Doch Sorge ich, mit solcher Lehre betrügt Ihr Euch selbst. Schaut auf die Höhen hinter Hall! Gleich einer Himmeltreppe schichten sie sich, ein Bergrücken immer tiefer als der andere. Und daß Gottes Fuß auch dort zu Tale schreitet, zweifelt Ihr daran? Sucht den Herrn über Leben und Tod nur auf, geht ihm entgegen, er weiß für jeden Rat. Und weil seine Schöpfung schön ist, ein Paradies an Weisheit und Pracht, so kann er uns gar nicht zürnen, wenn wir sie genießen wollen!“

Eine Weile regte sich nichts im Gemach. Bis der schlichte Leutepriester sagte, und durch seine Stimme klang ein Frohlocken: „D e r Stunde werde ich nie vergessen. Nun ist meine Staufertreue zu festem Stahl gehämmert!“

* * *

Als Konrad Kamler nach Hall zurückgekehrt war, tobte noch immer Unrast durch die Gassen. Das Blut, das auf der Richtstätte geflossen war, war aufgezüngelt zu gefährlichen Flammen und war in tausend Herzen gesprungen, die sonst in Ruhe und Gleichmaß schlugen.

Der Prior der Franziskaner, Herr Albert von Stade, hatte flüchten müssen. Und es war ein Glück, daß das Kloster mitsamt der dem heiligen Jakob geweihten Kirche von einer dickwandigen Ringmauer umgeben war. Ansonsten wäre an jenem Tage schweres Unheil geschehen. Sämtliche Ausgänge wurden bewacht, keine Kaze durfte hinein oder heraus.

Noch immer trafen Teile von des Königs geschlagenem Heerbann ein. Aber die Haller begrüßten die

müden Herren und Knechte ganz so, als seien sie Sieger. Keine Klage, kein Vorwurf ward laut. Im Gegenteil, man jubelte ihnen zu, sagte bessere Zeiten voraus und weckte selbst auf verdrossenen Gesichtern wieder Lebensmut; zumal wenn man, wie es reichlich geschah, Speise und Trank anbot.

„Ihr habt den Strauß bei Frankfurt nur deshalb verloren,“ so hieß es immer wieder, „weil päpstliches Silber gerollt ist. Jetzt ist die Spreu vom Weizen gesondert. Und wenn ihr ein zweites Mal dreinschlagt, dann wird dem Pfaffenkönig der Hosenhoden plagen, so werdet ihr ihn verdreschen!“

Der Rat hielt eine Sitzung ab. Eine Bürgerabordnung drohte: „Wir verlangen namens der eingessenen Haller, daß die minderen Brüder, die sich Streiter Christi nennen, in Wahrheit aber giftige Ohrwürmer sind, noch heute unsere Stadt verlassen, und zwar mit Sack und Pack!“

Herr Burkard Sulmeister glühte vor Eifer. Unter schlohweißen buschigen Brauen sprühten seine hellen Augen Blicke. „Ich verstehe euer Begehrt,“ entgegnete er, „und die anderen Herren verstehen euch wie ich. Trotzdem — es geht nicht an, euer Antrag wird rundweg abgelehnt!“

„Warum, wenn wir es erfahren dürfen? Das Volk läßt sich nicht mehr dämpfen!“

„Gerade darum geht es nicht! So nehmt doch Vernunft an! Wer will mir beim Kreuze des Erlösers gut sagen, daß es den abziehenden Patres nicht anders ergeht wie dem einen, dessen Blut — Gott sei es gellagt — zum Himmel schreit!“

„Ich sage gut!“ troßte einer der Abgeordneten —

Hans Mangolt war sein Name —, während die andern schwiegen.

Da trat Heinrich Berler vor, der Schultheiß der Stadt und nach Herrn Burkard der Älteste im Rat. Schwer fiel seine Faust auf Hans Mangolts Schulter nieder, schwer fiel auch sein Wort. „Leichtlich ist ein Versprechen gegeben,“ sagte er, „wenn die Sinne hitzig sind. Ebenso leicht ist's aber auch gebrochen. Hängt Euch nicht an ein begangenes Verbrechen, sonst besudelt es Euch selber!“

„Wir wollen aber dem Kaiser dienen, und die minderen Brüder — wo sie nur können, schüren sie den Brand wider ihn — —“

„So rate ich Euch,“ fuhr der Schultheiß gewichtig fort, „begeht Euch mit Euren Freunden zum König. Und wenn er es loben sollte, daß wir schlimme Schuld auf uns laden, indem wir Wehrlose wie Hunde erschlagen, dann — meinetwegen — möge es geschehen.“

Die Abordnung zog sich zurück. Beim Kreuze des Erlösers gut zu sagen, das war ein gefährlich Ding. Der Teufel konnte seine Hand im Spiele haben. Und zum Könige gehen — hm, auch das schien ein Unterfangen

Auch die adligen Herren, die in Hall ansässig waren, hatten sich zusammen gefunden, um über die Lage Rücksprache zu pflegen. Ihnen saß der Reichsschultheiß, Herr Kraft von Bocksberg, vor.

„Liebe Freunde,“ äußerte er sich, und er schaute recht unsicher drein, „es ist eine mißliche Klemme, in der wir uns befinden. Soll Hall sich kampflieh widersetzen, wenn der Gegenkönig mit Sturmgewalt naht? Unfertig und schwach nur sind unsere Mauern. Und wo

die meisten von uns, wie ich vermute, König Konrad nach Bayern folgen werden, wohin er sich zu wenden gedenkt — "

Herr Heinrich von Althausen fiel dem Bocksberger hart ins Wort. „Wer zum Kaiser gehört und den König liebt,“ flammte er auf, „der fragt nicht viel, ob die Mauern alt oder neu, hoch oder niedrig sind. Der tut vielmehr, was gefordert wird. Meine Burg soll der Thüring nicht betreten, es sei denn über meine Leiche!“

Die anderen jubelten Herrn Heinrich zu, die Adelsmann, Alfinger, Bebenburg und Ellwangen, die Enslingen, Ramsbach, Westheim und Klingensfels. Und der Reichschultheiß erkannte, daß er allein für sich stand. Da lenkte er geschmeidig ein: „Gut, so will ich des Königs Wunsch erforschen. Heute noch reite ich zur Limpurg!“ —

Konrad Kamler hielt es nicht im Predigerhause. Heinrich von Hall begriff er nicht mehr. Er empfand ein Grauen vor ihm. „Er ist aus demselben Holz geschnitten wie die minderen Brüder,“ gestand er sich insgeheim, „nur daß er im anderen Lager steht.“ Und als Werndrud noch immer nicht kam — nach des Königs Worten wartete er mit Schmerzen auf sie —, da machte er sich auf den Weg, um ihr entgegen zu gehen. Ihr und dem anderen — dem Ritter von Evensheim — —

Am Brückentor vertraten ihm ein paar Männer den Weg: „Wir bewachen die Ausgänge der Stadt. Und wenn sich einer der minderen Brüder zeigen sollte —“, es folgte eine Gebärde der Gewalt.

Da hob der Pfarrer die Faust, und seine mächtige Gestalt flößte den Heißspornen Ehrfurcht ein. „Laßt

es euch nicht beifallen," drohte er, „mit ungerechter Tat für gutes Recht einzutreten. Das Böse gibt es nur, weil Gott strafen muß. Wer jedoch auf einen schlimmen Schelm einen noch schlimmeren setzt, der pfuscht unserem Herrgott ins Handwerk und versündigt sich!"

Es war nicht weit von der Stadt — dichter Wald deckte die flach abfallenden Höhen —, als Konrad Kamler auf die Erwarteten stieß. Werndrud saß zu Ross. Der Evensheimer schritt ihr zur Seite. Dem müden Tier hing der Zügel über der Kuppe. Und das Glück der Beiden, von stillem Sehnen durchdrungen, machte sie blind für die Welt.

„Und selbst in der Schlacht hast Du das Tüchlein bei Dir getragen, das Tüchlein, das Du mir einst geraubt?" Ihre Hand glitt scheu über seinen Scheitel. Längst hing die Harnischkappe am Sattelknauf.

Er griff nach ihrer Hand und küßte sie. „Am Herzen trug ich das Tuch. Und fürwahr — ein Talisman ist es gewesen. Denn mancher böse Stich ging fehl —"

„Werndrud!" Konrad Kamler hatte abseits vom Wege gewartet. Hestigen Schrittes trat er vor. Und seine Stimme bebte, als er fortfuhr: „Sieh auf mich, auf Deinen Vater!"

Des Todes erschrocken war die Magd zusammengefahren. Der Evensheimer stützte sie. Hastig griff er nach dem Zügel und riß ihn dem Gaul ins Maul . . .

„Steig ab," flüsterte er.

Willenlos ließ sie sich von ihm helfen.

Und dann stand sie vor dem Vater. Offenen Blicks, glutübergossen, um die Schultern das bunte Waffenkleid, von Sonnenlicht umspielt.

In Konrad Kamler rangen Liebe und Zorn um die

Oberhand. Noch hatte er dem Könige nichts versprochen. Und sein Kind, sein einziger Stolz — war es denn so, daß er sein Anrecht auf sie verloren hatte, auf sie, die ganz sein eigen gewesen war — — ?

„Werndrud,“ begann er stockend, um nicht ungerecht zu werden, „des Königs Majestät hat mich eingeweicht. Und doch — wenn ich's bedenke — — mir will es nicht in den Sinn — — hast Du kein Wort für mich?“ Das Letzte stieß er voller Qual hervor.

Sie trat ihm näher. Schritt für Schritt. Und dann lag sie an seiner Brust. Unter Schluchzen flossen Tränen. Ihr Körper bebte, als ginge ihr Innerstes zu Bruch. Und um Eines nur flehte sie: „Vater, vergib mir, ich habe mit mir gerungen, vergib mir, Vater, — vergib — —“

Er hatte starr geradeaus gesehen. Nun senkte er langsam das Haupt. Seine Hände übertasteten ihr blondes Haar, und dicht über ihrem Scheitel murmelte er: „Mutter, warum mußtest Du uns verlassen! Du hättest für all die Wirrsal Rats gewußt. Sieh aus der Ewigkeit auf uns herab, hilf mir, hilf Deiner Tochter, flehe an des Allmächtigen Thron —“

Er unterbrach sich, reckte sich hoch und sprach zu Friedrich von Evensheim: „Mir zu Liebe, laßt mich mit meinem Kinde allein! Morgen habt Ihr mein Ohr, morgen in der Frühe!“

Herr Friedrich verneigte sich. Leise nur berührte er Werndruds Schulter. Und es war ein gutes Wort, als er sagte: „Pfarrer Kamler, heilig wie Euch ist mir Euer Tochter Glück. Und was Euch selber angeht, ich wünsche Euch Gottes Frieden.“

Er schwang sich zu Ross und ritt davon. Einmal nur

wandte er sich um. Doch Berndrud sah ihn nicht. Scheu barg sie ihr Haupt beim Vater.

„Komm, Kind, wir wollen die Einsamkeit suchen.“
Er zog sie mit sich. „Im Waldesdom hat der Herrgott sein verschwiegenstes Haus.“

An einer Stelle, wo niemand sie sah, der über die Straße wanderte, machte er halt und saß nieder. Sie hockte sich zu seiner Seite und schlang die Arme um ihn. Ab und an raschelte der Tritt einer Amsel durch dürres Laub vom letzten Herbst, sonst rührte sich nichts. Nur eine Spinne war am Werk, ihr großes Netz zu spannen.

„Wann ist es über Dich gekommen?“ fragte er. Weich und gütig klang seine Stimme.

„Schon auf dem Rosenstein.“

„Und Du glaubst, daß Gott der Herr und nicht der Böse Deine Liebe segnet?“ Sie blieb die Antwort schuldig. Fester preßten ihre Arme.

Da fragte er ein zweites Mal: „Wenn der Heiland jetzt käme und träte vor Dich hin, würdest Du begehren zu handeln wie die Büsserin Magdalena, die sich zu Boden warf, Christo die Füße wusch und ihr Haar zum Trocknen nahm, oder vermöchtest Du dem Herrn offen ins Auge zu schauen?“

„Vater, ich könnte es, rein ist mein Gewissen! Und wenn es nicht um der Mutter und um Deinetwillen wäre —“

Hastig fuhr er zusammen: „An mich darfst Du nicht denken! Meine Himmelsrechnung, ich mach' sie allein!“

„Dein Gelöbniß, Vater!“ klagte sie. Und plötzlich war es um ihre Fassung geschehen. Herzbrechend schluchzte sie auf: „Ich bin eine Verworfenne, die die eigenen Begierden nicht bezwingen kann! Wehe mir,

Vater, alles Beten und Bitten um der Heiligen Beistand, vergeblich ist es gewesen! Was soll ich nun tun? Hilf mir, Vater, hilf Deinem verlorenen Kinde!“

Da sann er nach, sann lange nach, ehe er die rechte Antwort fand. Er hob ihr Kinn empor und küßte sie auf die tränenfeuchten Augen. Und mit Bedacht, als prüfe er jedes Wort, bevor es an ihr Ohr dränge, begann er: „Was gut und böse ist auf Erden, oftmalen ist es schwer zu entscheiden. Sieh dort die Spinne. Mit Eifer webt sie ihr Netz, so wie der Herrgott es sie gelehrt hat. Es wird ein Kunstwerk, fein und zart und voll seltenen Ebenmaßes. Kein Mensch vermag es nachzubilden. Und doch ist das Netz eine schlimme Falle, ein Tod- und Verderbenbringer. Achlos und sonder Ahnung kommen Mücken und Fliegen angesummt. Sie sehen das zarte Gebilde nicht und werden von ihm gefesselt. Und alsbald schießt die Spinne herbei, um sich ihr Opfer zu sichern. Will nun einer behaupten, die Spinne sei ein Teufelsgeschöpf, wo sie doch auf ihrem Leibe ein kreuzähnliches Zeichen trägt? Sieh, Werndrud, wer über solche Dinge nachsinnt, dem dämmert die Erkenntnis, daß manches von dem, was wir als göttlich rühmen oder dem Teufel in die Schuhe schieben, Menschenwahn und Menschenwerk ist. Und so leben auch Zweifel in mir — seit langem tun sie es —, ob Deine Mutter und ich ein gutes Werk taten und den Weg unseres Rechtes beschritten, als wir Dich, um eigener Seelenbedrängnis willen — denn nichts anderes war es —, den Heiligen weihten. Unmündig warst Du, ganz ohne eigenen Willen. Und solch ein Opfer kann Gott nicht wohlgefällig sein. Denn er hat uns die Freiheit des Willens geschenkt, wodurch sich der Mensch vom

Zier unterscheidet. Aber Deine Mutter und ich, wir haben Deinen Willen getötet, indem wir Dich —“

„Vater!“ beehrte Werndrud auf, „sprich nicht solch irre Worte! Nichts wie Liebe habt Ihr mir erwiesen. Und wenn ich ins Kloster ging —“

„So tatest Du es unter Zwang! Glaubst Du nicht, daß ich es verspürte, wie Dein fröhlicher Mund verstummte, als die Mutter starb, als ich aus Neuffen vertrieben wurde, als sie über mich herfielen, als sei ich ein Ketzer und ein Besudeler des göttlichen Wortes? Damals, Werndrud, erwachte in Dir die Freiheit des Willens, und Du selbst unterdrücktest sie, weil Dich unser Gelübde belastete, und weil Du wähtest, Gottes Zorn habe mich sichtbar getroffen.“

Sie entgegnete nichts. Langsam sanken ihre Arme von ihm herab. Sie rupfte einen Grassalm aus und zerpflückte ihn mit unruhigen Fingern.

Und Konrad Kamler fuhr fort: „Bei Dir steht die Entscheidung, ob Du den weltlichen Schleier wählst oder Christi Braut werden willst. Und so Herr Friedrich fest in Deinem Herzen steht, will ich meinen Segen geben, daß Du ihm zur Ehe folgst. Hast Du mich verstanden, mein Kind?“

„Ja, Vater.“

„Und willst Dich gleich entscheiden? Oder wartest Du —“

„Es geht nicht um mich,“ wandte sie abermals ein. „Zeit meines Lebens müßte ich mir Vorwürfe machen!“

Da zog er sie an sich, so daß sie fest an seinem Herzen ruhte, und gab sich Mühe, ihre letzten Zweifel zu zerstreuen. „Unerforschlich sind Gottes Wege, und unbegreiflich ist seine Weisheit,“ sagte er mit tiefer, ruhi-

ger Stimme. „Ich fürchte mich nicht vorm Tode und vor dem letzten Gericht. Was wird der Tod sein? Ein Ausruhen von Arbeit für den, der fleißig war auf Erden, und ein Ende des Elends für solche, die Siedtüm befallen hat. Und wenn manche fromme Väter lehren, man müsse sein Leben nicht anders gestalten, als nur des Todes gewärtig zu sein, so habe ich solchen Wahn nie begreifen können. Wer des Lebens Sinn nicht anders versteht, als in Kasteiung und Selbstabtötung sein Dasein zu verbringen, der stiehlt dem Herrgott den Tag und nützt die Kräfte nicht aus, mit denen der Allmächtige uns gesegnet hat. Er wird uns abberufen, wenn es an der Zeit ist, über uns zu richten, er allein, niemand anders, insonderheit nicht der Teufel. Denn nur bei Gott steht die Macht über Leben und Tod. Und so habe ich es allezeit mit den Worten des Apostels Johannes gehalten, der da geschrieben hat: ‚Ich muß wirken die Werke dessen, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist. Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.‘ In Befolgung dieses Dranges habe ich mir meine Zuversicht und mein starkes Herz bewahrt. Denen aber, die mir nachstellen, rufe ich mit dem Heilande zu: ‚Wer unter euch ohne Sünde ist, der hebe den ersten Stein!‘“

„Vater, sie werden Dich trotzdem verunglimpfen,“ flüsterte sie. „Neuffen hast Du verlassen müssen. Und wenn ich jetzt das Kloster meide —“

„Willst Du nach Gnadental zurück?“

Sie zuckte zusammen: „Verflucht hat mich die Aebtissin! Nimmermehr, Vater, es ginge nicht an . . .“

„Und nun meinst Du, an einem anderen Orte klösterliche Ruhe zu finden?“

Werndrud blieb stumm. Tief ging ihr Atem. Er

schaute auf sie herab. Das Schweigen schritt durch den Wald. Oder war es Gottes Majestät?

Konrad Kamler rührte sich nicht. Werndrud war entschlafen.

Und mit stummen Lippen betete er: „Herrgott, Du grundgütiger Vater im Himmel, so es Sünde ist, was das Kind begehrt, laß mich allein die Strafe tragen. Du weißt, wie es aussieht in mir, daß meine Demut aufrichtig ist. Unschuldig ist sie und rein und schön wie eine Blüte im Paradies. Der junge König hat mir geraten, Dein gütiges Ohr solle ich suchen. Wohlan denn, Allmächtiger, ich wage es. Gib mir ein Zeichen, erleuchte mich, laß mich wissen, was dem Kinde frommt, auf daß der Teufel keine Macht über sie gewinnt. Von Kindheitstagen an umlauern uns Unholde und Dä-mone. Sie narren und versuchen uns, sie foppen und pressen die Menschheit, so daß manch einer den Weg verliert, der zu Deinem Reiche führt. Ich vertraue, ich werde ihn halten den Weg, wie ich es bis heute tat. Alle Strafe aber, die dem Kinde zgedacht sein mag, noch einmal flehe ich, sie treffe mich, treffe mich allein! Zu alldem, was ich sonst verschuldet, will ich sie auf mich nehmen —“

Das Netz der Spinne erzitterte, ein Tragefaden riß, ein Teil des Netzes sank in sich zusammen . . . am Stamm, der den Faden gehalten hatte, huschte ein Eich-kater hoch!

Da wichen aus des Pfarrers Angesicht alle Sorgen und aller Kummer. Er richtete sich auf und sprach: „Ich danke Dir gütiger Gott! Auch ich will das Netz zerreißen, das mich umspinnen hält —“

Werndrud schlug die Augen auf: „Vater — wie? Was sagtest Du?“

Zärtlich fuhr er ihr mit der Hand über die weiche warme Wange, von zartem, goldenem Flaum überhaucht. „Ich habe unserem Schöpfer gedankt,“ rief er der Tochter fröhlich zu, „daß er Dich so rein und die Welt so schön geschaffen hat!“

Sie erhoben sich. Langsam wanderten sie heimwärts. Viel gab es noch zu besprechen. Und als sie den Wald verließen, da prunkte durch die Stämme der scheidenden Sonne Purpurleuchten. —

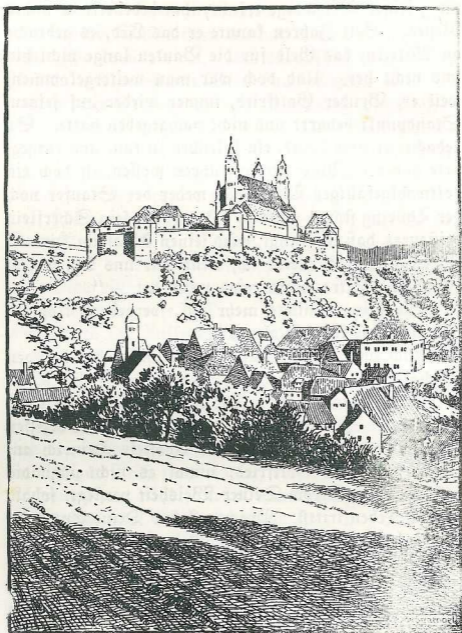
Am nächsten Morgen fand sich Herr Friedrich von Evensheim, so wie es ihm verstattet war, bei Konrad Kamler ein. Der Worte wurden nicht mehr viel gewechselt. Drei Herzen schlugen zusammen. Und der Pfarrer sprach: „Herr Friedrich, hiermit übergebe ich meine Tochter Eurer Treue und Gnade. Und ich bitte Euch, seid Ihr allezeit ein rechter und gnädiger Herr und kein schlechter Vormund. Sie ist so schlicht geboren wie ich und trägt doch ein Kleinod in sich, kostbarer und strahlender als alles Edelgeschmeid — ein reines Gewissen vor ihrem Herrgott! Ihr Spindelteil ist nicht reich, sie ist armer Leute Kind. Aber Ihr habt sie ja nicht minder lieb, wie sie Euch zugetan ist. So wird euch beiden, desß bin ich sicher, der Segen Gottes Glücksgüter ins Füllhorn eures Lebens schütten. Eifrig will ich den Herrn darum bitten, den Herrn, dem wir lezthin alles verdanken, was uns Freude und Wonne auf Erden bereitet.“

Herr Friedrich aber zog ein gülden Ringlein aus der Tasche seines Wamses. Er steckte es Werndrud an den Finger und gelobte ihr alle Treue zu, alle Treue, Liebe und Gnade.

Kampf um Ulm

„Bruder Gottfried, es hat jetzt keinen Sinn, das begonnene Werk fortzusetzen!“ Herr Berthold von Michelfeld, der Abt des Klosters Comburg, ostwärts Hall auf einer das Thal verriegelnden Höhe gelegen, fuhr sich mit gepflegter Hand über das kahle Haupt. Seine Augen hingen dabei voll Eifer an Plänen und Zeichnungen, die sorgsam vor ihm ausgebreitet auf einem Tische lagen. „Es hat jetzt wirklich keinen Sinn,“ wiederholte er nach einer Weile nachdenklicher Prüfung, „wo niemand weiß, wer Herr im Lande ist, der Staufer Konrad oder Heinrich Rasse, der letzte Sproß aus dem Thüringer Landgrafenhause. Du weißt, Bruder Gottfried, wie sehr mir daran liegt, daß unser Gotteshaus sich mit Thürmen schmückt, und daß auch die begonnene Torkapelle fertig wird. Aber in solchen Zeitläuften — sage selbst, was soll ich tun? Halte ich treu zu König Konrad, der mit seinem Heerbann abgezogen ist, dann trifft mich des Papstes Bann, und zudem kommt der Thüring über mich. Schlage ich mich hingegen auf Heinrich Rasses Seite, dann werde ich als Verräter gescholten. Oh, mir ist nichts geblieben, denn zwei Augen, um mein Elend zu beweinen!“

Bruder Gottfried, im Kloster als Meister der Baukunst gepriesen, war den Worten seines Abtes kaum ge-



Die Comburg

folgt. Er war ein stiller besinnlicher Mensch, abhold dem Weltgetöse, aber ausgefüllt von der Leidenschaft eines starken Schaffensdranges. Daß er eine Ableh-

nung seiner Vorschläge erfuhr, ihm bedeutete es nichts Neues. Seit Jahren kannte er das Lied, es gebrähe an Mitteln, das Geld für die Bauten lange nicht hin und nicht her. Und doch war man weitergekommen, weil er, Bruder Gottfried, immer wieder auf seinem Standpunkt beharrt und nicht nachgegeben hatte. So gedachte er auch heute, ein Gleiches zu tun, und entgegnete daher: „Was wir aufführen wollen, ist doch ein gottwohlgefälliges Werk, das weder der Staufer noch der Thüring stören werden. Jeder, der sein Scherflein beisteuert, daß es gelingt, wird seinen Ablass im Himmel finden. Darum meine ich, wenn wir uns von neuem an unsere Patronalpfarreien wendeten —“

„Sie bringen nichts mehr auf, vergebens klopfen wir schon das letzte Mal an.“

„Auch im reichen Hall, beim Münster des heiligen Michael?“

Der Abt lachte auf: „Die Haller sollten uns Geld vorstrecken? In dieser Zeit, wo sie vom Teufel besessen sind und der neuen Lehre ihres Apostels Heinrich anhängen? Bruder Gottfried, nimm es nicht ungnädig auf, aber der Strom Deiner Weisheit versiegt, sobald Du ins Leben trittst. Prachtvoll sind Deine Entwürfe für die beiden neuen Türme. Mein Herz jubelt, wenn ich sie betrachte. Unsere Kirche würde zum Stolz der Gegend werden, wenn sie den geplanten Schmuck erst trüge. Jedoch mit hallischem Gelde werden sie niemals gebaut.“

„So bleibt uns nur die Hoffnung“ — noch gab Bruder Gottfried seine Sache nicht verloren — „auf das heilige Pfingstfest im nächsten Jahre. Nach all der Sünde und Verworfenheit, die jetzt auf Erden herr-

schen, wird die Welt nach einem großen Ablass verlangen, und die Bußfertigen werden keine Opfer scheuen, wenn Ihr sie absolviert. Und daraufhin, so meine ich, könnten wir getrost den Weiterbau betreiben —“

Ueber die Stufen, die vom Kreuzgang des Klosters zum Kapitelsaal führten, allwo die beiden weilten, schritt ein eiliger Fuß. „Verzeiht, wenn ich störe,“ sagte der Eindringling, ein noch junger Mönch, der aber des Abtes besonderes Vertrauen genoss, „Besuch aus Hall ist gekommen — der Prior Albert von Stadel!“

„Er soll eintreten!“ Berthold von Michelfeld erhob sich. Noch einmal glitten seine Augen liebevoll über die neuen Bauentwürfe. Dann wandte er sich um und wiederholte die Aufforderung: „Der Prior mag eintreten, er ist mir willkommen!“

Betrübt rollte Meister Gottfried seine Pläne zusammen. Und es kam einem letzten Bitten nahe, als er vor sich hinsprach: „Alle unsere Brüder wären inniglich froh, wenn ich mich ans Werk begeben dürfte. Es lebt ein adeliger Geist unter ihnen, edle Herkunft läßt sich nicht dämpfen. Und so wäre ihnen ein Herzenswunsch erfüllt, wenn die Comburg, die so stolz über dem Tale liegt, auch mit stolzen Thürmen grüßte. Im übrigen — Bruder Thimo hat mir erzählt, heut Nacht habe er wieder beim alten Turm Engelstimmen singen hören. Und wenn solches geschieht, dann dürfe man annehmen, die Himmlischen warteten fast darauf —“

Er kam nicht weiter, der Gast trat ein, und Abt Berthold gab zu erkennen, daß er ungestört zu bleiben wünsche. Die Zeichnungen unterm Arm begab sich Meister Gottfried gesenkten Hauptes von hinnen. Sein

Herz war tief bekümmert ob des Mißerfolges, des ersten, den er erlebt.

„Was führt Euch zu mir?“ Höflich lud der Comburger Abt den Franziskaner zum Sitzen ein. „Ist's ein kirchlich Begehren?“

„Wie man es nimmt, nach meinem Dafürhalten — ja!“ Albert von Stade ließ sich geruhsam auf einem Sessel nieder, obwohl es in seinem Innern stürmte. Weisse Mäßigung verließ ihn nie.

„hängt es mit dem Bann zusammen? Mit dem Bann über König Konrad?“

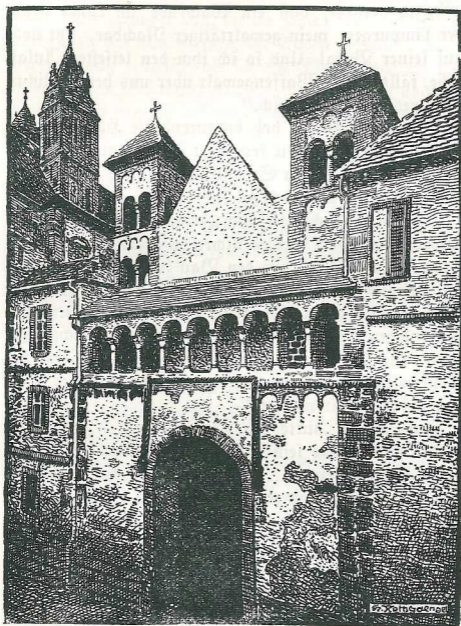
„Ihr ratet recht, und so hoffe ich, bei Euch ein geneigtes Ohr zu finden.“

Berthold von Michelfeld machte eine auffordernde Bewegung mit der Hand: „Ich bitte, berichtet, was habt Ihr mir zu sagen?“

„Wir minderen Brüder in Hall,“ begann der Prior, „leben in unserem Kloster noch immer wie in einer belagerten Stadt. Ich bin der Einzige, dem man freien Eintritt und Austritt gewährt. Nun wollte ich Euch bitten, könntet Ihr nicht einen sicheren Boten zum Grafen Ulrich von Wirttemberg schicken, auf daß er uns befreie?“

Berthold von Michelfeld bog sich in gemachtem Entsetzen zurück: „Wie sollte ich das tun, wo die Herren auf dem Staufen die Schirmvogtei über die Comburg ausüben! Nein, Bruder in Christo, zu solcher That bringt Ihr mich nicht!“

Albert von Stade schüttelte mißbilligend den Kopf: „Einen Verräter will ich wahrlich nicht aus Euch machen, mir liegt nichts Schlechtes im Sinn. Wo aber Heinrich Raspe, der Sieger von Frankfurt, Konrad sei-



Die Comburg bei Schwäbisch-Hall, Romanisches Tor

ner Königswürde entkleidet und ihn des Herzogtums Schwaben und aller seiner Güter für verlustig erklärt hat, da finde ich, auch Ihr seid frei und könnt tun und lassen, was Ihr wollt."

„Ihr vergeßt, daß ein Wachsruße im Lande liegt: der Limpurger, mein gewaltthätiger Nachbar, sitzt noch auf seiner Burg! Und so ich ihm den leisesten Anlaß gebe, fällt er mit Waffengewalt über uns her. Nichts Besseres wünschte er sich.“

Der Franziskaner hob bedauernd die Hände: „Ich lebte dem Glauben, die frommen Brüder auf der Comburg scheuten scharfen Schwertschlag nicht. Im Lande geht jedenfalls das Gerücht —“

„Ich bitte Euch,“ fiel ihm der andere abwehrend ins Wort, „auf solch Gerebe nichts zu geben. Eben noch habe ich geprüft, ob wir den Bau zweier neuer Thürme an unserem Gotteshause in Angriff nehmen könnten. Mit dererlei Dingen befassen wir uns nicht mit gottabwendigen Fragen. Die Menschheit ist schlecht, Ihr wißt es so gut wie ich, und die schärfsten Waffen des Teufels sind noch immer aus der Kistkammer der Verleumdung geholt worden.“

Zustimmend nickte der Franziskaner. Inzageheim dachte er sich aber sein Teil. Aus grobem Stoff war seine Kutte gefertigt. Herr Berthold von Michelfeld trug hingegen ein feingewebtes Gewand, in dem er selbst bei festlichen Anlässen der großen Welt in Ehren hätte bestehen können.

„Wir sind allein?“ erkundigte sich Albert von Stade und wandte sich prüfend um.

„Wie die ersten Menschen im Paradies!“ entgegnete eifrig der Comburger Abt. Unbewußt rückte er dem Gaste um ein wenig näher, denn nun spürte er, daß eine gewichtige Nachricht folgen würde.

Und so war es in der That. Mit gedämpfter Stimme trug Albert von Stade vor: „Wir haben berechnigte

Hoffnung, daß selbst in Hall der Wind umspringen wird. Die grausige That, die an Pater Angelus verübt worden ist, hat manch einem die Augen geöffnet. Erst waren es nur einzelne, die sich ins Kloster wagten, um an gewohnter Stätte zu beichten. Die Zahl ist aber im Wachsen, seitdem ich auf den Rat meiner Brüder in der Kirche ein Spiel aufführen lasse, das allen Bußfertigen gewaltig ans Herz greift. Der Tod tritt auf, wachsbleich im Gesicht und schrecklich anzusehen. Männer wandeln vorüber, von Ordensbrüdern dargestellt. Alle gleichen in Haltung, Anzug und Gebärden solchen Bewohnern von Hall, die insonderheit mit schwerer Sünde beladen sind. Der Tod spricht sie an. Er erschüttert sie bis in ihr letztes Herzensfältlein. All ihre Schleich- tigkeit deckt er auf. Und so wird in dem frommen Spiel offenbar, wo Recht und Unrecht liegen in dem Streite zwischen Papst, Kaiser und König."

Herr Berthold von Michelfeld machte runde Augen. „Und solchen Zauber,“ zweifelte er an, „haltet Ihr für Gott wohlgefällig?“

„Sicherlich!“ Lebhafter als sonst gab sich Herr Albert von Stade. „Denn wir haben es bereits erreicht, daß der Reichschultheiß, Herr Kraft von Bocksberg, Zuschauer zu dem Spiele ward!“

Die Mitteilung verfehlte ihre Wirkung nicht. „Der edle Herr von Bocksberg?“ Der Comburger Abt beugte sich vor. „Er war bei Euch in Sankt Jakob? Obwohl, wie Ihr sagt, das Kloster noch immer heimlich umsperrt ist?“

Der Franziskaner nickte. Und aus seinen ernsten Augen brach ein Strahl ehrlicher Genugthuung. „So gibt Gott der Herr kund,“ entgegnete er, „daß unser Wirken himmlischen Segen findet.“

„Fürwahr, fürwahr“ Berthold von Michelfeld betrachtete seine gepflegten Hände. „Dann wäre es am Ende doch an der Zeit, sich schlüßig zu werden, zu wessen Panier man sich halten soll —“

Es klopfte. Abermals war es der junge Vertraute des Abtes, der eintrat. „Von der Limpurg kommen Bewaffnete herüber,“ meldete er, „der Schenk in eigener Person reitet an der Spitze!“

Der Comburger Abt sprang vom Sessel: „Kommt er etwan in feindseliger Absicht?“

Ueber das Gesicht des jungen Ordensbruders huschte ein feines Lächeln. Inzuseheim spottete er der Frage. Doch seine Antwort lautete bescheiden: „Warum sollte er? Auch sind es ihrer nur wenige.“

Lebhaft schritt der Abt im Kapitelsaal auf und ab. „Der Limpurger ist ein unfreundlicher Herr,“ stieß er hervor, sein Atem ging kurz. „Mit ihm ist nicht gut Kirschen essen. Zumal in dieser unruhigen Zeit!“

„Soll ich mich auch empfehlen?“ erkundigte sich der Prior der minderen Brüder. „Ich möchte Euch und dem Kloster durch mein Hiersein keinerlei Unannehmlichkeiten bereiten“

Abt Berthold blieb stehen. Wenn er wußte, was er zu tun hatte, verfügte er noch immer über Tatkraft. Aber in schwierigen Lagen, da setzte sein Wille mitunter aus. Er war nicht mehr der Jüngste, und ein guter Tropfen Weines war ihm allezeit leicht durch die Kehle geronnen. „Ob Ihr gehen sollt?“ fragte er, und seine Worte klangen nach Trost. „Es möchte vielleicht weise sein, wo über Euch und Eurer Parteinahme kein Schleier liegt. Andererseits, warum soll ich mich vor dem Limpurger ducken! Bin ich aus minderem Holze

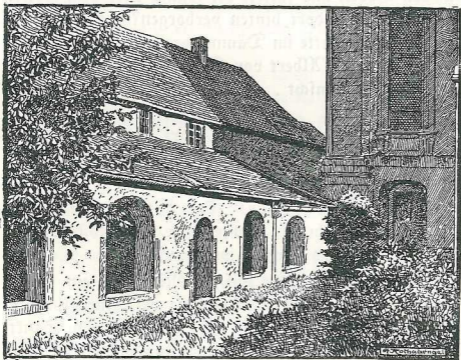
als er? Er lag noch in den Windeln, als ich schon stattlich zu Rosse saß —“

„Wohin soll der Gast geleitet werden?“ erkundigte sich der junge Mönch. „Mich dünkt, er wird mittlerweile eingeritten sein.“

„Laßt uns in die Kirche gehen,“ entschied der Abt, und er haßte den Prior unter. „An heiliger Stätte wird selbst der Limpurger seine freimütige Zunge dämpfen.“

Der Mönch schritt eilig fort. Und die Aebte begaben sich vom Kreuzgang aus in das Innere des dem heiligen Nikolaus geweihten Gotteshauses. Im dunkeln Chorraum blieben sie stehen.

Es währte nicht lange, daß von der Seitensforte her eine polternde Stimme vernehmbar ward: „Was,



Kreuzgang in der Comburg

ins Münster soll ich? Zum Beten bin ich nicht hergekommen! Will Euer Abt etwan selbender mit mir sein Gewissen erforschen? Ich würde ihm eine Kerze aufstecken“

Der Limpurger trat ein und schaute sich um. Er beugte das Knie vor dem Kreuzaltar inmitten der Kirche und fragte gleichzeitig: „Wo steckt der Abt?“

Berthold von Michelfeld begab sich ins Helle. Seine Haltung war nicht ohne Würde. Hinter der Stirn jedoch, da sah es anders aus. Wie angeflogen quälte Kopfweh, in den Schläfen bohrte und stach es

Gewohnheitsgemäß hob er die Hand zum Segen. „Gott helfe Euch,“ lautete sein Gruß.

Der Schenk von Limpurg setzte das Schwert vor sich auf den Boden und faltete die Hände über dem Griff. „Wer hält sich dort hinten verborgen?“ forschte er. „Eine dunkle Rutte im Dämmergrau?“

Da trat auch Albert von Stade vor. „Wenn Ihr mich zu sehen wünscht“ Er verneigte sich voller Zurückhaltung.

„Sieh da!“ Der Schenk warf den Kopf zurück. „Ein seltsamer Besuch! Da komme ich wohl zur rechten Zeit, um Unheil zu verhüten?“

„Was ist Euer Begehrt?“ Der Abt rang um Festigkeit. „Steht Ihr als Schirmherr des Klosters oder in König Konrads Auftrag vor mir?“

Der Limpurger lachte auf. „Mich hat ein guter Geist hierher geführt,“ entgegnete er, „fürwahr ein trefflicher Geist! Sattsam ist bekannt, daß Sankt Benedikt auf der Comburg nicht nur lüstern ist nach Gold und Besitz —“

„Herr Walter —“ der Abt straffte sich — „ich muß Euch bitten, Eure Zunge im Zaume zu halten!“

„Das mögt Ihr immerhin tun! Doch ändert es am Volksglauben nichts, daß der Löwenkopf im Wap-
pen des Klosters, der in einen goldenen Sparren beißt,
nur allzu deutlich verrät, wessen man hier begehrt.“

„Was das einfältige Volk sagt —“ der Abt rieb sich die Schläfen — „berührt mich nicht. Wollet Euch also über etwas anderes auslassen: was verschafft uns die Ehre Eures Besuchs?“

Der Limpurger räusperte sich und stieß sein Schwert ein zweites Mal hart auf die steinernen Fliesen: „Ich sagte schon — ein guter Geist! Und er läßt Euch durch mich verkünden, bleibt unbeirrbar fest in der Treue zum Kaiser, König und Reich! Ansonsten könnte es sich ereignen —“

„Wollt Ihr mir etwan drohen, Herr Walter? Mir und dem Kloster?“

„Sicherlich, das will ich! Euch blassen Klöstern traue einer, wo der Papst die ganze Klerisei in weltlichen Aufruhr versetzt! Hört mich an: ich reite noch heut von hinnen, um zum König zu stoßen. Auf der Limpurg aber bleibt vorerst eine starke Hut zurück. Auch die Haller sind verständigt, und Herr Burkard Sulmeister versteht keinen Spaß. So Ihr das leiseste Anzeichen der Untreue verratet, wird die Comburg mit Waffengewalt berannt. Und dem Pfaffenkönig fällt sie nicht anders in die Hand denn als rauchende Trümmerstätte!“

Der Abt verlor an Haltung. War der Limpurger auch erst seit kurzem im Lande, seine Worte machte er wahr, dessen mußte man gewärtig sein.

„Ich habe mich mit unseren Brüdern in Ellwangen verständigt,“ entgegnete daher Berthold von Michelsfeld, „will handeln wie sie. Genügt Euch das?“

Da trat der Limpurger vor, und nun gewann seine Stimme einen werbenden Klang. „Ich nehme Euch bei Eurem adligen Wort,“ entgegnete er nicht ohne Berechnung, „und weiß, daß es eisenfest hält. Der Abt von Ellwangen ist treu wie Gold. An ihm habt Ihr einen guten Gefährten. Ansonsten — Gott sei es geklagt, die deutschen Fürsten, sie wechseln heute die Partei, wie man einen Handschuh auszieht. Die Herren haben wohl Stolz auf ihr Deutschtum, aber kein Verständniß dafür, was dem Deutschtum frommt, und lassen sich nur allzuleicht vom Gesange welscher Vögel beschwazzen. Ihr aber, so hoffe ich, schaut tiefer als jene. Und so der König wiederkehrt — glaubt mir, es wird nur Wochen dauern —, wird er allen königlich danken, die ihm die Treue hielten.“

Vor des Abtes Augen wuchsen lockende Bilder empor, zwei mächtige Thürme an der Ostseite der Kirche, Meister Gottfrieds Entwürfe. Und mit hebender Stimme erwiderte er: „Bestellt dem Könige, so Ihr ihn seht, auf die Comburg sei Verlaß!“

Zustimmend verneigte sich der Schenk von Limpurg. In seine Augen schoß es aber hart, als er auf den Minoritenprior wies. „Jenen dort,“ so forderte er, „scheucht augenblicklich von hinnen! Meidet ihn, wie die alten Gözenbilder außen an den Kirchen, wohin sie zur Warnung verbannt sind. Er darf keinen Zutritt mehr zu Euch haben, der mindere Bruder — Gift sind seine Worte, gefährlich ist sein Haß!“

In Albert von Stade bäumte es auf. Doch seine

gemessene kluge Art bewährte sich auch hier. Festen Schrittes trat er vor, so daß er vollends ins Helle gelangte. Klar tönte seine Stimme. „Falls Ihr behaupten wollt,“ entgegnete er, „meine Art und ich, wir seien aus der Kirche ausgestoßen, ein rechtgläubiger Christ müsse uns meiden, so wisset, daß Petri Felsen unerschütterlich ist, und daß wir minderen Brüder nicht aufhören werden, für des Papstes Sache zu streiten. Er ist in Wahrheit der Nachfolger Christi. Und jene falschen Propheten, die sich in Halls Mauern brüsten, sie werden vergehen, wie sie gekommen sind. Ihre Wurzeln stecken in lockerem Sande, den die Laune des Schicksals verweht. Des Heilands Kirche ist jedoch in einen unspaltbaren Felsen eingesenkt. Und dort wird sie blühen und wachsen bis zum Tage des jüngsten Gerichts!“

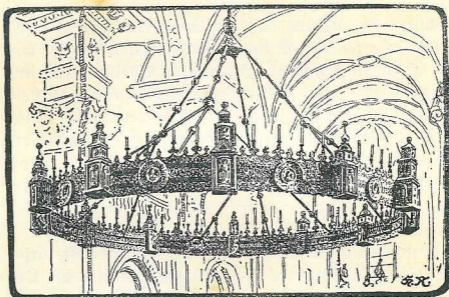
Der Limpurger machte eine wegwerfende Gebärde: „Pfaffengezänk hat mir von jeher greulich im Ohr geklungen. Wenn der Heiland wieder erstünde, er würde manchen zum Tempel hinausjagen, der im Priestergewande vor ihm auf den Knien rutscht. Mein Herr ist der König, und dessen Herr hinwieder ist der Kaiser. Ihnen folge ich, so verlangt es die Pflicht. Und mein Gewissen sagt mir, daß der Allmächtige es billigt!“

Dem Comburger Abt bot er die Hand. „Vergeßt der Stunde nicht!“ mahnte er und schritt wuchtig davon.

Berthold von Michelfeld wandte sich seinem Gaste zu. „Es ist räthlicher, Ihr geht — mein Wort — ich fühle mich gebunden . . .“

Der Franziskaner segnete ihn: „So Ihr irren

solltet, möge Euch der Himmel verzeihen. Meines Amtes ist es nicht, Euch auf den rechten Weg zu zwingen. Wer sich dem heiligen Vater versagt, der ist gegen ihn. Des Schenken Treue will ich nicht schmählen, doch der Tag der Vergeltung wird kommen!"



Kronleuchter in der Comburg

Nachdem er ein stummes Gebet vorm Kreuzaltar verrichtet hatte, verließ auch er das Münster. Auf einem Grauroß ritt er gen Hall zu Tal; ein ehrlicher aufrechter Mann, der seinem Herrgott zu dienen glaubte, wenn er Roms weltliche Machtgelüste vertrat.

*

*

*

Im Zuge des Filstals rückte das Heer des Pfaffenkönigs über die Geislinger Steige gen Süden vor. Ulm galt ihm als Ziel. Mit stürmender Hand sollte

die feste Stadt genommen werden. Weihnachten war vorüber. Und das neue Jahr hatte mit strenger Kälte und eisigen Winden eingesezt.

Heinrich Raspe gebrach es an Zuversicht. Er ließ sich drängen und treiben. Und wer für ihn Ehrgeiz empfand, hatte immer wieder Mühe, den Fürsten bei Laune zu erhalten.

„Wenn es nur recht und richtig ist!“ seufzte er auf.
„Hinter uns bleiben befestigte Städte und starke Burgen liegen, und wir achten ihrer nicht, ziehen südwärts, immer tiefer südwärts —“

Ein Windstoß riß ihm das Wort vom Munde. Schneegestiebe umtollte ihn und seine Begleitung. Von grauen Wolken war der Himmel verhangen.

„Ist Ulm erst in Eurer Hand, edler Fürst —“ Herr Hartmann von Grieningen wußte tröstlichen Zuspruch —, „dann liegt Euch nicht nur Schwaben von Cannstatt bis Heidenheim zu Füßen, nein, das ganze Reich! Die Donau gehört Euch und die Alpenpässe, der Orient und Italien —“

„Weit schweifen Eure Gedanken!“ In Heinrich Raspes Augen leuchtete Begehrlichkeit auf. „Wollet aber bedenken, auch der Ruhm hat seine Gefahren. Leichtlich führt er zur Ueberschätzung und stiftet dann trügerischen Uebermut. Schon mancher, der andere bezwang, hat den eigenen Halt verloren.“

Herr Hartmann beugte sich tief nach vorn, so sehr strich ihm der Wind ums Haupt. „Dem Kühnen gehört die Welt,“ entgegnete er. „Und wo Euch des Papstes heiße Wünsche begleiten, wird auch des Himmels Segen nicht fehlen.“

Das Gespräch verstummte. Die Rosse stapften eilig

dahin. Auf Mensch und Pferd sammelte sich eine dichte Schneelast. Und obwohl es taghell war, wollte kein Sonnenlicht kommen.

Heinrich Kasper war es, der das Schweigen brach: „Wenn sie die Brücke über die Donau zerstörten — Ihr sagtet mir, sie sei nur aus Holz —, schwierig wäre es alsdann weiterzukommen! Und alle unsere Haß —“

Der Wind verschlang die letzten Worte.

Jetzt war es Graf Ulrich von Württemberg, der seine Mähre dicht herandrängte. „Bei Ulm ist die Donau leicht zu überschreiten,“ behauptete er, „Inseln liegen im Strom. Eine zerstörte Brücke ist dort flugs wiederhergestellt.“

Und der Grieninger fügte hinzu: „Ulm hat schon einmal seine Treue zu den Staufern mit dem Untergange besiegelt. Ueber hundert Jahre sind es her. Und wenn die Stadt sich abermals als trotzig und hinterhältig erweisen sollte —“

Er unterbrach sich. Von vorn kam ein Reiter angebrabt. Der Heereszug geriet ins Stocken, Unruhe flackerte auf

„Was bringst Du?“ rief Heinrich Kasper dem Boten entgegen. „Warum geht es nicht weiter?“

Der Reiter brachte sein Ross zum Stehen: „Unsere Vorhut ist angegriffen worden. Unversehens, an steiler Felswand, glückte der Ueberfall —“

„Geht der Kampf noch weiter?“

„Der Feind entwich, Armbruster waren es und Bogenschützen. Sie sagen —“

„Hat es Verluste gegeben?“

„Als ich zurückfuhr, um die Meldung zu erstatten, war ein Duzend Gänse sattelleer.“

„Und beim Gegner?“

„Wir haben keine Gefangenen gemacht. Nur für eines Gedankens Kürze tobte der Kampf. Dichter als das Schneegestöber schwirren Bolzen und Pfeile. Sie halten dafür, der Schenk von Limpurg habe den Handstreich ausgeführt. Eilige wollen gesehen haben —“

Heinrich Raspe winkte ab. Grämlich schaute er drein. Und ihn selbst deuchte es ein übles Vorzeichen, daß sein Gaul sich plötzlich heftig rückwärts wandte.

Der Brieninger fiel dem Tier in den Zügel: „Bist wohl an sanfteres Wetter gewöhnt? Bei uns weht eine rauhe Luft!“

Graf Ulrich drängte: „Weiter, weiter! Wir dürfen keine Zeit verlieren!“ Von neuem kamen die Massen in Fluß. Seit dem Frühesten war man unterwegs.

„Hier war's, hier fand der Ueberfall statt!“ Der Bote wies voraus.

Auf breiter Fläche war der Schnee zerstampft. Zwei Kasse kauerten auf dem Boden. Um die Verwundeten war Hilfe bemüht. Verkrampft vom letzten Schmerz lagen Tote abseits. Blutige Lachen und rote Spuren grollten im Winterkleid.

Heinrich Raspe ritt vorüber, ohne sich umzuschauen. Seine Sorgen wuchsen, denn das Land, durch das er zog, war ihm als sicher geschildert worden.

Und dann ging es in die Ebene hinab. Immer dichter rieselte der Schnee. Es war, als sanken die Wolken zur Erde. Und der Brieninger frohlockte: „Wir kommen über sie wie Simson über die Philister! Sie bleiben mit Blindheit geschlagen!“

Doch der Thüringer Landgraf blieb ohne Schwung. Ihm hatte des Limpurgers feste Tat den letzten Rest von Vertrauen geraubt. —

Nach vorbedachtem Plan, unverzüglich aus dem Anmarsch heraus, wurden die Schlachthaufen angefüßt, obwohl manch einer vor Uebermüdung zurückgeblieben war und nächtliches Dunkel bevorstand.

Gegen das Brückentor, im Westen der Stadt, prellte Herr Hartmann von Brieningen mit seinem Treffen vor. Das Löwentor war den Scharen des Landgrafen zugewiesen. Und über das Frauentor im Osten sollte Ulrich von Württemberg herfallen.

Durch die weißgraue Wand des fallenden Schnees drangen die Kotten der Angreifer; Bogenschützen, Armbruster und Schleuderer vornweg, dahinter die Ritter zu Roß und als Beschluß Fußvolk mit Piken oder Lanzen.

„Könnt Ihr die Mauern erkennen? Mich dünkt, dort sehe ich sie, einem Schatten gleich . . .“ Der Landgraf wies voraus.

Heinrich von Neuffen ritt ihm zur Seite: „Ihr habt recht, edler Herr, es ist die Mauer — doch nein, sie müßte höher sein — — Palisaden sind's!“ Enttäuschung sprach aus dem Ruf.

Die Vorhut verhielt den Schritt. Auch die Schleuderer und Schützen hatten erkannt: das Löwentor war mit frisch aufgeführten Berhauen umwehrt!

Von rechts schmetterte Hornruf herüber. Man hörte verworrenes Geschrei.

„Herr Hartmann greift an!“ mahnte der Neuffener.

„Tragt die Sturmflagge vor!“ Der Landgraf straffte sich.

Auf bäumendem Roß schoß ein Edler aus Thüringen an ihm vorüber. Die Standarte flatterte ob seinem Haupte. Er durchbrach die Reihen der Schützen, sie

folgten ihm, er riß sie mit sich. Pauken und Trommeln wurden gerührt, dazwischen gellende Trompeten. Und hoch in der Luft schwoll Glockengebröhl: in der Pfalz-
kirche zum Heiligenkreuz ließen die Ulmer die Sturmglocken läuten!

Hinter den Palisaden schwirren Bolzen und Pfeile hervor.

„Kyrie eleison!“ rief der Bannerträger. „Denkt an die Heimat, denkt an eure Trautliebste zu Haus und macht ihr Ehre!“

Er schwang sich vom Gaul und stürzte vor, das blanke Schwert in der Rechten.

Wehklagen erscholl, die Angreifer stuzten, ächzend brach einer, dann noch einer zusammen

„Fußangeln!“ Es wurde zum Schreckensruf. „Fußangeln im tiefen Schnee!“

Von hinten drängten die Ritter nach, abgestiegen von den Säulen. Die Ueberrumpelung war mißglückt. Nun galt es zu Fuß zu fechten.

Gegen das Verhau vorm Thor krachten Aerte und Schwerter. „Leitern her!“ schrie einer. „Wir müssen drüber hinweg, allzu stark und fest —“ Als Todesstachel verschloß ihm ein Pfeilschuß die Lippen.

Unberührt von feindlichen Waffen stand der Bannerträger. Gewaltige Splitter spaltete sein scharfes Schwert vom Holz des Palisadenbaues. Der Angriffshaupe schob sich zusammen, weil es kein Voran gab. Immer dichter ballte er sich, wurde zur festen starren Masse, nur die vordersten hatten noch Raum. Aber mit der Leiber Wucht ließ sich das Hindernis nicht brechen.

Da polterten von oben, über die Zinnen der Palisa-

den geworfen, dünnwandige Fässer herab. Im Fallen zerbarsten sie, und aus ihrem Schlunde puderte Kalk zu dichten Wolken. Er beizte die Augen, raubte die Sicht und schlug den Vordersten schwer auf den Atem.

„Kyrie eleison!“ Der Bannerträger schüttelte sich. Ihn hatte ein volles Faß getroffen. Doch als die Sturmleitern standen, da rief er laut: „Viktorie!“ und stieg als erster hinan.

Von drinnen schrie eine gewaltige Stimme: „Rollt die Steine! Nieder mit ihnen!“

Auf die hölzernen Schilde der Angreifer krachte es hart herab: schwere kantige Steine, auf Kippgestellen aufgebaut! Die Leitern zerknickten, die Stürmenden stürzten, auf dem Boden ein Knäuel von sich windenden Leibern, Stöhnen und Klagen, Rufen und Fluchen, und dann ein Schrei der Wut, des Entsetzens: die Ulmer gossen Del hinterdrein, die schwere Menge siedenden Dels!

Und wieder war es der Bannerträger, den ein voller Guß traf. Seine Beine lagen unter einem Stein begraben. Unterm Eisenhelm rann Blut. Mit letzter Kraft stemmte er sich hoch. „Denkt an Thüringen, an eure Herzliebste —“ Sein Mund verstummte, er sank hintüber. Ein starkmütiges Leben erlosch.

Ein anderer riß die Sturmflagge hoch. Von neuem brandete der Angriff vor. Von neuem fegten aber auch Bolzen und Pfeile, rollten zackige Felsbrocken herab.

Es wurde ein vergebliches Ringen. Allzu stark waren die Ulmer gerüstet. Und als die Schatten der Nacht auf das bleiche Schneefeld sanken, da wichen die Angreifer erschöpft zurück. Pauken und Trommeln verstummten, Hörner und Trompeten schwiegen. Und

mit grinsendem Antlitz überstarrte der Tod die Walstatt. Er hatte reiche Ernte gehalten. Hundertfältig hatte sein Senseschlag vor dem Löwentor gemäht.

Vom Brückentor kam ein Bote herbeigeschossen: „Der edle Graf von Brieningen will es noch einmal versuchen,“ meldete er. „Noch haben wir keines Fingers Breite Boden gewonnen!“

Heinrich Raspe nickte: „Gut wär's, wenn es gelänge, auch wir haben nichts erreicht.“

Im Westen hob sich die Wolkenlast. Ein purpurner Streif glomm auf. Dünner rieselte der Schnee, als dürfe er die Spuren des Kampfes nicht tilgen.

„Laßt fragen, wie es am Frauentor steht!“ Der Landgraf wandte sich an Heinrich von Neuffen. Allsogleich schwang sich ein ablicher Dienstmann zu Ross und hegte davon.

„Am Frauentor kämpfen sie noch!“ Der Neuffener beugte den Kopf vor. „Ich höre Hörnerschall —, wenn es dort glückte! Am Ende sollten auch wir — — zum dritten Mal, dreimal bringt Glück!“

Doch der Landgraf wehrte heftig ab: „Heut ist's genug, ich spüre es. Frau Fortuna ist uns nicht hold.“

Als es dunkel wurde, ließ es sich erkennen: überm Frauentor lohete rotdunstige Blut. „Die Palisaden brennen!“ jubelte der Neuffener. „Es ist höchlich an der Zeit, auch wir müssen vor!“

Der Landgraf starrte vor sich hin.

Dringlicher ward Herr Heinrich: „Ulm in unserer Hand, und des Kaisers Thron bricht zusammen!“

„Glaubt Ihr?“ Der Thüring wandte unbewußt seine Mähre, als gedächte er nunmehr gegen das Frauentor vorzubrechen.

„Zu Roß, ihr Herren, zu Roß!“ trieb der von Neuffen. Und ehe der Landgraf es sich versah, rasselten die Ritter davon, geradenwegs zum Frauentor.

Doch sie kamen nicht weit. Auf halber Strecke trafen sie auf Graf Ulrich von Württemberg. Sein Helm war zerschrotet, sein Schwert war scharf, zerfetzt sein Waffenkleid.

„Wir sind zurückgeworfen,“ grollte er. „Der Teufel hat den Ulmern geholfen!“

Und vor dem Landgrafen hieß es: „Es war ein bitterschwerer Kampf. Beim dritten Vorstoß erst legten wir Bresche in einen starken Verhau, was unser Unglück ward. In eine Falle gerieten wir. Hinter der ersten stand eine zweite Wand. Sie kamen mit brennenden Fackeln, blendeten uns und kniffen uns ab. Mit Mühe nur kam ich heraus. Rupert von Zannensfels fiel mir zur Seite. Ich weiß nicht, ob er noch lebt. Der von Canstatt stürzte, den Stettener sah ich wanken, viele Gefangene verloren wir und haben nichts erreicht.“

Und nicht lange danach, da kam auch Herr Hartmann von Brieningen herbei, mit leeren Händen und verdrossenen Antlitzes. „Pest und Pestilenz!“ fluchte er, der sonst so geschmeidig mit dem Worte war, „uns hat des Himmels Zorn getroffen! Die stinkigen Städter verstehen sich aufs Handwerk. Das Brückentor, das sonst klafft wie ein offenes Maul, war vermauert. Dreimalen sind wir gegen angerannt. Doch der Mörstel hielt fest. Und was sie alles von oben warfen, der Böse hat's ihnen eingegeben!“

Ein Kriegsrat trat zusammen. Lebhaft wurde hin und her gestritten, denn des Pfaffenkönigs Ansehen war auch unter seinen Anhängern nicht groß.

„Ein neuer Sturm, nachdem es heute nicht geglückt ist?“ Der von Grieningen war der heftigsten einer. „Besser Ulrich, vom Kampfe um eine feste Stadt scheint Du wenig mehr zu verstehen als ein Neugeborenes von Keulichkeit!“

Der Wirtemberger machte eine unwillige Bewegung: „Ich war der einzige, der nach dem Erfolge griff. Wenn das zweite Verhau nicht gewesen wäre und die List mit den Fackeln —“

„Wünscht Euch Glück, daß Ihr noch am Leben seid,“ unterbrach ihn milde der Landgraf. „Ihr Herren, zudem, ich bitte Euch, mäßigt Eure Zunge. Mit Worten streiten, bringt keinen Gewinn. Wir werden die Stadt belagern müssen. Hunger und Durst haben schon manchen zur Uebergabe getrieben —“

Der Grieninger unterbrach den Fürsten durch sein meckerndes Lachen. Ihm fuhr die Erregung durchs Blut, so daß er einem Trunkenen gleich und bar schien jeder Vernunft. „Hunger und Durst, wo wir nur die eine Seite Ulms umklammern? Mit solchen Bundesgenossen läßt sich wenig erreichen!“

„Wir werden über die Donau setzen. Das Flußtor und das Herdbrucker Thor müssen eng umschlossen werden.“ Bedächtig brachte es der Neuffener vor.

„Am Ende wollt Ihr bei dem strengen Frost gar Minengänge graben? Daß ich nicht lache!“ Abermals war es der Grieninger, der durch seinen Spott verletzete.

„So wißt einen besseren Rat!“ Nun wurde auch der von Neuffen heftig.

Da raffte sich Heinrich Raspe zusammen, und mit strengerem Tonfall als sonst befahl er: „Zunächst schießt Trompeter vor die Tore und tragt einen Stillstand der

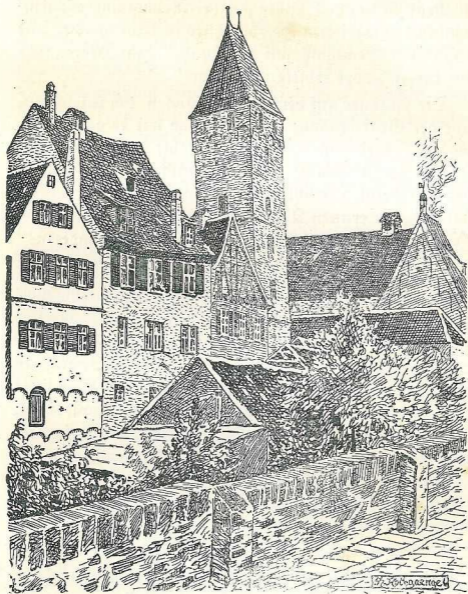
Waffen an, auf daß wir unsere Verwundeten bergen und auch die Toten beisetzen. Mancher, der noch am Leben ist, wird nach dem Leibe Christi verlangen. Alsdann steckt eure Lager ab. Die Ritter und Knechte bedürfen der Ruhe. Unsere Wagen sind im Anmarsch gemeldet. Und was weiter zu geschehen hat, das laßt uns morgen besprechen."

Die Herren trennten sich. Im kleinen Kreise setzte sich aber noch lange der Kampf der Ansichten fort. Und der Grieninger blieb dabei, es gäbe nur ein Mittel: mit Geld und Silber und Schätzen müsse gewonnen werden, wer noch zum Staufer hielte! Dann würde auch Ulm zusammenbrechen. „Denn stärker als alle Waffengewalt," so lautete seiner Weisheit Schluß, „ist die Schlange Habgier, wenn ein Land in Gärung geraten ist und nach neuer Ordnung drängt."

Vor den drei Toren der Stadt loderten Wachtfeuer auf. Die Wagen des Heeres kamen heran und wurden zur Burg zusammengeschoben. Während der ganzen Nacht wurde ablösungsweise gearbeitet. Tote und Verwundete schleppte man auf Schilden herbei. Die Aerzte bekamen alle Hände voll zu tun, aber auch die Geistlichen. Viele von den Verletzten bedurften tröstlichen Zuspruches, denn der Städter kraftvolle Abwehr hatte schwere Wunden geschlagen.

* * *

Auf dem Turm der Pfalzkirche zum heiligen Kreuz, dem Luginsland der Stadt Ulm, fand sich am nächsten Morgen eine Auslese von Männern zusammen, um sich über die Lage beim Feind zu unterrichten. Die Wolken hatten sich leer geriefelt. Als feuriger Ball war die



Ulm, Mehgerfurm an der Stadtmauer

Sonne hochgekommen. Wie ein Glühen hatte es den Schnee durchdrungen. Und nun leuchtete das Winterkleid der Erde so rein und schlicht und voller Anmut, als habe sich Gottes Welt zur Feier ewigen Friedens geschmückt.

Graf Albert von Dillingen, der Reichs- und Schirmvogt des schwäbischen Herzoghauses in Ulm, machte eine einladende Bewegung mit der Hand: „Ihr Herren, für ein kurzes Wort erbitte ich Gehör!“

Die Männer auf dem Turm schlossen sich zusammen, und der Graf begann: „Gestern sind wir es gewahr geworden, Barbarossas Stern, er strahlt noch immer über unserer guten Stadt. Mit Schimpf und Schaden ist der böse Feind abgeschlagen, und ein gnädiges Schicksal hat uns vor ernstern Verlusten bewahrt. Wie steht es, Herr Ulrich von Hürnheim, um unsere Verwundeten?“

Der Meister des Spitals zum heiligen Geist nickte dem Vogt gütig zu: „Ganz nach Wunsch, gnädiger Herr! Wir werden allen volle Heilung bringen, so Gott unserer Hände Werk segnet.“

„Das ist gut,“ fuhr der Schirmvogt fort, „denn es wird noch manchen harten Strauß sehen. Seht euch die Lage an: auf der Westerlinger Flur, beim Kimlesberg, Kuhberg und Galgenberg, hat sich der Feind insonderheit festgesetzt. Aber auch vorm Löwentor und Frauentor scheint er sich einzulagern. Von der Donau liegt schon die Meldung vor, daß Flöße und Boote beschlagnahmt werden. So wird der Pfaffenkönig auch auf dem anderen Ufer seine Kraft erproben wollen.“

„Daß ihn Gottes Zorn treffe!“ Herr Ulrich Strölin beehrte auf. Mit den Ehingern, Besserern, Krafte und Noths gehörte er zu den erwählten Königsleuten, die ihre Wohnstätten im Hof der Pfalz hatten, während ihr Landbesitz im Westerlinger Gebiet und im Söflinger Esch vor den Toren Ulms lag. „Hätte man nur die Kraft, um noch heut über sie herzufallen und sie zu er-

würgen, diese Friedensstörer, Königsverräter und Placker! Als Erster machte ich mit!“

„Gemach, gemach!“ Der Schirmvogt hob beschwichtigend die Rechte. „Hilfe ist vielleicht näher, als die Stadt gemeinhin annimmt. Noch darf darüber aber kein Sterbenswörtlein verlauten. Und nicht zum mindesten aus diesem Grunde habe ich euch auf den Turm gebeten. Denn hier oben — seht nur, wie glückverheißend die Sonne funkelt — sind wir vor Lauschern sicher.“

Enger drängten die Herren zusammen. Und mit gedämpfter Stimme gab der Dillinger Graf bekannt: „Heut früh, es war noch dunkel, ist ein Bote des Königs durchs Herdbrucker Thor in die Stadt gelangt. Niemand hat ihn als Boten erkannt, keiner außer euch soll wissen, daß er kam. Ein Ritter ist es, Friedrich von Evensheim mit Namen. Und aus seinen Augen spricht solches Vertrauen zur gerechten Sache, daß mir ganz warm ums Herz wurde, als ich mit ihm verhandelte.“

„Hat er neue Kunde gebracht?“ Eifrig forschte Ulrich Strölin.

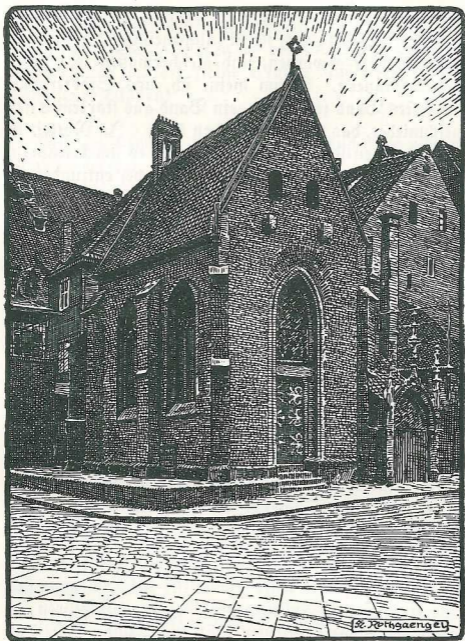
„Gewiß doch und dazu gute!“ Der Schirmvogt stemmte die Hände auf die Hüften und wölbte die Brust unter tiefem Atemzug. „Unser junger König verläßt uns nicht. Mit Eifer sammelt er ein Heer. Groß soll der Zulauf sein. Und auf die, die nunmehr kommen, ist Verlaß.“

„Wie auf uns!“ riefen etliche aus dem Kreise.

„Gewißlich!“ lobte der Dillinger Herr und verkündete alsdann: „Der Bischof von Augsburg ist offen auf des Kaisers Seite getreten. Im selben Sinne hat sich auch Graf Ludwig von Dettingen erklärt —“

„Und die schwäbischen Städte? Was machen sie?“ Die Spannung wuchs. „Uns will scheinen, insonderheit ihr Verhalten sei für Ulm von Bedeutung!“

Der betagte ehrwürdige Spitalmeister — sein Haar war weiß wie der Schnee — übernahm die Antwort. „Verzeiht, Herr Graf,“ entschuldigte er sich, „wenn ich Euch das Wort vom Munde nehme. Da ich aber der Älteste am Orte bin, läge es mir schon am Herzen, wenn ich sprechen dürfte.“ Und dann strömte es ihm als bewegliche Klage von den Lippen: „Gott weiß es, das ganze Reich ist erschüttert und zerrissen, nirgends hält es recht zusammen. Niemand ist so niedrigen Standes, daß er seinem Nachbarn nicht die Fehde ansagen dürfte. Und in ganz Deutschland gibt es kaum einen Winkel mehr, wohin man sich zur Ruhe wenden kann. Allenthalben bewährt sich die Bosheit, und Treue und Glauben sind zur feilen Ware geworden. Die Masse sucht nach nichts anderem wie nach Geschenken und Vorteilen, nach Gewinn und Ehre, nach Gunstbezeugung und Fleischeslust. Nichtshäbige, Nichtswisser, Unfähige und Schlechte werden zu den höchsten Ämtern berufen. Trauernd stehen die Guten und Tüchtigen abseits, denn der tiefe Riß, der unser Volk spaltet, er bekümmert ihr Herz und dämpft die Hoffnung. Früher, da sah es anders aus in unserer Vaterlande. Da sagte sich ein jeder, — und es war gleich, ob er hoch oder niedrig stand —, daß die Menschen nichts aus sich selbst heraus besitzen sollen, daß vielmehr aller Besitz einem Höheren übertragen sei, ansteigend bis zum himmlischen Throne. Und solcher Glaube galt als Symbolum der Treue, der Ehrfurcht, des Gehorsams und der Liebe, nach dem sich alle richteten. Damit ist's aber gründlich



Kapelle in Ulm.

vorbei. Und so behauptete ich: uns kann nur eines noch helfen — die Rückkehr starker kaiserlicher Gewalt, die

dem alten Rechte zum Siege verhilft! Seht, ihr Herren, diese Erkenntnis, sie ist Allgemeingut der schwäbischen Städte geworden, und gleichermaßen lebt sie in Ulms Mauern. Drum meine ich, uns Städter hält ein festes Band zusammen, ein Band aus starkem Eisen geschmiedet, das niemand brechen kann. In Nothzeit ist das Band entstanden, in Nothzeit soll es sich bewähren. Glaubet an des Kaisers gerechte Sache, entzündet ein heilig Feuer in euch. Mögen auch Jahre darüber vergehen, mag Unheil über Unheil kommen — letztlich bleibt uns doch der Sieg unter des Kaisers stolzem Nar!“

Einem Seher gleich stand Herr Ulrich von Hürnheim vor den anderen. Er hatte sich in Wärme geredet. Seine von Falten durchzogenen Wangen glühten. Und seine Lippen bebten noch, als er längst nicht mehr sprach. Der Dillinger Graf drückte ihm warm die Hand. Und Herr Ulrich Strölin rief: „Man könnte sagen, altes Holz fängt leichter Feuer als grünes. In dem Falle aber — so ist zumindest meine Meinung — liegt der Fall umgekehrt. Denkt Herr Ulrich von Hürnheim trotzig und treu, obwohl er biblischen Alters ist, wir Jüngeren stehen ihm nicht nach!“

Auf dem Euginsland wurde noch manches treffliche Wort gewechselt. Auf's Genaueste besprach man sich, wie ein späterer Ansturm der Gegner abzuwehren sei, wenn erst schweres Sturmgewehr und Widder gegen die Mauern vorgebracht würden. Und es wurde auch erwogen, ob sich genügend Lebensmittel in der Stadt befänden, oder ob man überflüssige Esser abschieben müsse. Jeder kam zu Worte, jeder wußte guten Rath. Und als

die Herren wieder abwärts gestiegen waren, da beeilten sie sich, ihre Schilde außen an den Mauerzinnen anzubringen, auf daß der Feind erführe, äußerster Widerstand sei beschloffen.

*

Dem einen schönen Tage war eine Flucht von rauhen Wochen gefolgt. Unter härtestem Frost war die Erde erstarrt. Und als das Wetter umschlug, als es zu tauen begann, da waren unter Geheul und Gestöhn schmetternde Winde über das Land gefegt und hatten zerbrochen, was faul und morsch war in Gottes freier Natur. Endlich legte die Sonne Bresche. Zwischen weißen Wolkenballen schossen ihre Strahlen erdwärts. Und was die Menschen lange vermist: der Himmelsdom ward wieder sichtbar!

Im Kreuzgang des Klosters zu Blaubeuren schritt König Konrad auf und ab. Mild ging die Luft. Frühlingwarm war es über Nacht geworden.

Ein eiliger Schritt nahte: Friedrich von Evensheim war zu seinem Herrn bestellt! Er blieb stehen, legte die Hand auf die Brust und verneigte sich.

Der junge Fürst war bester Laune. „Ist es nicht herrlich heut!“ rief er seinem treuen Dienstmann entgegen. „Fast hätte man am Leben verzweifeln mögen in der trüben Zeit —“

„Nicht doch, mein Gebieter!“ Der Evensheimer wehrte ab. „Wenn es in der heiligen Schrift heißt, der Glaube könne Berge versetzen, so gilt das Gleiche für die Tugenden der Zuversicht und des Vertrauens. In unserer Lage, wenn wir kleinmütig wären — ich jedenfalls, ich lache in den Tag hinein!“

„Und tust recht daran!“ Konrad legte dem jungen Ritter die Hand auf die Schulter. „Wer solch eine reizende Braut sein eigen nennt, wie Du es tust, der hat wahrlich allen Grund, guter Dinge zu sein.“

„Dann müßtet auch Ihr —“, entfuhr es Herrn Friedrich. Doch er schlug sich mit der Hand auf den Mund: „Entschuldigt mein unziemliches Benehmen!“

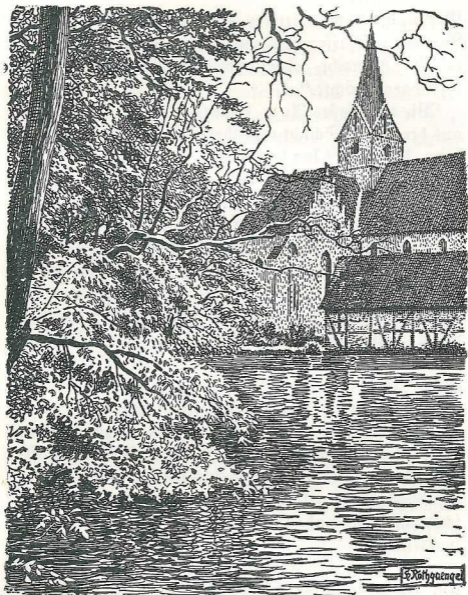
„Warum unziemlich?“ Konrad schüttelte den Kopf. „Wo Du doch im Rechte bist! Ich habe mich beweibt, Du wirst es in Bälde tun. Und die Königin ist mir nicht nur um dessentwillen ein treuer Genos, weil ihr Vater, der Herzog von Bayern, fest zu mir und meiner Sache hält, sondern auch um ihrer Güte und Liebwillen . . . ach, Friedrich, bisweilen möchte ich fliehen, fort von der Welt, ins Paradies der Ehrlichkeit, wo es keine Neider und Mißgünstige gibt, um nur mir zu leben, mir und meinem jungen Glück!“

Der Evensheimer blieb die Antwort schuldig. Auch vor seinen Augen tauchten lockende Bilder auf. Behutsam forschte er in des Königs Antlitz

Da streckte Konrad ihm beide Hände entgegen: „Friedrich, Großes steht auf dem Spiel. Laß uns so handeln, daß es unsere Liebsten mit Stolz erfüllt und uns selbst Genugtuung bereitet!“

Krankengewächs tastete unter einem Luftzug in das Innere des Kreuzganges hinein. Konrad griff nach einem dürren Zweig. „Bald schießt Saft in ihn,“ frohlockte er, „und dann wird er von neuem grünen und blühen. Gottes Allmacht will es so. Er wird auch meiner Sache helfen!“

Noch ein Dritter fand sich ein: Herr Gottfried von Hohenlohe! Und nun wanderten sie, weil der König es



Der Blautopf bei Blaubeuren

so wünschte, zu jener geheimnisvollen Stätte, wo dicht beim Kloster der Blaubach entsprang.

„Ich liebe den Platz,“ erklärte Konrad, „er birgt einen seltenen Zauber. Wer hineinschaut in das klare

Becken, dem wird offenbar, daß Gott mit dem Quell ein Wunder geschaffen hat, mit dessen wonnesamen Reizen er seine Allmacht, aber auch seine Liebe den Menschen offenbaren möchte.“

Wie ein großes Auge schaute die stille Wasserfläche aus der letzten Schicht tauender Schneenumrahmung hervor. Unberührt lag der blanke blaue Spiegel. Nur wenn sich ein Lufthauch hob, zitterte Bewegung über ihn hin. Dann rippte er sich und glich gehämmertem Stahl. Bis in den Grund spiegelte sich das kahle Astwerk überhängender Bäume wider. Und auch das Dach der Klosterkirche grub sich dunkel und schwer bis zur Tiefe hinab.

Sinnend standen die drei und betrachteten das holde Bild. Und der Hohenloher sprach mit Nachdruck: „Gleicht der Quell nicht unserem Leben? Deckt er nicht unser Innerstes auf? Wenn nur ein Windhauch die Fläche kräuselt, verschwindet das Farbenspiel. Tritt dann wieder Ruhe ein, kehren alle Reize zurück. Auch der Mensch wechselt mit Launen und Lüsten, mit Hoffen und Bangen. Und so nur eine einzige schwere Sorge der Seele Spiegel trübt, läßt manch einer den Kopf schon hängen und möchte gar an der Zukunft verzweifeln —“

„Ihr etwan?“ Forschend blickte der König auf seinen Berater und väterlichen Freund. „Das wäre das erste Mal, Herr Gottfried!“

Der Hohenloher schüttelte den Kopf. Voller Liebe ruhte sein Auge auf dem jungen Fürsten. „Wer sich selbst aufgibt,“ entgegnete er, „der hat sein Anrecht auf ein gnädiges Schicksal verwirkt. Leben wir auch in bitterer Notzeit, so ist doch eines gewißlich wahr:

Krieg und Kampf sind die eisernen Besen Gottes, mit denen er alles Faule aus einem Lande kehrt —

„Und wir wollen die Besen schwingen!“ Konrad hob sich frei aus den Hüften. „Morgen wird Ulm entsezt!“

„Dazu bedürfte es eines genauen Planes.“ Herr Gottfried wandte es bedachtsam ein. „Daß wir an sich stark genug wären, ich glaube es schon. Vorausgesetzt, daß die Ulmer uns helfen.“

„Friedrich von Evensheim begibt sich noch heut in die Stadt.“

„Ein kühnes Wagnis!“

„Er hat es auf sich genommen. Die Zugänge sind ihm vertraut.“

„Vergeßt nicht, vor sämtlichen Toren lagert der Feind! Nur über die Mauer könnte es glücken, wenn innen Helfershelfer warteten.“

„Wie steht es damit?“ Konrad wandte sich seinem Dienstmanne zu. „Hast Du Verbindung? Hast Du Freunde?“

Der Evensheimer nickte lebhaft. „Gewiß doch, gnädiger Herr! Als ich das letzte Mal in Ulm weilte, am Tage der ersten Berennung der Stadt, da ist alles gründlich besprochen worden. Zehn Bogenschuß ostwärts vom Löwentor springt an der Mauer eine Pechnase vor. Dort harrt man meiner jede Nacht. Und wenn ich dreimal locke wie ein Rabe, so senkt sich von oben eine Leiter herab —“

„Trefflich!“ Konrad rieb sich die Hände. „Und Du wirst dem Grafen von Dillingen bestellen, daß ich morgen in der Frühe beim ersten Dämmern gleichzeitig beim Herdbrucker Thor und beim Brückentor angreifen werde. Er soll alsdann mit aller Macht beim Frauenthor aus-

brechen. So bekommen wir den Feind zwischen uns und zerreiben seine Kraft, wenn es Gott gefällt."

Als auch Gottfried von Hohenlohe seine Einwilligung zu dem Vorhaben gegeben hatte, erbat der Evensheimer Urlaub für sich, um die letzten Vorbereitungen zu treffen. Plötzlich wurde der König ernst: „Wenn Du nicht durchkämeſt, Friedrich, wenn Mißwende auf Deinen Spuren wandelte!"

„Warum ſollte ſie es, mein Herr und Gebieter? Nur den Tapferen begleitet das Glück!"

Konrad nickte. „Das ſchon! Doch was wir vorhin beſprochen — Du willſt Dich beweiben! In Liebe und Sorge harret Deiner eine Magd, die wurzellos wird, wenn Du fällt. Iſt es recht von mir, daß ich juſt Dich zu der tollkühnen That entſende?"

Der Evensheimer beugte ſein Knie vor dem König, und mit bewegter Stimme bat er: „Gönnt mir den Königsdienſt, gönnt ihn keinem anderen, Herr! Daß ich mir Werndrud zur Braut gewann, Eurer Fürſprache verdanke ich es. Aber auch ſonſt, Euch bin ich verpflichtet, und wenn ich den letzten Atemzug tue!"

Da legte der junge Fürſt dem treuen Manne die Hand aufs Haupt, und voller Ergriffenheit gelobte er zu: „So fahre denn hin, ich will für Dich beten, im Kloſter ſollen ſie eine Meſſe leſen. Wir ſehen uns wieder, Friedrich, ich ſpür's. Als Sieger werde ich Dir morgen ſchon mit offener Hand entgegentreten!"

* * *

Gedeckt von dem ſich oſtwärts von Blaubeuren ſpannenden Felsenring ſammelte ſich des Königs Heerſchild. Immer neue Scharen trafen ein, auf Umwegen aus

Franken und Bayern und geradenwegs aus dem Schwabenlande. Und die Treue der Bauern sorgte dafür, daß kein Unberufener gen Ulm durchbrach, um Heinrich Raspe zu warnen.

Friedrich von Evensheim ritt hinan zum Wächter und Beschützer des weiten Talrunds, zur Rusenburg. Seit Wochen hauste er dort oben, stets zu des Königs Diensten bereit. Das Herz schlug ihm hochgemut. Eifer und Tatendrang lebten in seinen Pulsen.

Kurz vorm letzten Anritt zu dem festen Sitz trat ihm ein Mann entgegen, hochgewachsen, breit die Schultern, wuchtig der Tritt, ein schweres Beil in der Rechten, auf dem Kopf eine Eisenhaube

Der junge Ritter brachte sein Ross überrascht zum Stehen: „Vater, Du hier? Und zum Kriegsknecht umgewandelt?“

Konrad Kamler stieß den Beilschaft hart auf den Boden: „Ja, auch ich bin gekommen, mich hielt's in Hall nicht mehr! Zum Greuel ward mir das eitle Geschwätz des Bruders Heinrich. Auch er ist ein Narr und kein Nachfolger Christi. Mich hat er einen Abtrünnigen gescholten. Nun will ich's beweisen, beweisen durch die Tat, wer echter von uns Beiden ist!“

Der Evensheimer saß ab und schüttelte dem anderen kräftig die Hand: „Ein guter Entschluß hat Dich hergeführt, jede Faust können wir brauchen. Und von Werndrud bringst Du fröhliche Kunde?“

„Ihre Augen leuchteten, als ich schied! Bestell' meinem Liebsten, so hat sie gesagt, daß ich vor Sehnsucht nach ihm verginge, und daß ich mich dennoch glücklich priesse, ihn dort zu wissen, wo für des Königs gerechte Sache gestritten und geblutet wird.“

Vorn Torturm der Burg stand im flauschigen Wollhemd der Gerhausener, der Herr der Feste. Er war ein Polterer, rauh und ungefüge, aber von gerader, ehrlicher Art. „Noch ein Fresser mehr,“ ereiferte er sich. „Kommt mir wenig zu Paß. Zumal wo es sich um einen Enaksohn handelt!“

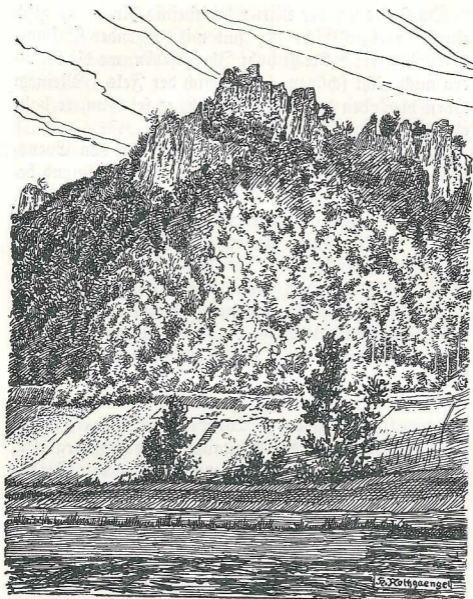
„Es ist der Vater meiner Braut,“ hob der Evensheimer rühmend hervor. „Zudem ein geistlicher Herr, Konrad Kamler mit Namen.“

Prüfend ließ der Gerhausener seine Blicke über den mächtigen Wuchs des Pfarrers gleiten. „Was bereitet Euch größere Freude,“ forschte er, „mit dem Wort der heiligen Schrift oder mit den Waffen der unheiligen Welt über die sündige Menschheit herzufallen?“

Konrad Kamler ergökte sich, herzhaft klang sein Lachen. „Eine Gegenfrage sei mir vergönnt,“ er gab sich nicht minder derb als der andere. „Wo mir der Magen knurrt, mag sie also lauten: Wem gewährt Ihr freundlicher Quartier — dem Gottes- oder dem Königsstreiter? Ich kann mit beidem dienen, mit dem Messbuch und mit dem Beil!“

Da verfehte der Ritter dem Bittsteller einen kräftigen Stoß vor den Leib: „Ich will Euch auffüttern für den Kampf! Hernach mögt Ihr die Augen verdrehen und zu meinen Gunsten beten. Tut's aber laut und öffentlich, damit ich jedes Wort verstehe, ob Ihr's auch ehrlich meint.“

Im Zwinger der Burg, in den Wirtschaftsräumen und Ställen, überall stand und hantierte Kriegsvolk. Rosse wurden beschlagen, Rüstungen richtete man her. Hammerhieb klang und sang und aus Schmiedefeuern prasselte Funkengesprüh.



Rusenburg bei Blaubeuren

Konrad Kamler lag daran, dem Herrn der Feste etwas Gefälliges zu sagen, und so äußerte er: „Ihr haust hier inmitten von Mauern und Felsen, solch trostigen Platz sah ich nie!“

Da stellte sich der Ritter breitbeinig hin — er glich einer knorrigen Eiche —, und mit drohender Stimme verkündete er: „Recht habt Ihr gesehen, wo die Mauern mich nicht schützen, schützt mich der Fels. Meinem Horst hier oben kommt keiner nah, es sei denn, er habe einen Geleitbrief vom Himmel!“ —

Zu guter Stunde machte sich Friedrich von Evensheim, nur leicht gerüstet, auf den Weg. Niemand begleitete ihn. Er schlug sich allein durch die Wälder. Ueber Herrlingen drang er vor. Und an der Grenze, wo des Pfaffenkönigs Lukenposten standen, wartete er die Dunkelheit ab.

Es wurde eine stille, graudunstige Nacht. Die Wolken hatten sich wieder zusammengeschoben und verdeckten den Sichelmond. Ueber das kahle Geäst von Baum und Strauch spann heimlich der Nauhreif seinen silbrigen Puz.

Wachfeuer glommen in weitem Bogen. Sie wurden dem Evensheimer zu Warnern. Wie ein Fuchs schob er sich zwischen den Glutaugen hindurch, sorgfältig jede Deckung suchend. Als Letztes galt es den Graben vor der Stadt zu überwinden. Eiskalt war das Wasser. Was half es — hinein! Dreimal erscholl der verabredete Loßruf — —

Nichts rührte sich!

Seitwärts beim Feinde wurde eine Stimme laut. „Habt acht!“ hieß es. „Ein schwakender Vogel in der Nacht — —“

„Krach-krach!“ Tief und stark wiederholte der Evensheimer den Ruf. Auf der Mauer raschelte es. „Seid Ihr es?“ Eine Leiter senkte sich herab.

„Hier Friedrich von Evensheim!“

„Greift zu! Macht schnell!“

Mit federndem Schwung glitt er nach oben.

In seinem Rücken ein mißglückter, wimmernder Hornstoß!

Fackeln loberten auf. Kriegsknechte des Landgrafen schossen herbei. Einer stolperte und stürzte. Fluchend stemmte er sich hoch: „Koxverdammich, es hat gefroren!“ Der Unfall lenkte die anderen ab. Und als sie längs dem Graben mit Eifer zu suchen begannen, lag die Stadtmauer längst wieder leer, als habe sich nichts ereignet.

„Müssen wir's melden?“ beratschlagten sich die Kriegsknechte und kamen zu keinem rechten Ergebnis. Bis einer erklärte: „Ei nun, wozu? Niemand hat nichts Genaues gesehen. Und aus Nichts wird nichts. Also haltet geruhsam das Maul!“

* * *

In den Straßen Ulms war am nächsten Tage alles mit dem Frühesten auf den Beinen, was Wehr und Waffen tragen konnte. Aber auch die jungen rüstigen Weiber stellten sich ein. „Wir halten die Mauern,“ gelobten sie, „falls der Feind einen Angriff wagen sollte!“

Beim Frauentor sammelte sich das Aufgebot der Männer. Sorgfältig blieb alles Licht verdunkelt. Behutsam setzte ein jeder seinen Fuß. Nur im Flüsterton wurde gesprochen. Die Belagerer durften keinen Argwohn schöpfen.

Die Königsleute saßen unter Führung Ulrich Strörlins zu Ross. Mit achtzig Berittenen waren sie zur Stelle, um als erste vorzubrechen, wenn die Schlacht begann. Unter ihnen weilte der Evensheimer. Ihm schuf

nur eines Unbehagen, daß er eine fremde Rüstung tragen mußte und auch einen fremden Gaul zwischen den Schenkeln spürte.

„Verlaßt Euch auf Schwert und Brünne,“ tröstete Strölin den Rittersmann. „Was Ihr an Waffen erhalten habt, ist beste Gmünder Arbeit. Und Gmünd ist eine reiche Stadt, aus der nur Gutes stammt.“

Der Dillinger Graf zeigte sich: „Also, Ihr wißt Bescheid, Herr Strölin! Euer Vorprall erfolgt in Richtung auf das mittellste Lager der Feinde, während unser Fußvolk geradeaus vorbricht. Ich rate Euch, packt von Norden her zu. Inzgeheim plane ich, auch vom Löwentor aus einen Ausfall zu wagen, wenn alles nach Wunsch verläuft.“

Die Spannung wuchs. Die Nachtschatten wollten und wollten nicht weichen — — —

„Ob der König auch kommt?“ Unter den Bürgerseuten regte sich eine dünne Stimme des Zweifels.

„Bist Du von Sinnen?“ Grob ließ man den Kleinfütigen an. „Bleib doch zu Hause und kried ins Bett, wenn Du an einem Stauferwort zweifelst!“

Ein Ross wieherte auf. „Dummes Luder!“ Die Umstehenden entrüsteten sich. „Bist wohl von denen dort draußen bestochen?“

Dann krächte ein Hahn, ein zweiter antwortete. Da schmunzelte man: „Gottlob, nun kann der Tanz bald beginnen, denn mit dem ersten Hahnenschrei —“

„Horch, hört ihr nichts?“

Alles spitzte die Ohren.

In den Himmel stahl sich silberne Helle. Im Osten glühte ein roter Hauch.

Eilige Tritte. Ein Bote kam. Keuchend sein Atem.
„Der König greift an, die Hörner schmettern —“

Krachend flogen die Querbalken hoch, Ketten klirren, die schweren Torflügel gaben nach, und durch das geöffnete Frauentor flutete die Streitmacht Ulms ins Freie.

Die Königsleute trabten davon. Steil standen die Speerstangen zu Häupten der Pferde. Brustplatten klirren am Kettenharnisch. Und über den ungefügigen Helmen flatterte Federschmuck.

Um die Ruhe des Morgens war es geschehen. Hornrufe gellten und wimmerten. Von allen Seiten klang ihr Ton. Ueber den Winterschnee huschten dunkle Schatten. Es war, als bräche die Erde auf, als spalte sich ihr Inneres: zu Ross und zu Fuß schossen Männer herbei, duzende, hunderte, immer mehr, um im blutigen Kampf das Schicksal zu meistern.

„Heilige Maria, Mutter und Maid, all' unsere Not sei Dir geweiht!“ Der Evensheimer legte die Schenkel an und ließ den plumpen Gaul sich strecken. Dichtauf folgten die Königsleute.

Aus dem Lager des Feindes beim Löwentor löste sich ein Haufe von Rittern, locker in Fühlung, noch ungeordnet. Laut dröhnte der Hufschlag der Rosse.

„Kyrie eleison!“ scholl der Thüringer Schlachtruf.

„Für den König und Ulm!“ gelobten die anderen.

Speere splitterten, Schilde krachten, sich bäumende Gäule, stürzende Reiter — hart waren die Massen aufeinander geprallt, Mauern aus Menschen und Tieren gefügt, eisenbewehrt, voller Wucht und Gewalt. Nieselnd flogen die Schwerter blank. Hageldicht traf Hieb

nach Hieb. Von getroffenen Helmen sprühte Feuer. Harnisch und Erde färbten sich rot.

Die Reihe der Thüringer ward brüchig und dünn. Die Ueberrumpelung schwächte ihre Kraft. Der Evensheimer spaltete sich Bresche, er fuhr hinein in die Feinde und fuhr durch sie hindurch. Ihm zur Seite Ulrich Strölin. „Wir müssen ganze Arbeit tun!“ Sie wendeten die Rosse. Von rückwärts prasselten jetzt ihre Klingen über die Gegner hin.

Herr Ulrich sank aus dem Sattel: „Mich hat's getroffen — in der Seite!“

Einen Augenblick stuzte der Evensheimer . . . da strauchelte der eigene Gaul. Ein wunder Thüringer, am Boden kauern, hatte dem Tier eine Fessel durchgehauen.

„Ledige Säule gibt es genug!“ Herrn Friedrich focht der Unfall nicht an. Behende griff er sich eine Mähne — der Sattel war blutüberleckt — und ließ von neuem seine Waffe wirbeln.

Inzwischen war es vollends hell geworden. An zehn, an zwanzig Stellen zugleich wurde erbittert gekämpft. Das Lager vorm Brückentor lohnte im Feuer. Schwere, schwarzer Rauch strich ab. In dichten Haufen strömten des Königs Scharen heran. Sie trieben den fliehenden Gegner unaufhaltsam vor sich her. Vorm Brückentor war sein Schicksal entschieden. —

„Seid Ihr es, Pfarrer?“ Der Gerhausener strich das kampfbrote Schwert an der Mähne seines Gauls ab. „Wie gefällt Euch das blutige Handwerk?“

Konrad Kamler schaute sich wie suchend um. Am blanken zartblauen Himmel — alle Wolken waren vergangen — kam lichtklar das Tagesgestirn hoch. Silbern

leuchteten die Kronen der vom Raubreif geschmückten Bäume, und um ihre Stämme wob sich Sonnengold.

„Es ist um der Kaiserherrlichkeit willen,“ gab der Leutepriester zögernd Bescheid. „Der König ist sein Sohn und Verweser. Und wenn er ruft, dann müssen alle folgen — alle! Schon um der Treue willen . . .“

„Gestern wart Ihr keckerer Laune!“ Derb lachte der Ritter auf. „Euch reizt wohl der brandige Geruch die Nase? Weihrauch duftet lieblicher!“

Er nahm die Zügel hoch und wollte weiter. Da sah er den Pfarrer wanken.

„Mann, was ist Euch?“

Konrad Kamler reckte sich. Mit Gewalt riß er den Kopf hoch. Seine Eisenhaube war verbeult. Blutgefärbt waren Stirn und Wange. Noch ein letzter Versuch, sich strack zu halten, dann brach der wackere Mann zusammen.

Hilfsbereit sprangen Fußknechte herbei. Und einer rief dem Gerhausener zu: „Er hat wie ein Streiter Gottes gekämpft. Keiner hielt ihm stand. Und wenn nicht das Unglück gekommen wäre, daß just über seinem Haupte brennendes Gebälk zusammenbrach —“

„Sorgt für ihn,“ befahl der Ritter und trabte mit seinem Veritt davon.

„Dort weht des Landgrafen Fahne!“ rief ihm einer seiner Knappen zu. Da ward aus dem Trab ein scharfer Galopp. Erdklumpen flogen hinter die Hufe.

Doch der Gerhausener schaffte es nicht. Die Fahne sank, bevor er heran war. Die Königsleute aus Ulm, sie waren ihm zuvorgekommen. Und Friedrich von Evensheim spannte seine Faust hochgemut um die erstrittene Beute.

Nun gab es beim Feind kein Halten mehr. Das Fußvolk warf die Schilde fort und suchte eilig das Weite. Auch die Verrittenen retteten sich. Wo die Fahne nicht mehr wehte, versagte das Vertrauen. „Der Tag ist verloren!“ rief man sich zu. Und schreck- erfüllt lief es von Mund zu Mund: „Selbst der Land- graf ist verwundet! Ein Pfeilschuß hat seine Schläfe getroffen!“

„Laßt zum Sammeln blasen!“ König Konrad hob sich im Sattel. Ihm war feierlich zu Mute ob der Größe des Erfolges. Und als er über die Walfstatt ritt und die schweren Opfer überschaute, die Opfer an Wunden, an Gefallenen und Ersticken, da ordnete er an: „Im Freien wollen wir dem Allmächtigen danken. Sein Segen war sichtbar mit unseren Waffen!“

Hörner und Trompeten riefen. Die Rotten und Treffen ordneten sich. Helme und Schilde wurden gezählt. Manche Lücke klaffte. Und ein Geraune und Gefrage hub an, wo dieser und jener geblieben sei.

Während der Heerbann sammelte, waren die Aerzte beschäftigt. Mit Zangen wurden Pfeile und Lanzen entfernt. Glückte es nicht, dann mußte das Messer helfen. Mit Del und Wein wusch man die Wunden, bestrich sie alsdann mit heilender Salbe und legte ein Pflaster auf.

Aus den Thoren Ulms ergoß sich die Geistlichkeit; Leutepriester und Mönche von der Kirche unserer lieben Frau, der Heiligkreuzkirche, dem Spital zum heiligen Geist, dem Reichenauer Hof, auf dem Sohne des heiligen Pirmin saßen, und aus dem Convent der Franziskaner neben dem Löwentor. Sie wandelten auf den Spuren der Aerzte. Wo Sterbende nach ihnen ver-

langten, da hörten sie die Beichte und das Glaubensbekenntnis und spendeten die Hostie. Und die geistlichen Herren dachte es ein gottwohlgefälliger Befehl, als der junge König verkünden ließ, es solle auch allen Feinden, die danach begehrten, das Sakrament gereicht werden.

Der Spitalmeister Ulrich von Hürnheim war trotz seinem Alter der eifrigsten einer, um Nothleidenden beizustehen. Und manchem, der blutleer und von Schmerzen gepeinigt den Blick nach dem Jenseits richtete und Grauen empfand, weil er sein irdisches Leben auf der StraÙe der Sünde verbracht hatte, ward der innere Frieden beschert, sobald nur der ehrwürdige Greis tröstlich mit ihm gesprochen hatte.

An einer Stelle, nahe dem abgebrannten Lager des Feindes beim Brückentor, gab es insonderheit viel zu tun. Hier hatte heißester Kampf getobt. Aber noch etwas anderes war es, was viele Verwundete anzog, so daß sie sich an jener Stelle sammelten. Konrad Kamler hatte seine Schwäche überwunden. Sein Geist war zurückgekehrt. Er hockte auf einem umgestürzten Karren, halbverkohlt waren die Räder, und predigte mit starker Stimme über den Sieg der gerechten Sache und den Lohn, den der Allmächtige allen spenden würde, die für den König gestritten und ihre Treue mit dem Tode besiegelt hätten.

Herr Ulrich von Hürnheim trat hinzu und lauschte, lauschte gespannten Ohrs.

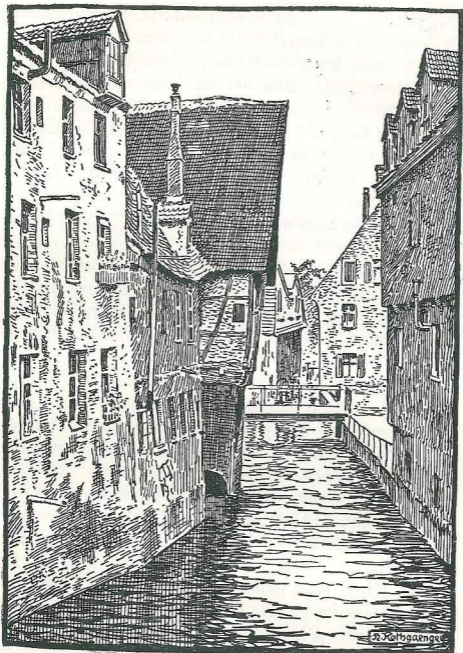
„Erliebe habe ich auch schon in meinem Leben getroffen,“ so rief Konrad Kamler in die Runde, „die klagten und flehten Gott an, er möge ihnen helfen, daß ihre Kinder nicht alt würden, so jämmerlich sei es jetzt um diese Welt bestellt! Gewißlich, vieles ist

vertan und verkommen, über manches mag man sich entsetzen. Und es ist mit nichten leicht, sich ein fröhlich Herz und hoffnungsfreudiges Vertrauen zu bewahren, wo soviel Gemeinheit und Frechheit, so viel Falsch und Hader umgehen unter den Menschen. Dennoch behaupte ich: nur der Glaube an Deutschlands Zukunft kann uns aufwärts führen! Allen muß solcher Glaube etwas Heiliges bedeuten, an dem sie festhalten über die Sorge ums eigene Leben hinaus. Heute ist der Anfang gemacht. Heut ist dem Lintwurm, der den Kaiser verderben möchte, hart zugesetzt worden. Nun darf es kein Halten geben. Voran müssen wir, voran auf siegreich beschrittener Bahn. Dann werden sich auch die Häupter des Reiches wieder zusammenfinden, um dem Kaiser untertan zu sein. Nur durch die Einheit des Vaterlandes, wo keiner den anderen scheel ansieht, kann alles Uebel behoben werden. Verharren wir aber in der Uneinigkeit und wollen keinen Kaiser mehr, dann kann das Reich nicht länger bestehen, dann muß es zusammenbrechen!“

Ulrich von Hürnheim wandte sich an einen wunden Ritter, der, von zwei Knechten gestützt, neben ihm stand: „Wer ist der gewaltige Rufer dort, der Rufer für Kaiser und Reich?“

„Ein Leutepriester soll es sein. Einige behaupten, ein Freund des Königs. Weidlich hat er mitgestritten, ist selber schwer an der Stirn getroffen!“

„Bruder in Christo —“ der Spitalmeister war vorgetreten — „Eure Worte klingen mir im Ohr, machtvoll wie die Posaunen von Jericho. Und ich lobe Euch, daß Ihr so trefflich zu den Leuten sprecht. Nur meine ich, Ihr selber bedürftet der Schonung —“



Ulm, Alte Häuser an der Blau

„Wer steht vor mir?“ scholl es zurück. „Mein Blick ist trübe, Schatten nur sehe ich noch!“

„Ich bin es, Ulrich von Hürnheim, Spitalmeister an Heiliggeist in Ulm.“

„Ich kenne Euch wohl, ehrwürdiger Vater. Weit reicht Euer Ruf. Und daß ich Euch nicht erschauen kann —“

Besorgt beugte der Greis sich vor. Ueber die Stirn des Pfarrers lief ein klaffender Riß. Das linke Auge war blutüberkrustet. Und über dem rechten hing schwer das Lid herab.

„Ihr könnt mich nicht wahrnehmen?“ Bang klang die Frage.

Da breitete Konrad Kamler die Arme empor, und über das entstellte Gesicht glitt ein Schimmer seliger Verückung: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen — mein Augenlicht ist hin, dem Kaiser habe ich's geopfert!“ —

Ueber die Walsstatt schmetterten Trompeten und Hörner: König Konrad langte vor dem Heerbann an! Der Pfarrer von der Pfalzkirche zu Ulm segnete die knieenden Scharen und dankte dem Allmächtigen für den Sieg. In seinen Händen trug er eine kostbare Reliquie, ein Stück vom Kreuz des Erlösers. Und als er den Schatz hochhob und allem Volke wies, da lief ein Schauer durch die Menge, ein Schauer tiefster Ergriffenheit.

Der König aber schwang sich behende zu Rosß, als die fromme Feier beendet war. Und mit heller Stimme verkündete er: „Nun ist's an mir, euch zu danken, die ihr so wacker gestritten habt. Die Beute werde nach Recht und Billigkeit verteilt. Und insonderheit danke ich allen, die an Leib und Leben Schaden genommen haben. Auf daß Friede wiederkehre, bestimme ich aber:

keinem Gefangenen soll ein Leids geschehen, niemand soll geblendet werden, sei er selbst ein überführter Verräter. Alle sind unsere Brüder, Brüder deutschen Geblüts. Und wenn wir die Einigkeit aufrichten wollen, darf in keines Mannes Herz irgend ein Stachel haften bleiben!“

Von seinem Gefolge umgeben, ritt der König gen Ulm davon. Den Evensheimer befahl er neben sich: „Du hast des Landgrafen Sturmflagge erobert, Dein Verdienst geht über alle. In Zukunft sollst Du mein Bannerträger sein. Und für Dein junges Weib und Dich weiß ich einen stattlichen Hof, am Fuß des Hohenstaufen gelegen!“

Der Evensheimer beugte sich herab und küßte dem König die Hand.

In Ulm schwingen die Glocken an. Brausend scholl ihr Ruf übers Land.

Das Todesopfer

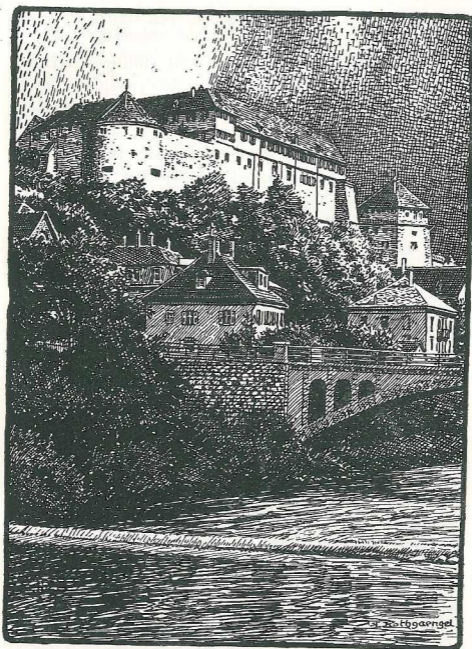
„Es ist ein verteufelt Spiel! Wo wir auch von Keutlingen unterm Hohngeschrei der Bürger haben abziehen müssen!“ Graf Ulrich von Württemberg warf sich erschöpft in einen Sessel. „Mir graut vor den Folgen, und mein Gewissen spricht —“

„Es scheint mir ein Schwächer werden zu wollen!“ Der Grieninger hatte sich wieder in der Gewalt wie je, obwohl auch er von den Anstrengungen der letzten Wochen hart mitgenommen war. „Ein Narr, wer sich von einem Fehlschlag gleich zu Boden werfen läßt!“

„Willst Du mir an die Ehre?“ Der Württemberger brauste auf. „Treib's nicht so weit, daß ich Dich meinen bösen Geist schelte!“

Herr Hartmann blieb die Antwort schuldig. Ihm bedeutete es Lebensinhalt, mit den Menschen zu spielen wie mit Schachfiguren. Ruhigen Schrittes trat er ans Fenster und schaute über die Lande zu seinen Füßen.

Auf dem Rückzuge vor Königs Konrads Scharen waren sie westwärts abgedrängt worden und weilten nun als flüchtige Gäste auf der Burg Hohentübingen bei den Pfalzgrafen Hugo und Rudolf. Der Monat März war gekommen. Er hatte den Frühling gebracht. Mild ging die Luft und wonnesam, vom würzigen Atem der Erde geschwängert. Ueber dem Wiesengrund, durch



Schloß Hohentübingen

den der Neckar wie in Zuckungen sein Bett gegraben
hatte, lag ein erster grüner Hauch. Jenseits vom Fluß,
in weiter Ferne, dämmerten als blaue Schatten die

Höhen der Alb herüber, und über den lichten Himmel tändelte weißes Wolkenpiel.

„Trotz allem, unsere Sache steht günstig!“ erklärte mit Nachdruck der Grieninger. „Zählen unsere Wirte nicht zu den reichsten Herren des Landes? Stemmen nicht gerade sie sich am schärfsten wider die Staufer? Ja, fast möchte man glauben, das Schicksal habe es gnädiglich mit uns gemeint, als es uns hierher verschlug, wo sichere Kunde vorliegt, daß auch der Bischof Eberhard von Konstanz aus dem Geschlecht der Truchessen von Waldburg und der begüterte Abt von Bebenhausen sich für unsere Sache erklären werden. Ulrich, glaube mir, mit der Stauferherrlichkeit hat es ein Ende. Wer in fremden Landen wurzelt wie Kaiser Friedrich, kann in der Heimat keine Blüten mehr treiben.“

„Ihr Herren, eine üble Botschaft!“ Von draußen scholl eine erregte Stimme herein. Der Vorhang zum Gemach, in dem die beiden Vettern weilten, wurde heftig beiseite geschlagen, Pfalzgraf Rudolf von Tübingen erschien: „Der Pfaffenkönig, Heinrich Raspe, ist gestorben! Auf der Wartburg ist er dahingeflecht!“

„An der Schmarre, die er vor Ulm erhielt?“

„So ist es! An eben jener Wunde!“

„Sie war nur leicht“ Graf Ulrich erhob sich von seinem Sessel. „Und wenn solch armseliger Kraker den Landgrafen unter die Erde brachte, so muß es seine Bewandtnis haben, seine eigene, ernste Bewandtnis . . .“

„Regt sich Dein Gewissen schon wieder?“ spottete der Grieninger. Aber ihm selbst war nicht geheuer zu Mute. Nun galt es guten Rat zu schaffen. Denn auf ihn kam es in diesem Kreise an, er spürte es, auf ihn allein!

Gemächlich ließ er sich in dem Sessel nieder, den der Wirtemberger soeben verlassen hatte, schlug ein Bein übers andere und pfiff leise vor sich hin.

„Euch scheint die Kunde nicht sonderlich zu erregen?“ Pfalzgraf Rudolf blieb vor Herrn Hartmann stehen. Er hatte während der ganzen Zeit mit großen Schritten das Gemach durchmessen.

Der andere hob den Kopf: „Mit Erregung kommt man nicht weit. Besser, man sinnt nach, welcher Zug nunmehr zu tun sei, soll man selbst nicht Schaden leiden.“

„Und das Ergebnis Eurer Ueberlegung?“

„Gut Ding will Weile haben, Herr Rudolf! Wie wär's, wenn wir unsere Kehle lekten? Nach langem Ritt und heißem Bad ist gemeinhin der Gaumen trocken. Aber auch für das Herz ist es gut, wenn ein kräftiger Wein den Pulsschlag belebt.“

Der Pfalzgraf rührte an einem Läutewerk. Ein junger Knappe erschien und erhielt seinen Auftrag. Er brachte schweren Osterwein aus Ungarn. Dunkel funkelte er im Pokal. Der Grieninger leerte hastig ein Glas, dann noch ein zweites, ehe er zu sprechen begann. „Ihr hier in Tübingen,“ so sagte er, „verehrt insonderheit den heiligen Georg und den heiligen Martin. Beide waren Krieger, die den Vorwurf der Zagheit nie und nimmer hätten auf sich sitzen lassen. Drum meine ich, auch uns geziemt an dieser Stätte, trotz Heinrich Raspes Tod den Kopf voller Zuversicht im Nacken zu tragen. Glaubt mir, ich kenne den heiligen Vater, er denkt just so wie ich. Und wetten möchte ich fast, nur wenige Monde werden vergehen, und Heinrich Raspe hat seinen Nachfolger —“

„Im Landgrafenhause?“

„Nein, auf dem Deutschen Königsthron!“

Der Pfalzgraf und Ulrich von Württemberg verhielten den Atem. „Ahnt Ihr etwan schon,“ forschte Graf Rudolf, „wen der Papst berufen würde?“

Der Grieninger machte eine Gebärde des Zweifels: „Genaues kann ich darüber nicht sagen. Bevor die Wahl auf den Thüringer fiel, hat man in Lyon auch an andere gedacht, so an den Grafen Richard von Cornwall —“

„Einen Engelländer?“

„Warum nicht, wenn er gut einzuschlagen verspricht? Auch ein Brabanter stand zur Erwägung, nämlich der Herzog Heinrich. Mir will jedoch scheinen, ansezt wird man sich wohl — die rheinischen Erzbischöfe werden es fordern — auf den Grafen Wilhelm von Holland einigen.“

„Er zählt erst zwanzig Jahre!“

„Was macht das aus? Auch weiches Wachs kann Nutzen stiften. Wie alt ist im übrigen der Staufer Konrad? Wollt Ihr um Monate feilschen? Wichtig bleibt nur eines — Konrad muß aus der Welt! Solange er lebt, lebt die Treue seiner Vasallen und seiner Städte. Darum wäre es ein verdienstlich Werk —“

„Denkt Ihr an heimlichen Mord?“ Der Tübinger Pfalzgraf bekreuzigte sich.

Herr Hartmann schneppte verächtlich mit dem Finger durch die Luft: „Was kommt es auf Worte und Deutungen an! Nur die That allein fördert Entschlüsse. Die Staufer sollen zu Grunde gehen. Das ist in den Sternen beschlossen. Mein Schwert steht zur Ver-

fügung. So oder so — ich werfe es auf die Wagschale!“

Es war, als sei der Winter zurückgekehrt. Die anderen begannen zu frösteln. Der Grieninger stürzte ein neues Glas Wein hinunter. „Gewöhnt euch an meine Gedanken,“ forderte er. „Sie sind hart aber gut, denn sie führen zum Ziel!“

Festen Schrittes verließ er das Gemach. Graf Ulrich und der Tübinger Herr blieben beschwerten Sinnes zurück.

* * *

„Vater, und Du hast wirklich gut geruht? Bist nicht übermüdet von der langen Reise?“ Werndrud hockte zu Konrad Kamlers Füßen und forschte besorgt in seinen Zügen. Die linke Augenhöhle lag leer, und rechts war aller Glanz erloschen.

Er tastete über ihr Haupthaar. „Kind, mir geht es doch nach Wunsch,“ erwiderte er, und es klang fast vorwurfsvoll. „Was machst Du denn aus mir? Ich bin doch kein Krüppel, kann stehen und gehen und die Arme gebrauchen. Daß ich dem Frühling nicht mehr ins Antlitz schauen kann, nun, damit find’ ich mich ab. Hab’ ja was anderes gewonnen, so hold und schön —“

„Was denn, Vater?“

Er beugte sich vor und flüsterte ihr zu: „Unendlich ist des Herrgotts Güte. Wo er nimmt, schenkt er auch. In mir lebt jetzt die Erinnerung, so licht und klar wie nie zuvor. Und die Bilder, die sie mich sehen läßt, sind schöner schier als die Wirklichkeit!“

Werndrud übermannte die Rührung. Sie schluchzte auf, Tränen flossen. Da entsetzte er sich: „Mein Kind,

was ist Dir? Bist Du nicht glücklich, wo heute noch Deine Brautlaust ist?"

„Vater, glücklich — ach so glücklich!"

„Und trotzdem weinst Du?"

Sie wagte es nicht, ihre Not zu gestehen.

„So sprich doch, mein Kind! Fehlt es Dir an Vertrauen? Hat sich Dein Herz von dem meinen gelöst?"

Sie barg ihr Haupt an seiner Brust. Ihre Lippen krampften sich.

Konrad Kamler stöhnte auf. „Herr Gott im Himmel," stieß er hervor, „zum ersten Male quält es mich, daß ich mein Augenlicht verlor! Wenn ich die Tochter sehen könnte, dann wüßte ich auch —"

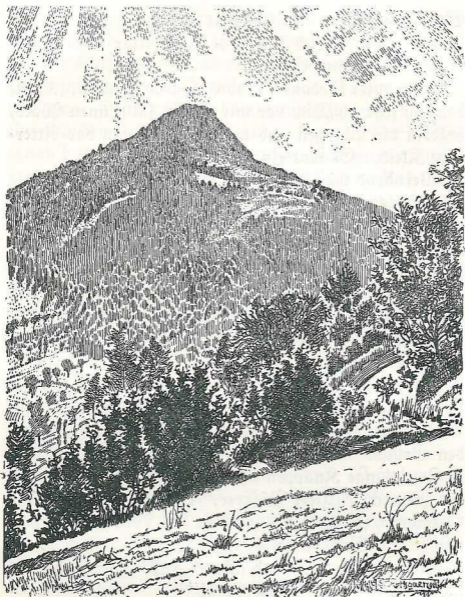
Da verschloß sie ihm mit der Hand den Mund: „Vater, mir sind Zweifel gekommen, wo Dich das Schicksal so grausam getroffen hat . . ."

„Zweifel? Worüber Zweifel?" Er horchte auf.

Sie suchte nach Worten, stockend kam es heraus: „Ob am Ende des Himmels Zorn auf mir ruht, und ob der Zorn sich gar an Dir fühlbar macht, weil ich doch — weil Du — — das alte Gelübde — — —"

Konrad Kamler setzte sich steil. Seine Glieder durchschloß das alte Kraftgefühl. „Kind," sagte er voller Güte, und doch klang es unbeirrt fest, „ich bin selbender mit Dir von Hall zum Hohenstaufen geritten, um allhie Deine Ehe einzusegnen. Gib Deine Sorgen preis. Meine Antwort wirst Du vorm Altar hören!"

Berndrud erhob sich. Sie küßte dem Vater die Stirn. „Ich muß jetzt gehen," sagte sie, „muß mich schmücken zum hochzeitlichen Tag. Mein Herr und Gebieter hat mir ein Brautgewand und einen Brautmantel geschenkt —"



Hohenstaufen

„Sicherlich schön und reich geschmückt!“
Sie errötete: „Aus Wappentuch ist der Mantel gefertigt, aus rotem Wappentuch, wie es die Staufer Herren tragen. So wie er mich bekleidet habe, als

Gnabental hinter uns lag, hat mir Herr Friedrich gestanden, so solle ich auch vor den Altar treten, das brächte uns beiden Glück."

"Ein guter Gedanke," lobte Konrad Kamler. "Ganz deutlich sehe ich Dich vor mir stehen, im grünen Wald, holdrot die Wangen und um die Schultern das ritterliche Kleid. Es war ein lieblich Bild"

Werndrud war hinausgehuscht. Der Blinde wartete ein Weilchen. Dann faltete er die Hände, hob das blicklose Haupt und betete vor sich hin: "Grundgütiger Vater, Quell aller Weisheit, vernimm auch heute mein Flehen, wie Du es täglich vernimmst. Laß es die Jugend, in der es stürmt und gärt, nach Deinem Willen stürmt und gärt, nicht entgelten, wenn eine Sünde Dich beleidigt hat. Alle Last falle auf mich — auf mich alle Last — — —"

Es währte nur kurze Zeit, dann erscholl lustiges Lautenspiel. Als bald fiel auch eine Trompete ein, ein Trommelwirbel rührte sich, Paukengedröhn gab zu allem den Grund.

Zwei junge Knappen der Staufener Burg huschten ins Gemach. "Herr Pfarrer," rief der eine mit heller Stimme, "es ist die Stunde für den Weg zur Kapelle, wir sollen Euch hinabgeleiten!"

Konrad Kamler erhob sich. "Führt mich," bat er. "Heut wird es ein Freudentag!" —

Mit allen seinen Wonnen leuchtete der Lenzmond über dem Land. Der Vögel Jubel war sein Verkünder, frischgrün frohlockte der jungen Blätter bebende Lust. Und wer dankbaren Auges den Zauber unerschöpflicher Schönheit genoß, der sich auf Schritt und Tritt offenbarte, dem mochten Zweifel aufkommen, ob dem

bescheidenen Blümlein im Wiesengrunde oder der Siegerin Sonne der Preis zuzusprechen sei.

Den Hohenstaufen abwärts stieg der Hochzeitszug. Barbeinig sprangen Dorfkinde voran, Blumenkränze im Haar. Nur mühsam dämpften sie ihren Uebermut, einander den steilen Hang hinab zu stoßen. Der Waldgrund lockte weich und verführerisch, über zartem, sprießendem Moos flirrten Sonnengoldflecke. Und ganz ohne Kampf ging es auch nicht ab. Gunda, vierzehnjährig und sonst der Eifrigsten eine, wenn es zum Spielen ging, kam sich heute würdig vor und schritt gar sitzsam einher. Das ärgerte die Jungen, mit denen just sie am liebsten um die Wette tollte. Einer rannte gegen sie, als sei es von ungefähr. Sie ließ es sich bieten. Nur ihre Augen funkelten auf. Als es jedoch ein zweites Mal geschah, da griff sie mit rüstigen Armen zu, und der Angreifer rollte zur Freude der anderen ein tüchtiges Stück den Hang hinab.

Hinter den Kindern schritten die Musikanten. Sie bewiesen seltenen Eifer. Die Vögel verstummten über dem Pfeifentirillier und suchten das Weite, wenn der Pauke Donnerschlag sie allzusehr erschreckte.

Alsdann folgte der Bräutigam, Herr Friedrich von Evensheim. Er trug einen Rock aus braunem dunklem Scharlach, dem besten flandrischen Tuch, an den Kanten mit Zobel besetzt. Und von Mund zu Mund lief die Kunde, daß er des Königs Gunst das kostbare Gewand verdanke. Seine Brautführer waren die Ritter Egno und Konrad von Staufen. Den Dreien schloß sich an, was vom Staufeneck, vom Neckberg und vom Rosenstein an ritterlichen Dienstmännern herübergekommen war; ein stattliches Aufgebot, alldieweilen König Kon-

rad auf die Nachricht vom Tode Heinrich Raspes Teile des Heerbanns entlassen hatte.

Vor der züchtigen Braut wanderten die Mägde der Burg. Sie sangen immer wieder, sobald die Musikanten Atem schöpften und dem Kalbfell Ruhe gönnten. Und es hörte sich lieblich an, denn sie waren gut geübt.

Werndrud trug ein weißes Gewand und über dem Haupt einen weißen Schleier. Um die Schultern hing ihr aber der rote Mantel, auf dem in schweren Flechten das gelöste Blondhaar lastete. Sie hielt den Blick zu Boden gesenkt, schaute nicht rechts, schaute nicht links, obwohl ihre Gedanken unruhig flackerten. Sehnsucht und Liebe erfüllten sie, Liebe und stärkstes Vertrauen. Doch so sehr sie sich auch wehrte, Frau Sorge ließ sich nicht bannen. Sie raunte ihr unholde Worte ins Ohr, gaukelte mit quälenden Bildern. Und Werndrud hatte mitunter Mühe, festen Fußes voranzuschreiten.

Ein heller Trompetenton, der mitten hineinfuhr in den Gesang der Mägde, gab Anlaß, daß sie zusammenfuhr. Die Spitze des Zuges war vor der Stauferkapelle angelangt, und der Meßner ließ es sich alter Gewohnheit gemäß nicht nehmen, Braut und Bräutigam mit einem lustigen Liede zu begrüßen. Blies er auch nicht rein, so meinte er es doch gut. Außerdem rechnete er auf ein Geschenk. Und Herr Friedrich enttäuschte ihn nicht.

Vorm Eingang zur Kapelle hatte sich zusammengefunden, was im Dorfe Staufen lebte. Selbst auf dem Gottesacker standen die Leute. Die Kinder streuten Blumen auf den Weg. Und durch den buntemalten Rundbogen der Thür schritt der Hochzeitszug in das Innere des Kirchleins.

Konrad Kamler stand vorm Altar, im weißen Chorbemhd, die Stola um die Schulter gelegt. Mit gefalteten Händen stand er da, das wuchtige Haupt tief auf die breite Brust gesenkt.

Erst ward der Evensheimer, dann die Tochter vor ihn geführt. Die anderen nahmen Platz auf den Kirchenbänken. Erwartungsvolle Spannung lag über der Gemeinde. Sonnenbahnen überquerten den Raum und lockten aus den schlichtesten Dingen Leben und Farbe hervor. Draußen schlug voller Inbrunst ein Fink, als müsse auch er seinen Glückwunsch anbringen.

Es währte geraume Zeit, ehe Konrad Kamler sich aufrichtete und also zu sprechen begann: „Nun ist der Tag gekommen und ihr habt ihn gut gewählt — der Mond wächst, der Frühling jubelt —, wo ich euch kopulieren soll, Dich meine liebe Tochter mit dem frommen und festen Herrn Friedrich von Evensheim, dem treuesten Diener König Konrads, unseres gnädigen Herrn. Habt beide gut acht, was ich euch zu sagen habe. Die Ehe ist nicht minder göttlicher Art als ein Leben in Weltabgeschiedenheit. Heilig ist die Ehe und unverleßlich. Damit hat Gott sie außerhalb aller sündigen Begierden gestellt. Wer die Ehe bricht, die des Menschen Glückseligkeit bedeutet, wird nach altem schwäbischem Recht an seinem Leibe gestraft. Der Mann soll, so ist es ihm in die Seele gesenkt, am Weibe seine Schönheit preisen, er soll bewundern ihre eingeborene Tugend, das Hoheitsvolle in der weiblichen Natur, ihr Sehnen, ihr Bangen, ihre Treue. Und dessen muß der Mann sich bewußt sein, daß die Liebe des reinen Weibes nur einmal voll erblühen kann, einer Knospe gleich, die sich erschließt. Wer solche Liebe gewinnt, muß ihr da-

her in Demut dienen. Dann fallen alle Schlacken ab, und das Leben in einer heiligen Ehe ist Gott nicht minder wohlgefällig als sonst ein Dienst zu seinem Ruhm, zu seiner Ehre! Und so frage ich Dich, Friedrich von Evensheim — begehrt Du Werndrud, meine leibliche Tochter, zum Eheweib?“

Der Ritter warf den Kopf zurück. „Ich begehre sie!“ Laut scholl es durch den Raum.

„Und Du, mein Kind, willst Du ihn zum Gemahl?“

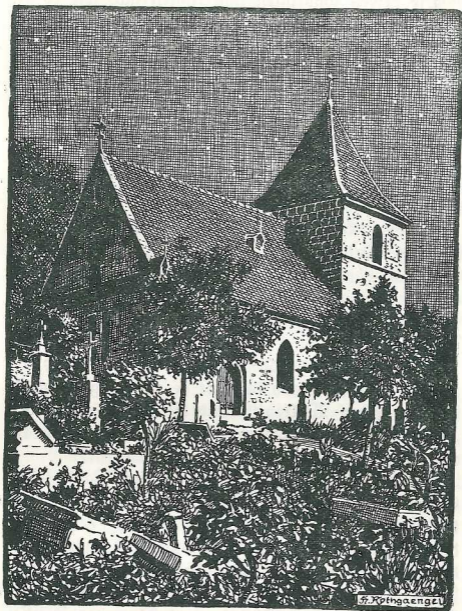
„Ich wünsche es mir, mein Vater.“

„Dann schwört einen heiligen Eid, daß ihr in Treue einander zugetan sein wollt.“

„Wir schwören es, wie Du es sagtest.“

Der Mesner trat heran und legte Konrad Kamler ein Schwert in die Hand. Und der Blinde fuhr fort: „Nach altüberkommener Gepflogenheit hat Herr Friedrich sieben Handschuhe als Pfand geboten und damit kundgetan, daß er über sein Weib die rechte Munt halten will. Er nimmt sie in seine Schutzwalt, wird Herr über Leib und Gut, gelobt ihr seine liegenden Gründe an, seine Kinder, sein Haus und seinen Hof, Pferde und Weide, bares Geld und den Vollzug von diesem allen. Vom Schwertgriff löse ich aber diesen Ring und stecke ihn vor aller Welt der Braut an ihren Finger, auf daß sie ihrem Herrn zu eigen werde. Das Schwert hingegen bleibe dem Manne, denn er sei Schirm und Schutz seines Weibes!“

Der Mesner war behilflich. Werndrud kniete nieder und empfing den Ring. Der Ritter nahm das Schwert entgegen. Und als die Tochter sich wieder erhob, sank sie dem Vater an die Brust. Er schloß sie fest in seine Arme, für eine ganze Zeit. Dann führte



Die Barbarossakapelle auf dem Hohenstaufen

er sie dem Evensheimer zu: „Jekund übergebe ich Dir
mein Kind, meinen größten Schatz auf Erden, es sei
Dir gehorsam und treu!“

Die beiden umarmten und küßten sich, wie es die Sitte verlangte. Dann knieten sie vorm Altar hin, und Konrad Kamler segnete ihre Ehe. Als letztes las er eine stille Messe, um Gottes Gnade und Huld für die Vermählten herabzuflehen.

Als die heilige Handlung beendet war, verteilte der Mesner brennende Kerzen unter die Kinder. Von neuem ordneten sie sich zum Zuge. Und nunmehr schritten alle züchtiglich dahin, so wie es Gunda vorher schon getan.

Konrad Kamler schwang mit eigener Hand ein schweres Weihrauchfaß, dem dichter Rauch entstieg. Sorglich waren die Knappen um ihn bemüht, damit er den Weg nicht verfehle. Ihm folgte das junge Paar. Werndruds Sorgen waren verflattert. Ihre Augen strahlten vor Glückseligkeit.

Die Männer aus dem Dorfe aber stießen sich an: „Einer Heiligen gleich schreitet sie einher, ganz so als schwebte sie auf Wolken!“ Und die Frauen tuschelten: „Sie ist des jungen Herrn wert. Was trägt sie für ein prächtiges Gewand, und wie schön ist sie!“

Oben auf der Burg gab es ein üppiges Mahl. Viele Stunden saß man bei Tisch, aß und trank, scherzte und lachte, ergökte sich an der Musik und genoß den Zauber des Tages. Als man genug gegessen und auch sattfam des Weines getrunken hatte, da forderten tanzlustige Füße ihr Recht. Und länger noch als das Essen und Trinken währte das Schreiten und Springen im Reigen. Wenn die Musikanten schwiegen, sang der Vortänzer zum Tanz. Und es hörte sich lustig an, wenn die anderen im Chor ihre Nachweise zum besten gaben.

Als die ersten Sterne am abendlichen Himmel blin-

zelten und der Mond mit seinem Licht der müden Sonne spottete, fand das ausgelassene Treiben sein Ende. Für die erste Nacht bot die Burg den Neuvermählten Unterkunft. So hatte es der König gewünscht. Unter Vorantritt von Konrad Kamler geleiteten die Hochzeitsgäste das Paar bis ins Schlafgemach.

Leise verklang die Musik.

Noch einmal zog der Vater die Tochter an sich: „Ist nun alles gut, mein Kind?“

Sie nickte und schaute aus klaren Augen ohne Bangen zu ihm auf.

Da spendete er ihr den Brautsegen und begab sich mit den anderen von hinnen.

Auch in ihm lebte kein Zweifel mehr. Vor Gott und seinem Gewissen fühlte er sich frei von Schuld und Fehl.

* * *

Die Nacht war noch nicht vollends gewichen, silbergrau dämmerte der Morgen, als auf abgekehrtem, schweißnassem Ross ein Bote auf dem Stausen anlangte. „Zu den Waffen!“ rief er, „zu den Waffen! Der König ist überfallen und flüchtig! Eile tut not, rührt euch, ihr Männer, reißt die Säule aus dem Stall!“

Mancher kam mit schwerem Kopf herbei, weil die Weingeister noch nicht gewichen waren. „Der König überfallen und flüchtig? Wie kam es zuwege? Wer hat es vollbracht?“

„Jämmerliche Verräter haben den Fürsten in ihr Garn gelockt —“

„Wer war es? Wo hat es sich zugetragen?“

„Wir kamen von Stuttgart herunter, ritten über Sindelfingen und gelangten in den Schönbucher Forst. Tübingen galt uns als Ziel —“

„Und in dem dichten Wald —“

„Da wurden wir überrannt!“ Eifrig nickte der Bote, während sich rings um ihn geschäftiges Leben zu regen begann.

„Uns war berichtet worden — gleißnerische Zungen hatten es behauptet —, bis Tübingen hinunter und darüber hinaus sei alles Land beruhigt und sicher und warte nur auf das Erscheinen des Königs. Gefahr bestünde dort nicht mehr. Doch als wir mitten im Forst steckten — er ist tief und dicht wie kaum ein anderer —, da brauste es von drei, vier Seiten zugleich auf uns ein —“

„Habt Ihr erkannt, wer die Feinde waren?“

„Herr Hartmann von Grieningen ritt als Führer, auch der von Helfenstein war zugegen —“

„Und der König?“

„Ihn rettete sein schnelles Ross! Schwer waren unsere Verluste, viel Blut ist geflossen, und Konrads Sache hat einen starken Stoß erhalten —“

„Was plant unser Fürst? Was hat er vor?“

„Ueber Tübingen haben wir uns zurückgezogen! Der Feind hinter uns her, so wie Hornissen ein Pferd verfolgen, auf das sie zornig sind —“

„Wo erwartet uns König Konrad?“

„Was in der Eile zusammenströmt, soll sich bei Geislingen sammeln! Der Weg zum Herzog von Bayern — koste es, was es wolle — soll offen gehalten werden —“

„Steht es so ernst?“

Der Bote klagte: „Des Königs Heerbann ist zerstreut! Verrat hat uns geschlagen! Nur stärkste Treue kann Hilfe bringen! Und Eile — hört ihr — Eile . . .“

Die Kräfte verließen den wackeren Mann. Er schlug die Arme um den Hals seines Rosses, um sich zu stützen. Da geleiteten ihn die anderen von hinten und sorgten für Imbiß und Trunk. —

Der Evensheimer stand gewappnet vor seinem jungen Weibe. Zwei silberne Becher hielt er in Händen, so fein gearbeitet, wie sie nur Gmünder Silberschmiedekunst schuf. „Es war ein kurzes Glück, Du Süße,“ sagte er, „ein kurzes, wonnesames Glück“

Tapfer wehrte sie ihrem Schmerz: „Königsdienst geht über Minnedienst — Friedrich, Du mußt reiten!“

„Ich weiß,“ entgegnete er, „ich muß! Und wärest Du noch tausendmal schöner und lieber — ach, Du könntest es ja garnicht sein! Die Wonnen, die ich bei Dir genoss kehrte das Paradies wieder und Du lebstest nicht in ihm —“

„Friedrich, versündige Dich nicht!“ Sie lehnte die Stirn an seine Brust, zärtlich umtasteten ihn ihre Arme. Noch war die letzte Scheu nicht von ihr gewichen. Ihre Seele träumte im Glück.

„Sieh her,“ bat er, „hier ist meine Morgengabe. Gefallen Dir die Becher? Selbender mit Dir gedachte ich fröhlich aus ihnen zu trinken. Nun müssen wir uns gedulden, bis bessere Zeiten kommen, bessere, schönere Zeiten“

„Es wird nicht lange währen,“ behauptete sie. „Felsenfest ist mein Vertrauen, daß des Königs gerechte Sache —“

„Aus Dir spricht der Vater.“

„Sicher, so ist es!“ Sie richtete sich auf. „Und stolz bin ich, daß sein Blut durch meine Adern pulst!“

Da setzte er die Becher beiseite und zog sie an sich, so daß sie erschauerte: „Dein tapferes Herz, bewahre es Dir, und ich will Dir dienen mein Leben lang!“

Es klopfte an der Tür. Von einer Magd geleitet, trat Konrad Kamler ein. Mächtig bebte in ihm die Erregung: „Soll denn die Heimat nie zur Ruhe kommen! Muß immer wieder der Deutsche den Deutschen erschlagen und merkt es nicht, daß er nur fremder Sache dient! Kinder, ihr beide habt es schwer, doch dünkt mich, um des Königs willen —“

„Vater, behüte Du mir Werndrud! Bleibe auf unserem Hof, bis ich wiederkehre!“

Doch Konrad Kamler schüttelte das Haupt. „Friedrich,“ lehnte er ab, „mich braucht der König nicht minder als Dich. Mit des Leibes Kraft kann ich nicht mehr streiten, so will ich es mit dem Worte tun. Hall fordert mich zurück! Auf Irrwegen wandelt Bruder Heinrich, ich fühl's, seine Art beleidigt Gott. Laß mich dafür sorgen und werben, daß er kein Unheil stiftet. Werndrud ist nun flügge geworden. Ein jeder von uns erfülle seine Pflicht!“

Sie traten hinaus in den Zwinger. Die Sonne war hochgekommen. Ihre Strahlen durchbrachen grauweißes Gewölk und lugten über die Ringmauer. Wer abkömmlich war, saß schon zu Ross. Nur die Alten blieben zurück, die für raschen Ritt nicht mehr taugten. Zwischen den schweren Säulen fuhr das Volk der Hühner hin und her. In der Schmiede klang noch Hammerschlag, eine Brustplatte wurde ausgebeult.

Herr Egno von Staufen polterte: „Der ist kein

rechter Mann, der seine Rüstung erst richten läßt, wenn er im Sattel sitzt!"

Blutübergossen entschuldigte sich der Sünder, ein junger Knappe: „Wir haben heut Nacht noch zur Uebung mit stumpfen Schwertern gefochten!"

Doch da geriet er vom Regen in die Traufe: „Solch Gebahren schelte ich töricht! Wer des süßen Weines voll ist, soll sein Lager auffuchen. Weinmut ist kein echter Mut!"

Auch Herr Friedrich saß auf. Werndrud drängte sich dicht an die Nähre, als er sich niederbeugte. „Du Guter," flüsterte sie, „mein Bestes bleibt bei Dir, meine große, sehnstüchtige Liebe und meine Dankbarkeit."

Er schlang den Arm um ihren Nacken: „Wo Du mein geworden bist, gibt es kein Wünschen mehr für mich. Selbst wenn ich den König beschirme, will ich Deiner gedenken. Denn Du und ich, wir sind nun eins, bis der Tod uns trennt!"

Als Letzter ritt Herr Friedrich von der Burg. Draußen aber, da war er bald an der Spitze. Stürmisch war sein Drang, den Weg zum König hinter sich zu bringen. —

Auch Konrad Kamler machte sich am gleichen Tage auf die Reise. Werndrud begleitete ihn über das Dorf Maitis hinweg bis zum Thal der Rems. Ein Bauersmann aus Staufen war gedungen, den Blinden nach Hall zu geleiten.

„Und Du hast keine Sorge, daß die Städter sich Deiner auch annehmen werden?" Bang klang Werndruds Frage.

Da straffte sich der Pfarrer, und nicht ohne Stolz entgegnete er: „Herr Burkard Sulmeister ist echt wie Gold! Schon um des Königs willen läßt er mich nicht im Stich!“

Langsamem Fußes, als sei sie müde, wanderte Werndrud zurück. Im Lenglinger Thal, wo der Lichtbach einströmt in die Rems, zögerte sie. Ein schlichtes Kreuz aus Holz stand dort. Ungefüge war es gezimmert, ohne Schmuck und Bildwerk, aber von tausend Blumen umsprossen und eingebettet in helles, jubelndes Maiengrün.

Sie sank vor dem Kreuze nieder und umschlang seinen Fuß. Und leiser als das Murmeln des Baches rann es ihr von den Lippen: „Er hat mir gestanden, hier sei es gewesen, daß in sein Herz die Liebe fiel. Damals lag ich im Schlummer. Auch mein Herz war stumm. Jetzt stürmt es aber und lodert. Allmächtiger, ich weiß, auch ich bin Dein Kind. Und wo Du es zugelassen hast, daß unter dem Kreuze seine Liebe begann, breite auch jetzt Deine gütige Hand —“

Sie erschrak, ein Schritt ward vernehmbar — ein Mann kam herbei, von Gmünd her kam er — —

Werndrud richtete sich auf und spähte dem Fremden entgegen . . . da erkannte sie — eine seltsame Fügung des Schicksals: der da nahte, war der Bruder ihrer Mutter, war der Kügeleinmacher Augustin Perwanger!

Sie erhob sich und strebte von hinnen. Unfreundlich ging ihre Erinnerung an den Aufenthalt im Hause des Verwandten zu Gmünd.

Doch der Kügeleinmacher hatte sie ausgemacht und hastete hinter ihr her. „Bist Du es?“ rief er. „So bleib’ doch stehen!“

Keuchend holte er sie ein: „Was führt Dich in unsere Gegend? Wo steckt Dein Vater? Ich will nach Maitis, will mir Steine für meine Kunst erhandeln. Treffe ich etwan Deinen Vater dort?“

Werndrud schüttelte nur den Kopf.

Da kam es ihm hart von den Lippen: „Und Du — Du treibst Dich hier allein umher? Es gibt ein Wort — der Apfel fällt nicht weit vom Stamm! Lebst wohl dem Vater in seinen Lastern nach?“

In Werndruds Wangen schoss es rot. Sie blieb stehen. Ihre Augen überfunkelten ihn. „Der gütige Gott vergebe Euch Eure Sünden!“ Mehr sagte sie nicht. Dann eilte sie davon.

Hinter ihr her klang ein widerwärtiges Lachen.

* * *

„Wo ist der König?“ Der Evensheimer riß sich den flachen Topfhelm vom Haupt und hielt erregten Antlitzes Umschau.

Keiner wußte Bescheid.

„Wir haben ihn kämpfen sehen, es ist lange her! Dem geworfenen Feinde hegte er nach —“

„Da hielt ich noch seine Seite! Doch später, zwischen Moor und Sumpf, wurden wir voneinander getrennt . . .“

Nachtschatten sanken, Sturmwind heulte auf, über den Himmel jagte Wolkengefeg.

Herr Gottfried von Hohenlohe kam herbei. „Wo steckt der König?“ forschte auch er.

„Er hat gefochten wie der heilige Georg, noch nie schlug er so wacker drein!“

„Ist er verwundet?“

„Nicht doch, edler Herr! Der König verwundet?“ Die Mannen entrüsteten sich. Und der Evensheimer rief: „Als ich ihn zuletzt sah, schwang er sein Schwert gewaltig!“

„Und Ihr habt ihn aus dem Auge verloren?“ Die Frage klang nach Vorwurf.

Herr Friedrich beugte sich vor. Scham fraß an seinem Herzen. „So ist es, edler Herr! Es war eine Lust — wir tollten hinter den Feinden her, die Wege gabelten sich, ich prallte nach rechts, der König nach links, Sumpfland kam zwischen uns —“

„Und unser Herr, er blieb allein?“

„Drei staufische Dienstmannen folgten ihm. Vor mir erkannte ich aber Herrn Hartmann von Grieningen. Und ihn zu fassen, war meine ganze Sucht —“

Der Hohenloher winkte heftig ab. „Die Hörner sollen zum Sammeln blasen!“ ordnete er an. „Es wird eine schlechte Nacht!“ Besorgt blickte er gen Himmel. Schwere Wolken krochen hoch. Regen peitschte hernieder. Und lauter als der Hörner Ruf schmetterte das Windgestöhn.

Ein hitziges Treffen hatte stattgefunden. Mit den sich sammelnden Getreuen hatte König Konrad Kehrt gemacht. Wie ein Blitz war er zwischen die Verfolger gefahren und hatte sie über den Haufen gerannt. „Ihnen nach, ihnen nach!“ hatte er gerufen. „Ein fliehender Feind ist leichtlich aufs Haupt geschlagen!“ Das Wort hatte gezündet. Und ganz gegen alle Geflogenheit, die sich ansonsten mit dem Behaupten des Schlachtfeldes begnügte, war man dem weichenden Gegner nachgedrungen, um ihn vollends zu Paaren zu treiben. Doch die eigene Ordnung war dabei in die Brüche gegangen. Und

so sehr auch die Hörner gellten, der Wind verschlang ihren Ruf. Bei der sinkenden Nacht und dem poltern- den Sturm fanden sich nur wenige von den Getreuen zusammen, die den Sieg erstritten hatten.

Und der König? Er blieb verschollen! Keiner ward des Erfolges froh, niemand beglückwünschte sich zu dem Tage. Denn was half aller Triumph, wenn Konrad verunglückt oder gar gefallen war! Und als man gar noch Gefangene einbrachte, angetroffen hinterm eigenen Rücken, längst nachdem die Waffen ruhten, da stellte sich die neue Sorge ein, ob der junge Fürst am Ende in Feindes Hand geraten sei?

Wie toll fuhr der Sturmwind einher, schüttenweis prasselte der Regen. Alle Finsternis der Hölle schien über die Erde gekommen. Und wo man auch forschte und suchte, der Erfolg blieb aus, so daß selbst die Jüngsten in ihrem Eifer erlahmten.

Nur der Evensheimer ruhte nicht. Er war vom Ross gestiegen und zog es hinter sich her. Ein Duzendmal spürte er falsch, endlich fand er den Weg, über den er selbänder mit dem Könige geritten war. Nun kam der Sumpf — hier mußte es sein — — der Gaul sträubte sich weiterzugehen — — linkerhand tastete sich der Ritter vor. Durch Pfützen und Lachen stapfte sein Fuß. Hundertmal glitt er in Löchern aus, die mit Steinen oder Massen von Reissig notdürftig ausgefüllt waren. Der Wind verschlug ihm den Atem, es hämmerte, hieb und gellte ringsum, Geißelschläge, von Zweigen geführt, trafen brennend ins Antlitz. Durch den Wald lief ein Stöhnen, Knacken und Knarren, als würden einem Riesen die Knochen gebrochen. Dann wieder jauchzte es tierisch auf, ein Siegeschrei der bösen

Mächte. Gleich Fahnen flatterte Geäst über den Weg, schlimme Geister, Unholde, Gelichter . . .

Der Evensheimer ließ sich nicht beirren. Schritt er auch immer wieder fehl, kam er selbst zu Fall, er beharrte dennoch auf seiner Fährte, schien der Weg auch nur ein Pfuhl. —

In einer Talbuchtung, gegen Wind und Wetter gedeckt, lag ein einsamer Bauernhof, tausend Schritte vom nächsten Weiler entfernt. Ein Hagestolz hauste auf ihm, ein freier Bauersmann, dem alle Feind waren, weil er nur an sich dachte und allein seinem Geize lebte. Mit eifrig betriebener Schweinezucht scharfte er sein Geld zusammen. Sommertags trieb er das Borstenvieh auf üppige Grasweiden, und im Herbst mästete es sich in der Tiefe von Eichenwäldern, über denen nach Bauernglaube noch immer und ausschließlich der Heidengott Ziu gebot. Die größte Freude hatte jedoch der einsame Mann an seinen Bienenstöcken. Was noch gut und umgänglich an ihm war, ließ er den fleißigen Honigsammlern zu Gute kommen. Er sorgte für sie wie ein Vater für seine Kinder und lebte so vertraut mit ihnen, wie man es selten fand.

Das Wohnhaus des Gehöftes stand mit dem Giebel zur Strafe. Getrennt von ihm lagen rechter Hand die Ställe. Und von einem hohen Zaun war das Anwesen fest umfriedet.

In der Stube zu ebener Erde, von einer Dellampe erhellt, weilte König Konrad. Mit ihm drei seiner Dienstmänner. Der Fürst war schwer mit dem Gault gestürzt. Sie hatten das Tier abstecken müssen. Konrad schmerzten die Glieder. Gebrochen war aber keines.

Er lag auf des Bauern Bett, vor kurzem erst aus einer Ohnmacht erwacht.

Als sein Geist sich wieder zu regen begann, galt sein erster Gedanke Herrn Gottfried von Hohenlohe: „Der Alte wird sich um mich sorgen. Weiß er, wo ich stecke?“

Die Dienstmänner verneinten es.

„So muß einer von euch reiten!“

„Gnädigster Herr, ein Unwetter tobt, alle bösen Geister sind lebendig!“

„Dann reitet zu zweit, wenn ihr euch graut.“

„Wir finden den Weg nie und nimmer. Und außerdem — Eure Sicherheit!“

Konrad lachte hochgemut auf: „Wir haben doch dem Grieninger Herrn die Suppe gründlich versalzen! Er floh wie ein Hase vor scharfen Nüden. Glaubt ihr, er denkt ans Wiederkommen?“

„Das nicht, mein Fürst. Wir sind aber überweit vorgeprellt. Und als es dunkel wurde, mögen hinter uns noch Feinde gestanden haben. Die Verfolgung hat unsere Scharen durcheinander gewirbelt. Es ging wider jedes Gesetz —“

„Wollt ihr mir einen Vorwurf machen?“ Konrad blieb bester Laune, so zerschlagen er sich auch fühlte.

„Das fehlte noch, gnädiger Herr! Wir sind Euch nachgeritten mit jubelndem Herzen. Heute war es ein echter Reiterstag mit Horrüdo Hufu —“

Der Bauer trat in die Stube. Er hatte des Unwetters wegen in den Ställen Umschau gehalten. Noch wußte er nicht, welcher hohen Gast er unter seinem Dache beherbergte.

Konrad richtete sich auf: „Sag, Bauer, ich brauche einen Boten, der ortskundig ist und sich auch im Dun-

keln auskennt. Bist Du bereit, Dich auf die Beine zu machen?"

„Das wäre! Bei dem Wetter! Wo in den Lüften die wilde Jagd umgeht!“ Freundlich klang die Antwort nicht. Der Geizkragen drückte sich in eine Ecke der Stube und machte unwillige Augen.

„Es liegt mir aber viel daran,“ fuhr Konrad fort, „daß der edle Herr Gottfried von Hohenlohe Kunde erhält —“

Ablehnend streckte der Bauer beide Arme vor: „Verschont mich mit solchen Gängen! Allemal bin ich nützer und geschickter zur Feldarbeit als zum Verkehr mit ritzerlichen Herren, zumal wenn sie beim Raufen sind!“

„Falls es nun aber Dein König von Dir verlangte?“ Konrads gute Laune ließ sich nicht dämpfen.

„Hm,“ machte der andere, „der König, wo er aus der Kirche ausgestoßen ist . . .“

Der eine der Dienstmänner wollte aufbrausen. Doch Konrad beschwichtigte ihn mit einer Handbewegung. „Du meinst wohl,“ erkundigte er sich bei dem Bauern, „einem erkommunizierten Fürsten brauche man nicht eher folgsam zu sein, als bis er zur Gnade der Gemeinschaft und in den Busen der heiligen Mutter Kirche wieder aufgenommen sei?“

„Das könnte wohl meiner Ansicht entsprechen.“

Eine Weile verstummte das Gespräch. Bis Konrad von neuem begann. „Du hast meinen Begleitern erzählt,“ sagte er, „ich habe es im Halbschlaf vernommen, daß Dein Herz an der Bienenzucht hänge. Ist es dort nicht auch so, daß ein ganzer Schwarm in Treue einer Königin dient?“

Der Bauer nickte. „Ihr ist das Volk untertan.“

„Warum wohl? Kannst Du es mir verraten?“

„Weil ohne die Königin kein Segen entstände. Sie ist es, von der alle Kraft ausströmt —“

„Halt!“ Konrad fiel dem Manne ins Wort. „Nicht anders sieht es auch im Reiche der Menschen aus. Wisse, ich bin Dein König und verlange nunmehr von Dir, daß Du den Gang antrittst, um den ich Dich bat!“

Der Bauer hatte sich von seinem Schemel erhoben. Unsicher trat er vor: „Ihr seid — König Konrad? Ist es wahr? Ist es gewißlich wahr? Unter meinem Dache der König — —?“

„Meines Dankes bist Du sicher,“ fuhr Konrad fort, „wenn Dir die Aufgabe glückt, Herrn Gottfried von Hohenlohe aufzuspüren und alsbald hierher zu geleiten. Es muß aber heute Nacht noch sein, je eher desto größer der Botenlohn!“

Da beugte der Bauer sein Knie und stammelte: „Ich will es versuchen, gnädiger Herr, alles will ich versuchen!“ In seinem Herzen lebte die Begehrlichkeit auf.

Während er einen Mantel umwarf, erhielt er nähere Anweisung. Dann nahm er einen Stecken zur Hand und machte sich auf den Weg.

Der Sturmwind schöpfte Atem. Allzuscharf hatte er geblasen. Als der Bauer ins Freie trat, rann Mondlicht durch einen Wolkenspalt. Gespenstisch bleich überglitt es den Waldsaum nahe dem Gehöft.

Etwas regte sich dort — der einsame Wanderer stuzte — —

Ein Gewappneter trat vor, noch einer, ein dritter, ein vierter — es waren ihrer ein Duzend und mehr!

„Heh,“ hieß es halblaut, „wohin des Weges?“ Im Handumdrehen war der Bauer umringt.

Da empörte sich sein Innerstes. „Gebt Raum!“ mahnte er. „Gebt mich frei! Mich schickt der König — eine wichtige Botschaft —“

„König Konrad ist hier?“ Erstaunen und Frohlocken klangen aus der Frage. Und dringlich hieß es weiter: „Ihn suchen wir! Weilt er etwan in jenem Hause?“

„Gewiß doch, mit drei anderen ist er mein Gast!“ Der Bauer spreizte sich. „Er liegt sogar in meinem Bett! Doch laßt mich ziehen, oder steckt Herr Gottfried von Hohenlohe unter euch? Ihn sollt' ich suchen —“

„Führe uns zur Thür!“ hieß es. „Es ist ein Glück, daß wir den König getroffen haben!“

Doch der Bauer lehnte ab: „Geht doch allein! Ich muß zum Herrn von Hohenlohe —“

Er kam nicht weiter. Ein harter Faustschlag fällte ihn zu Boden, und eine strenge Stimme befahl: „Halte den Kerl hier fest, er darf uns nicht entwischen!“

Dann trat die Hälfte der Männer abseits, und der Wortführer zischelte hervor: „Das Schicksal meint es gnädig mit uns. Sind wir auch geschlagen und zersprengt, so spielt es uns doch den König in die Hand. Wenn er mit dem Tode abgeht, dürfen wir letztlich triumphieren.“

„Was habt Ihr vor?“ fragte gepreßt ein anderer dagegen.

„Den Gebannten, der in des Banern Bett liegt, soll mein Dolch treffen!“

„Das wäre Mord — feiger Muehelnord!“

„Beileibe nein! Seid ihr Kinder oder gar alte Weiber? Die Vorsehung will es so — ganz offenbar —“

Ein Lauscher hatte jedes Wort verstanden, ein Lau-

scher hinter Bäumen, der sich durch die Sturmnacht hindurchgekämpft hatte, weil eine innere Stimme ihn trieb und drängte. Er kannte die Männer, die dicht bei ihm verhandelten, er kannte sie als zum Schildamt Geborene, aber auch als schlimmste Widersacher seines Herrn, als Hasser und Neider des Königs

„Vorwärts!“ hieß es bei den Verschwörern. „Unsere Knechte umstellen das Haus, wir selber dringen ein, und meine Hand —“

Der Lauscher glitt davon. Alle Müdigkeit war abgetan, die Rüstung wog nur noch federleicht. Sein Ross ließ der treue Mann zurück. Im Bogen umschritt er das Gehöft. Von hinten drang er ein ins Haus, unbemerkt, ungesehen

„Mein König!“ Friedrich von Evensheim stand wie aus dem Boden gezaubert in des Bauern Stube. Flehentlich klang sein Bitten: „Verlaßt Euer Lager, Unheil naht —“

„Friedrich, was ist?“

„Kein Wort, edler Fürst!“ Der Evensheimer packte zu. Einer der Dienstmänner half. Sie hoben den zierlichen Körper empor — eine mächtige Truhe bot sich dar, Konrad fand Platz in ihr. Und sein Retter — er bettete sich an des Königs statt!

Blickschnell spielten Herrn Friedrichs Gedanken: nur wenn ein Opfer fiel, entwichen die Mörder! Bei einem leeren Bett hingegen hätten sie sich umgetan und gesucht —

Tritte stapften, die Tür flog auf, Gestalten huschten ins Zimmer

Als ob er schlummere, lag der Evensheimer, das Antlitz zur Wand gekehrt. Schatten deckten ihn. Vor sei-

nen Augen jedoch, da stand sein Weib, lichtumflossen, hold und schön, ein Lächeln der Sehnsucht auf den Lippen — —

Tief traf der Dolch, tief und gut. Der Evensheimer streckte sich. Ein starker Blutquell leckte — — —

Als lähmender Spud war das Ganze vorübergetost. Die staufischen Dienstmannen standen und starrten.

Der König quälte sich zum Lager. „Friedrich,“ klagte er, „Du mein Getreuester! Welch Opfer hast Du mir gebracht! Erwache, Du darfst nicht von uns scheiden!“

Um die Lippen des Sterbenden irrte ein letztes Lächeln: „Königsdienst,“ flüsterte er, „Königsdienst —“

Dann war es um ihn geschehen. —

Unterm Orgelgebräus wildjauchzenden Windes kam am Morgen darauf die Sonne hoch. Sie zerteilte die Wolken, verjagte sie und schmückte mit ihrem Glanz die Erde.

Herr Gottfried von Hohenlohe hatte seinen Fürsten gefunden. „Der Feind ist völlig zerschmettert,“ meldete er. „Abermals hat die gerechte Sache triumphiert!“

„Und dieser hier?“ Konrad wies auf den Toten. Um seine Mundwinkel zuckte es, und eine Träne zierte den jungen Fürsten, als er Bericht erstattete.

„Solch hehres Beispiel erfüllt uns mit der Gewissheit —“ Herr Gottfried hob sich frei aus den Schultern —, „dass ein Narr ist, wer an Deutschlands Zukunft verzweifelt. Wo solche Treue lebt, ist das Mark des Volkes gesund!“

Ausklang

Konrad Kamler weilte am Lager eines Mannes, der unter Qualen Abschied nahm vom Leben: der Dominikaner Bruder Heinrich von Hall ging seinem Ende entgegen!

„Ich habe Dich nicht gerufen,“ troste der Predigermönch. „Seit Jahr und Tag stehen wir uns feindlich gegenüber!“

Konrad Kamler schüttelte mißbilligend das Haupt: „Mit solchen Worten triffst Du den Nagel nicht auf den Kopf. Uns hat nicht Feindschaft getrennt, sondern allein der Eifer, der Menschheit nach heiligster Ueberzeugung zu nützen. Zu keiner Stunde habe ich Zweifel gehegt, daß Du das Beste wolltest. Nur Deine Wege deuchten mich abirrig und falsch. Und da es um das Höchste ging —“

„Wurdest Du mir zum Widersacher und hast mich auch bezwungen!“ Bruder Heinrich krampfte die Finger, um sich zu beherrschen. „Ich gebe es zu, Du hast gesiegt. Nach Tausenden zählt die Schar Deiner Anhänger. Insonderheit, seitdem Du das Augenlicht verlorenest im Kampfe für des Königs Sache, ist Deine Gemeinde gewachsen — vielleicht aus Mitleid mit Dir —“

Er verstummte und wand sich vor Schmerzen. Fieberglut brannte in seinen Adern. Und dann kam es ihm

klagend von den Lippen: „Als wühle ein Messer in meinem Leib, so schneidet es mich. Herrgott im Himmel, bin ich solch schlimmer Sünder, daß Du mich heimsuchst wie mit Folttern!“

„Wir alle tragen unser Kreuz,“ tröstete Konrad Kamler. „Denk' an mein Kind, denke an Werndrud. Was hat sie gelitten und gestritten um ihr Glück, und nun — ist alles aus. Raun vermählt, ist sie als Witib zu mir zurückgekehrt.“

„Ich habe davon gehört — ach Gott, ach Gott!“ Von Stöhnen und Wimmern unterbrochen, stieß es der Dominikaner hervor. Dann hob er plötzlich den Kopf, grell flackerten seine Augen. „Bruder Konrad,“ drängte er, „sollte am Ende der Himmel uns beide sichtbar strafen, Dich und mich? In mir steigen Zweifel auf, daß ich es nur gestehe! Haben wir Gott etwan beleidigt?“

Konrad Kamler tastete nach der Hand des anderen. „Der Allmächtige, der die Welt geschaffen hat,“ so sagte er, „und sie täglich weise lenkt und regiert, er ist das grundgütigste Wesen. Fürchte nicht, daß er nach niedriger, menschlicher Art nur an Rache und Vergeltung denkt, und daß bei ihm nur jene die ewige Seligkeit gewinnen, die das irdische Leben verleugnet haben. Du und ich, wir beide haben unsere Pflicht auf Erden getan, jeder so, wie er geboren und wie er gewachsen war. Wir sind Kämpfer und Streiter gewesen. Und daß wir lediglich das Gute wollten, glaube mir, Bruder Heinrich, vorm Throne Gottes bedarf es des Beweises nicht.“

Langsam sank der Sieche auf das Lager zurück. Doch seine Sorgen waren noch nicht gebannt. „Du schaust

trotz allem Mißgeschick fröhlich in die Welt," sagte er, „und läßt Dich selbst von schwersten Schlägen nicht anfechten. Wie aber, wenn diese Schläge Fingerzeige Gottes wären, wenn der Allmächtige seinen Zorn offenbarte, um Dir kundzutun, daß auch Du gestrauchelt seiest?"

Da setzte sich Konrad Kamler steil auf seinem Stuhl zurecht, und mit starker Stimme bekannte er: „Die Zeiten, wo auch ich Zweifel trug, liegen hinter mir. Ich bin meinen Weg gegangen, so wie ich mußte. Und daß mein Herrgott mir nicht zürnt, verrät er mir stündlich durch des Gewissens Stimme. Was göttlich ist, wir können es nicht einmal ahnen. Mensch bleibt Mensch, so hoch er auch strebt, und über seine Gaben ist noch keiner hinausgewachsen. In mir lebt nächst der Liebe zu Gott, meinem Herrn, die Liebe zur Heimat als köstlichstes Gut. Und so vertraue ich, daß auch sie ihre Kraft, die wahrhaft edel ist, vom göttlichen Segen erhält.“

Auf der Gasse vorm Predigerhaus in Hall entstand eine lebhaftere Bewegung. Deutlich nahm man es wahr, Gemurmelt wurde laut, erregte Rufe, auch Klage-laute

Hastig wurde die Thür zum Krankengemach geöffnet. Ein junger Dominikaner trat ein. Seine Lippen bebten vor Erregung. „Pilger sind eingetroffen," meldete er, „mit einer Kunde — der Kaiser ist des Todes verblieben!"

Schwer stemmte Konrad Kamler sich hoch: „Was sagst Du — Kaiser Friedrich sei gestorben?"

„So wird behauptet! Andere wiederum geben an, es trafe nicht zu, er sei nur entschwunden, kehre wieder —“

„Des Allmächtigen Stimme hat gesprochen!“ Laut scholl es von draußen herein. „Der Antichrist ist niedergeworfen! Mögen die Himmel frohlocken, möge die Erde vor Freude erzittern! Bliß und Donner, die über der Kirche geschwebt, sie haben sich in frischen Tau und süßen Zephyr verwandelt —“

„Wer redet dort?“ Heinrich von Hall richtete sich auf. „Ist es der Franziskaner? Ist es Albert von Stade?“

„Er, der die Kirche mit dem Hammer des Verfolgers schlug —“ noch deutlicher und schärfer klangen die Worte in das Gemach —, „er ist nun aus den Reihen der Lebenden genommen! Erwacht, ihr Bürger von Hall, geht in euch, seht euer Unrecht ein, kehrt zurück zu dem traulichen Busen eurer Mutter, der Kirche, wo ihr ewige Ruhe, einen sicheren Frieden und die ersehnte Freiheit finden werdet. Dann wird die Last des Bannes von euch genommen, rein werden die Glocken wieder läuten —“

„Bruder Konrad —“, flehentlich hob sich des sterbenden Dominikaners Stimme —, „tritt vors Volk, Du allein hast die Macht, zerschmettere der falschen Schlange das Haupt! Sie raubt mir die Ruhe, obwohl ich von fern das Antlitz des ewigen Richters sehe —“

„Wer geleitet mich vor die Thür?“ Der Blinde griff nach dem Arm des jungen Dominikaners. „Der Brand muß erstickt werden, ehe er fressend um sich greift!“

Heinrich von Hall blieb allein im Gemach zurück. Er faltete die Hände und wollte sich sammeln zum Gebet. Doch seine Sinne wachten über das, was auf der Gasse vor sich ging. Stärker schwoll das Gemurmel an, Heilrufe wurden laut. „Hört auf Konrad Kamler!“ hieß es. „Er weiß die rechte Wahrheit!“ Und dann erscholl

die Stimme des Pfarrers: „Folgt mir zum Marktplatz, vor Sankt Michael will ich reden!“

Enttäuscht brach der Sieche auf seinem Lager zusammen. Auch seine Ohren dürsteten nach einem starken, nach einem siegreichen Wort, das ihm Rechtfertigung brachte und die innere Ruhe wieder gab. Und nun wurde es still um ihn, ganz still — ganz öde — ganz leer — —

Doch da — die Thür ging auf, ein leichter zögernder Schritt — —

„Wer naht?“

„Ich bin es, Werndrud, Konrad Kamlers Tochter.“

„Du kommst zu mir?“

„Der Vater schickt mich, falls Ihr Hilfe braucht. Störe ich auch nicht?“

Der Sterbende starrte auf sie wie auf ein Wunder. „Holdselig schaust Du aus, als habe der Himmel einen Engel gesandt!“

„So dürft Ihr nicht reden, frommer Vater. Ich bin ein sündhaft Menschenkind wie viele.“

„Gott hat Dich geadelt! Aus Deinen klaren Augen spricht seine Güte und Liebe. Setze Dich zu mir, weile an meinem Lager und spende mir Trost in all der Not!“

Sie tat, wie er begehrte und wollte zu plaudern beginnen: „Große Unrast läuft durch die Stadt, die Welt soll keine Ruhe finden —“

Doch er unterbrach sie: „Schweige davon! Mit Deinem Eintritt ins Gemach ist ein Neues über mich gekommen. Schickt Gott mir Frieden? Was sicht mich jetzt die Welt noch an mit all ihren Wirrnissen und Irrungen! Du bist rein und gut, Du trägst Dein Kreuz so still und standhaft, wie die Mutter des Herrn es tat. Ich weiß, meine Tage sind gezählt. An Deiner Seite

will ich mich rüsten zum letzten Gang, zum Gang vor Gottes Antlitz“

Er schloß die Augen, und eine große Ruhe kam über seinen Geist, ein ergebenes Sichbescheiden. Eine ganze Weile verging, ohne daß seine Lippen sich regten. Nur der Leib wand sich vor Schmerzen. Krampf nach Krampf durchfuhr die geschwächten Glieder.

Werndrud saß und betete, betete für sein Seelenheil.

Da begann er zu flüstern. Sie mußte aufhören, um zu verstehen. „Du Gütige,“ bat er, „Du trägst eine Dornenkrone und haderst doch nicht mit dem Schicksal. Was ist's, was Dir die Kraft verleiht?“

Werndrud erblaßte. Ihre Lippen schlossen sich. Ihr Innerstes gab sie nicht preis.

„Ein Sterbender möcht' es erfahren, einer, der im Leben die Spuren Christi gesucht hat und sich doch immer wieder zum Sklaven der eigenen Leidenschaft erniedrigte! Sprich, Du Heine, was gab Dir die Kraft?“

Sie setzte an: „Weil ich an Gottes Gerechtigkeit glaube —“

„Das allein kann es nicht sein — weiter, weiter!“ drängte er.

„Weil ich — ach, frommer Vater, was soll ich Euch künden! Ich ein armselig Weib, ohne Wissen und Gelehrsamkeit!“

Da bäumte er auf: „Sieh, Kind, jetzt irrst Du! Hat nicht der Heiland gesprochen, selig sind, die da geistig arm sind! Preist er nicht gerade die Sanftmütigen und Friedfertigen, so sie reinen Herzens sind?“

Werndrud nickte: „Das wohl, ehrwürdiger Vater, und dennoch —“

Doch er fiel ihr ins Wort. Beweglich klang seine Klage: „Weil wir Gottgeweihten über Maßen streben und studieren, weil wir unser Hirn anfüllen mit buntem Wissen und emporklettern auf der Leiter menschlicher Errungenschaften, um über alle herrschen zu können, darum ist es nicht gut um unseren Stand bestellt. Hochmut und Eitelkeit befallen viele von uns. Fast alle schleifen das Glaubensschwert, wie es ihnen gutdünkt, spizen Pfeile, um sie sündhaft wider Glaubensgegner zu versenden, und merken es nicht, daß der Heiland blutige Tränen weint über die Sachwalter seines Erbes. Wo herrscht die alles verzeihende Liebe? Mit Waffengewalt, mit Gift und Lüge wird hüben und drüben um die Macht gestritten. Und kehrte der Gekreuzigte auf Erden zurück, er verhüllte sein Haupt aus Kummer über das Elend der Christenheit. Sieh, Berndrud, ich war nicht besser als die anderen, vielleicht sogar war ich schlimmer. Und aus solcher Erkenntnis heraus frage ich Dich abermals, Dich, die Du in Deiner Ergebenheit und Sanftmut zu den Auserwählten des Herrn gehörst, was zeugte in Dir die Kraft, frohmütig das schwerste Schicksal zu tragen?“

Konrad Kamlers Tochter senkte das Haupt. Schatten spielten über das goldblonde Haar. Und als Hauch nur kam es ihr von den Lippen: „Ich bin meinem Vater gefolgt. Er hat Macht über mich, er hat Macht über viele. Sein Beispiel gab mir Halt.“

„Dein Vater — ich muß ihn verehren, von ganzem Herzen tue ich es! Doch Du selbst, welches ist Deines Glaubens leuchtendster Stern?“

Da hob sie langsam den Blick. Tränen füllten die Augen. Und wie verhaltener Jubel klang es: „Daß

Gottes Güte im Jenseits den Gerechten ein Wiedersehen beschert!“

Der Mönch nickte vor sich hin: „Gewißlich, das Irdische und Himmlische muß sich verquicken, ansonsten hätte das Leben keinen Sinn. Ein Wiedersehen, auch ich hoffe darauf. Meiner Mutter gilt meine Sehnsucht. Hätte ich gelebt, wie sie es mir riet — Mütter sind weise und sehen hell — verzeihe mir, Mutter, oftmals habe ich im Uebereifer geirrt — — verzeihe, Du Gütige, Kluge — — —“

Er verstummte, ein seliges Lächeln umspielte die matten, blutleeren Lippen. Das schmerzhaftes Zucken ließ nach. Und über eine Weile war er eingeschlafen. —

Währenddem brauste draußen das Leben. Aufgestachelt von der Trauerkunde prallten in der Stadt die Geister gegeneinander. Alle Welt wußte: um die Sache des Kaisers stand es gut! Bei der italischen Stadt Parma hatte der Reichsvikar, der Markgraf Palavicino, einen glänzenden Sieg errungen. Auch war die Flotte des feindlichen Genua vernichtend geschlagen worden. In Deutschland behauptete sich des Kaisers Sohn mit Glück und Geschick gegen alle Widersacher. Und nun fuhr gleich einem Blitz aus heiterem Himmel das Schicksal grausam drein, indem es den Kaiser dahinraffte!

Auf dem Marktplatz strömten die Massen zusammen. Wie ein Lauffeuer sprang die Kunde um. Aus den Häusern vor der Stadt, von den benachbarten Dörfern kamen die Menschen herbei; die meisten fest in Treue zum Stauferhause und doch in ihrem Gewissen beschwert, weil seit Jahr und Tag als Folge der Wirren zwischen Kaiser und Papst die Bosheit überhand genom-

men hatte und die Ehre des geistlichen Standes zu Grunde gerichtet war.

„Nach Ruhe hat man sich gesehnt, und nun — heftiger denn je wird der Kampf entbrennen!“

Hin und her gingen die Meinungen.

„Was wird König Konrad machen?“ Immer wieder hob die Schicksalsfrage ihr Haupt.

„Der junge Fürst? Jenun, er wird über die Alpen ziehen!“

„Und Deutschland verlassen? Wo der neue Pfaffenkönig, Wilhelm von Holland, bis Mainz seine Keile getrieben hat!“

„Was hilft's! Das staufische Erbe im Süden, soll es dem Papste zufallen?“

„Es ist unser aller Unglück, dies Erbe, deutsche Kraft verzehrt sich an ihm!“

Anderer wieder wisperten: „Habt ihr's schon vernommen — im Schlunde eines italischen Berges, wo das Höllenfeuer lodern zu Tage tritt, wo giftiger Schwefel aufdampft und das Geschrei gemarterter Seelen deutlich zu hören ist, dort soll der Kaiser mitsamt seinem Gefolge über Nacht verschwunden sein! Einer der frommen Pilger hat es glaubwürdig erzählt —“

„Daß er an seiner Lüge verreckt!“

„Wartet's doch ab! Wenn er die Wahrheit verkündet hätte, wo bliebe dann eure Weisheit!“

„Er lügt, er lügt, dreimal lügt er! Unser Kaiser weilt noch auf Erden, oder er ist eingegangen zur himmlischen Seligkeit!“

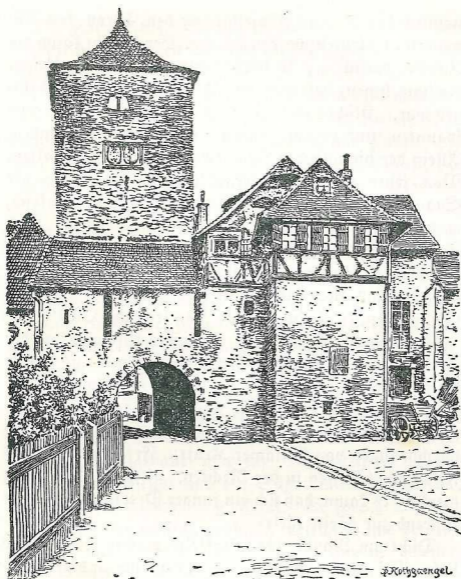
Es war ein stiller klarer Wintertag. Während der Nacht war dichter Schnee gefallen. Das Münster und die Dächer ringsum waren mit bauschigen Hauben be-

deckt. Und selbst der Tritt der Menschenmenge raubte dem Marktplatz nicht seine weiße Decke. Jetzt hatten die Wolken sich leer geriefelt. Zwischen fedrigen Schleiern glitzerte Sonnengold hervor.

Vorn Gotteshause standen die Herren vom Rat. Man verhandelte noch. „Es tut nicht gut,“ behauptete einer, „daß Konrad Kamler zum Volke redet. Nicht als ob ich ihn nicht schätzte! Die heiligen Nothelfer seien meine Zeugen, daß er mit seiner geraden Art auch in meinem Herzen lebt. Just zu solcher Stunde aber gebührte es sich — so geht zumindest meine Meinung, — daß einer von uns, einer von den Salzgrafen, den alteingefessenen Geschlechtern —“

Burkard Sulmeister hob die Hand, der andere verstimmt. Und der Alte sprach: „Es ist etwas Wahres an dem, was hier soeben vorgebracht wurde. Und so schlage ich vor — als Erster will ich sprechen, wenige Sätze nur, und dann mag der Pfarrer Kamler das Wort halten. Wenn wir trotz schweren Zeiten, trotz Mühsal und Bekümmernis den Kopf im Nacken getragen haben und nicht wankend wurden in unserer Treue zu Kaiser und Reich, der Pfarrer war uns ein leuchtend Vorbild. Er hat es verstanden, als ein echter Apostel des Herrn in unseren Herzen eine Flamme zu hegen, die auch heute noch brennt und, so Gott will, weiter lodern soll, zum Segen der Stadt, zum Segen der Heimat, zum Segen deutscher Art. Ihr Herren, laßt uns nunmehr beginnen, erst ich, dann Konrad Kamler. Es tut zu solcher Stunde gut, daß dem schlichten Manne aus dem Volke ohne Verzug der rechte Weg gewiesen werde!“

Als Herr Burkard vortrat, bedurfte es keines Win-



Schwäbisch-Hall, Weiler Tor

Fes mehr: das Schweigen gebot sich von selbst! Die Menge stand und starrte, und der Alte hub also an: „Ein altes Wort sagt, der Tod sei Gottes Kuss. Und wenn es sich bewahrheiten sollte, was Pilgermund in den Mauern unserer guten Stadt verkündet hat, daß

nämlich des Kaisers Majestät vor den Thron des Allmächtigen berufen worden sei — leider besteht kaum ein Zweifel daran —, so dürfen wir gewißlich die Ueberzeugung hegen, daß auch sein Ende ein gottwohlgefälliges war. Nicht menschliche Kräfte, so sehr sie sich auch spannten und regten, haben den Kaiser überwunden. Allein der himmlischen Macht blieb solches vorbehalten. Von jeher war es unser Stolz, als Haller Bürger Staufertreue zu wahren. Werdet darin nicht wankend, was auch kommen mag. Treue ist eine Tugend. Und Tugenden belohnt Gott. Das euch zu sagen, war mein Bedürfnis. Und nun lauscht auf die Worte eines Mannes, der uns allen als Vorbild der Treue gilt, seitdem wir ihn kennen, leiht Konrad Kamler euer Ohr!“

Einzelne Rufe ertönten, Laute des Beifalls und der Erleichterung. Doch die Masse blieb stumm und starrte die Staffeln empor, die zum Münster führten. Aus der Mittelpforte trat Konrad Kamler. Er hatte Zwiesprache gepflogen mit seinem Herrgott und fühlte sich durchdrungen von seltsamer Kraft. Frei schritt er und fest, einen Stecken in der Rechten. Und die Harrenden merkten es kaum, daß sich ein junger Predigermönch ihm führend zur Seite hielt.

Dicht am Rande der Staffeln machte der Blinde halt. Er pflanzte den Stecken vor sich hin und umklammerte ihn mit beiden Händen. Und alsdann scholl es mit zwingender Stimme über die tausendköpfige Menge hinweg: „In Christo Geliebte, kniet nieder und betet! Ein Großer auf Erden ist gestorben, ein Fürst, der sechs Kronen auf seinem Haupte vereinigte und doch in seiner Brust ein Herz für den Schlichtesten unter uns barg. Kniet nieder wie ich und betet!“

Da sank alles zu Boden, neigte sich in Demut und lauschte den frommen Worten, die der Pfarrer zum Gedächtnis des Verewigten fand.

Und danach hieß es weiter: „Nun erhebt euch und höret zu! Ich brauche euch nicht von dem Zwiespalt zu berichten, der da klast zwischen Kaiser und Papst. Ein jeder von euch ist dessen kundig und hat das Unheil, das sich hieraus ergab, am eigenen Leibe verspürt. Das Unheil, das riesengroß wuchs und Not und Elend über die gesamte Christenheit brachte. Und doch ist uns ein Trost geblieben, ein starker, segenspendender Trost! Dankbaren Herzens erkennen wir, daß alle Arbeit, die wider den Kaiser geleistet wurde, vergeblich war, daß keiner ihn aus dem Sattel zu heben vermochte, daß er vielmehr bis an sein Lebensende glücklich und siegreich blieb und damit dartat vor aller Welt, daß auf seiner Seite das gute, das von Gott geschützte Recht stand. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er mich einstens in Neuffen herzgewinnend begrüßte. Lebhaft, hell und klug blickten seine Augen. Wohlgebaut war er, ein stattlicher schöner Mann, waffengeübt und ein Schwimmer und Reiter, dem kaum ein anderer es gleichtat. Er sprach lateinisch und italisch, französisch, arabisch, griechisch und deutsch. Er war ein Dichter und wußte zu singen, gelehrte Bücher hat er geschrieben, und gleichermaßen war er bewandert in der Kunst der Mathematik wie in der Wissenschaft der Philosophie. Wundermären laufen ferner um, welch herrliche Schlösser er in den fernen Ländern Sizilien und Apulien hat errichten lassen. Schlösser mit ragenden Säulen, kostbaren Mosaiken und buntfarbigen Marmorwänden, Schlösser, in denen er zu seiner Belustigung, aber auch, um die Lebensart der

Tiere zu ergründen, Löwen, Bären und Panther, Elefanten und fremde, sprechende Vögel beherbergte und zähmte. Des Kaisers Feinde und Neidlinge haben uns weismachen wollen, er sei ein Ketzer und Verdorbener gewesen, weil er des Umgangs pflog mit arabischen und muselmanischen Gelehrten, um seinen Geist zu schärfen und sein Wissen in den Künsten der Astrologie zu bereichern. Hat nicht auch unser Herr und Heiland unter Heiden gelebt? Haben nicht auch die großen Apostel und Evangelienverkünder den Verkehr mit Ungetauften gesucht? Kann jemand auch nur das Spänlein eines Beweises beibringen, daß Kaiser Friedrich in seinem christlichen Glauben wankend wurde? Hat er nicht vielmehr alles getan, um ihn zu stützen und zu kräftigen? Denkt an die scharfen Gesetze, die er erließ, an die Blutgesetze, als es galt, aufkommendem Ketzerglauben den Garaus zu machen! Kein Stück der christlichen Lehre hat er bekämpft, so sehr die Kirche ihn bekämpfte. Obwohl der Papst ihn mit Vernichtung bedrohte, hat er niemals mit der römischen Kirche, am wenigsten mit dem Christentum gebrochen. Im Gegenteil, sein Hort ist er geblieben, sein starker Schild und Schirm. Und wenn es nicht an dem gewesen wäre, daß der Papst ihn verfolgte als einen Herrscher, der selbst Roms Glanz überstrahlte, nie und nimmer wäre das Elend des unseligen Zwiespalts, unter dem wir seufzen, über die Menschheit gekommen. Die Schlange Neid hob ihr Haupt, als der Bannstrahl den Kaiser traf. Und Schlangengift war es auch —“

Konrad Kamler kam nicht weiter. In der Franziskanerkapelle Sankt Jakob, im Rücken des Marktplazes gelegen, schwangen mit Macht die Kirchenglocken an.

An dem stillen Wintertage füllte ihr Gedröhn die Luft. Und da sich der Mefner von Sankt Michael wider alle Verabredung ein Beispiel an dem Geläute nahm, so fiel auch sein Spiel mit allen Kräften ein.

In der Menge fuhren die Köpfe hin und her. Was sollte das Nühren der Glocken bedeuten? Unwillig wandte Burkard Sulmeister sich um — einen ärgerlichen Fluch auf den Lippen

Da quoll es aus dem Kloftertore der minderen Brüder hervor, einer Prozession gleich: Mönche in Kutten, feidene Fahnen zu ihren Häupten, umwoigt von Weihrauchnebeln. Sie trugen einen hölzernen Sarg, ohne Schmuck, ohne Kranz, ohne Decke. Und hinter den Mönchen folgten — durfte man feinen Augen trauen? — Einwohner Halls, in der Mehrzahl Frauen, doch auch etliche Männer. Die Frauen weinten, unficher schauten die Männer drein

Aus vereinzeltcn Rufen gebar sich ein Wutfehrei der Menge, der feibst das Glockengedröhn übergellte. Fuchtelnde Arme regten sich, Empörung, Erregung bligten aus hundert Augen. „Sie wollen des Kaisers spotten! Schlagt sie zu Boden! Zurück mit ihnen hinter ihre Mauer!“

Da wollte es ein gütiges Schickfal, daß die Glocken im Münster verftummten. Der Mefner war eilends eines Besseren belehrt worden. Konrad Kamler aber, von dem jungen Predigermönch im Fluge über alles aufgeklärt, schwang die Arme hoch und rief unter Aufgebot aller Stimmkraft: „Laßt euch nicht von der Schlange der Bosheit verführen! Denkt an den ersten Sündenfall! Mein ist die Rache, spricht der Herr! Entweicht nicht des Kaisers Memorie!“

Seine Worte wirkten. Der Sturm blies ab. Ruhe trat ein. Auch die Glocken zu Sankt Jakob verklangen.

Und von neuem begann Konrad Kamler: „Klug handelt, wer in Erfahrung bringt, was der Gegner vorhat. Man hat mir berichtet, der Prior Albert von Stade — untadelhaft gilt er mir als Mensch — begehre Zutritt zum Markt. Wenn er sprechen will, so gewährt es ihm. Er mag hier neben mich treten. Ich gelobe, ihn nicht zu stören!“

Doch die Menge begehrte auf: „Was soll er uns sagen! Er steht im Dienste des Papstes! Wir wünschen ihn nicht zu hören!“ Von neuem schwang die Leidenschaft ihr Zepfer über dem Marktplatz.

Doch der Blinde wußte die Erregung zu bannen, durch seine Haltung, durch seine Art: „Wollt ihr mir nicht willfährig sein? Ich sehe meinen Gegner nicht einmal, und dennoch fürchte ich ihn nicht!“

Da gab man Albert von Stade Raum. Er allein stieg die Staffeln zum Münster empor, geleitet vom besten Willen, ein Mann aus einer anderen Welt, lauter von Gesinnung und doch ein Eiferer für eine Sache, die mit seinem Amte als Priester und mit der Verkündung von Christi Wort nur wenig gemein hatte.

Er trat neben Konrad Kamler und ließ die Augen schweifen. Unter ihm murrte und schurzte es. Um die Ruhe auf dem Platz, um die andachtsvolle Ergriffenheit war es vorerst geschehen.

Mit der Linken wies der Prior schräg hinter sich, und mit vor Erregung flackernder Stimme rief er: „Noch schreit das Blut dessen gen Himmel, der hier ermordet wurde, als König Konrad einzog, das unschuldig vergossene Blut des armen Paters Angelus!“

Gelächter unterbrach ihn, rauhe Zurufe wurden laut. Doch die Bewegung griff nicht um sich. Es gab viele, denen die heraufbeschworene Erinnerung um der Ehre der Stadt willen peinlich war, so daß Albert von Stade binnen kurzem fortfahren konnte. Nun sprach er klar und schlicht, und seine ehrlich gemeinten Worte verfehlten nicht ihre Wirkung.

„Männer und Frauen Halls,“ so sagte er, „Gott der Allmächtige hat ein Zeichen gesandt, über das ein jeder nachdenken muß, dem des Himmels Seligkeit über irdischen Genüssen steht. Aus dem vollen Leben heraus ist Kaiser Friedrich abberufen worden, mit dem Banne belastet, von Sünden beschwert, uneins mit unserer Mutter der Kirche, als ein Feind des Statthalters Christi auf Erden, als arger Verfolger des Papstes! Wie hat doch der Heiland gesprochen: Du bist Petrus, der Fels, und auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen! Somit ist der Stuhl Petri zur Herrschaft über die Welt und zum Richter über alles Irdische und Geistliche berufen worden, denn eine höhere Gewalt als die von Gottes Sohn eingesetzte gibt es nicht auf Erden. Wie der Mond sein Licht von der Sonne empfängt, so erhalten auch das Kaisertum und der weltliche Staat ihren Glanz von der Kirche. Und beim Evangelisten Lucas kann es ein jeder finden, daß zur Zeit des Leidens Christi im Besitz der Jünger zwei Schwerter waren, und daß der Heiland sagte, es seien ihrer genug. Beide Schwerter aber sind noch heute Eigentum der Kirche, wie sie Eigentum der Apostel waren. Sie gehören in eine Scheide. Und nur aus des Papstes Hand kann der Kaiser das weltliche Schwert und damit die Herrschaft über das Reich empfangen, wie auch dem Heidenkaiser

Constantin geschah, als er zum Christentum übertrat. Der Papst ist der Lehnsherr, der Kaiser bleibt sein Vasall. Und so hat der Papst denn auch das Recht, zu jeder Zeit die Kaisermürde dem Träger der Krone abzusprechen. Ganz wie der Vater Gewalt hat über seinen Sohn —“

Burkard Sulmeister war neben den Prior getreten und packte ihn am Arm: „Albert von Stade, Ihr irrt zur Stunde vom gebotenen Wege ab! Ich rate Euch gut, mäßiget Euch! Wenn Sturmwind weht, fällt es selbst einem erprobten Schiffer schwer, in den Hafen zurückzufinden!“

Der Prior hielt dem Blick des anderen stand. In seines Herzens letzter Falte lebte nichts wie heiligste Ueberzeugung. „Es gilt die Geister aufzurütteln,“ entgegnete er, „höchlich ist es an der Zeit, daß sich die verirren Lämmer zu ihrem Hirten, zum Schoße der Mutter Kirche zurückfinden. Und wo Gott ein sichtbar Zeichen gesandt hat, indem er den Staufer Friedrich vor seinen strengen Richterstuhl forderte —“

„Albert von Stade —“, auch Burkard Sulmeister gab nicht nach —, „es ist nicht Eures Amtes, also zu reden! Ihr mögt Christi Wort auslegen, wie es Euch richtig scheint, dazu seid Ihr berufen. Jedoch über weltliche Dinge —“

„Es gibt nichts,“ beharrte der Franziskaner voller Leidenschaft, „was nicht unter der Kirche Gerechtfamefiele. Und offen will ich es nur bekennen: der Nacken der Könige und Fürsten ist alleweil niedriger als die Kniee der Priester!“

Hell gellte das stolze Wort über den Platz. Es traf wie ein Geißelschlag. Empörung loderte auf. Ein-

zelne aus der Menge stürmten die Staffeln empor, dicke Haufen folgten. Abermals reckte Rohheit ihr Haupt, Zorn und Gewalt machten sich breit. Wie Brandungsdonnern an felsiger Küste lärmte Stimmengewirr „Zerschlagt ihm die Knochen! Hängt ihn auf! Stürzt den Lasterer in den Sumpf!“

Mit weitgebreiteten Armen trat der Blinde vor: Konrad Kamler bewahrte die Wehestunde, die Stunde der Kaisertrauer vor Schimpf und Schande und Niedrigkeit. „Männer,“ rief er, „wer sich an Albert von Stade vergreift, mag sich zuvor an mir vergreifen! Ich decke den Prior mit meinem Leibe!“

Dicht vor ihm kam der Sturm zum Stehen. Er hörte den keuchenden Atem der Erregten, spürte ihre verbissene Wut. Fest stand er und trotzig wie ein Fels in kochender See. Um seine Lippen aber irrte ein Lächeln der Glückseligkeit. Eine Stimme vernahm er, eine innere Stimme, so deutlich und klar wie nie zuvor! Und es kam mit Macht über ihn, Kraft regte sich, Kraft und Stolz wurden frei und dazu ein Siegesbewußtsein, aufgebaut auf echter Demut vor Gott dem Allmächtigen, vor dem Schöpfer und Schirmer aller Menschen und Dinge, vor dem wahren Herrn der Welt. „Ihr tobt,“ sagte er, „und meint es nicht einmal schlecht. Und doch brennt in euren Herzen höllisches Feuer, Satan selber sitzt euch im Genick. Lasset ab von eurem Beginnen. Mit nichts stiftet ihr Frieden durch Unfrieden. Höret auf mich, höret auf mein Wort —“

„Nichts da!“ Ein stämmiger Kerl trat vor. Er hatte unter dem Kaiser im Lande Italia gekämpft. Und Friedrich selbst war es gewesen, der ihn ob seiner Schwabentreue vorm ganzen Heere belobt hatte. „Unsere Ge-

duld ist erschöpft, wo der Prior mit seinem Sarge des Kaisers Majestät verunglimpft hat! Und nun er uns noch die letzte Pille zu schlucken gab, daß die Nacken der Könige und Fürsten niedriger seien als die Kniee der Priester, seitdem regt sich in meinem Innern ein Wurm — mir ist die Kehle trocken, meine Augen brennen, Blutschein flimmert in der Luft —“

„Herr Konrad von Alfinger, an der Stimme erkenne ich Euch!“ Kamler streckte dem Erregten die Hand entgegen. „Ich weiß, Ihr gabt dem Kaiser alles und wißt nun kaum, wovon leben. So verstehe ich Eure Empörung wohl. Doch glaubt mir, selbst der Kaiser würde Euch abraten, mit Gewalt vorzugehen —“

„Und dennoch tue ich es!“ Der treue staufische Dienstmann drang vor. Seine Hand schwang die Schärfe eines Dolchmessers.

„Allgütiger, wehre ihm, laß es nicht zu!“ Als wehe Klage erschütterte Konrad Kamlers Stimme die Luft. Mit tastenden Händen irrte er hinter dem Wütigen drein.

„Steht ab vom Mord, Herr Alfinger!“ Auch Burkard Sulmeister warf sich dem Ritter entgegen. „Noch nie ist aus hitzig vergossenem Blut Segen entsprossen!“

Ein Knäuel von Männern ballte sich um den Angreifer zusammen. Er krampfte die Hände und schüttelte sich: „Gebt Bahn, gebt Raum für meinen Zorn!“ Doch sie führten ihn abseits und überwachten ihn. Schwere Gefahr war abgewandt.

Und Konrad Kamler dankte dem Himmel dafür, dankte mit beweglichen Worten. Unter seinem starken Bekenntnis, das erfüllt war von Herzenswärme,

glättete sich die Sturmflut der Erregung. Lange sprach er, lange und voller Ergriffenheit. Und alle gerieten in seinen Bann, alle, die auf dem Marktplatz weilten. Selbst der Prior der Franziskaner beugte nachdenklich das Haupt.

„Und nun laßt mich,“ so schloß der Blinde — er schaute tiefer als die anderen hinter die Geheimnisse des Lebens, denn er hatte geistig sehen gelernt —, „nun laßt mich noch eines Ausspruches gedenken, jenes Ausspruches nämlich, der Herrn Konrad von Alfinger insonderheit Aergernis bereitet hat. Ich erkläre, es ist nicht wahr, daß des Priesters Knie über dem Nacken der Könige und Fürsten steht. Ein echter Priester dient nicht nur dem Herrn der Heerscharen, nein, er dient selbst dem Geringsten unter dem Volke. Liebe soll er predigen, Liebe soll er erwecken, mit Liebe soll er trösten und durch Liebe die Schmerzen stillen und Wunden heilen. Unser Heiland ist als ein hehres Wunder der Versöhnung durch die Welt geschritten, armselig und allein von der Kraft der Liebe getragen. Wer sich heute aber eine härene Kutte anlegt und den Lockungen der Welt entsagt, glaubt, er habe genug getan, um sich als ein Nachfolger Christi zu bewähren. Woher stammt die Unrast in der Welt, unter der wir bitterlich leiden? Woher ergeben sich Not, Elend und Unglück, die uns heimsuchen und quälen? Weil die dem Herrn Geweihten der Menschheit nicht dienen, sondern über sie herrschen wollen! Weil sie sich verstricken in weltlichen Dingen, deren Lösung nicht ihres Amtes ist! Weil sie mit einem Worte aus dem Gekreuzigten, der ein König des Geistes war, einen König der Macht herauspußen wollen, um den eigenen Vorteil wahrzunehmen! Die Kirche muß werden, was sie war,

als der Herr sie gründete: ein stiller Hafen für alle, die sich dereinst des Himmels Seligkeit erhoffen. Als aber aus der Kirche ein Palast ward, ein prunkvoller Palast mit tausend heimlichen Türen und tausend heimlichen Schlüsseln, ein Haus, wo Horcher und Schleicher wandeln, Neid und Mißgunst umgehen und Menschenwahn Gottes Lehren aus falschem Eifer entstellt, da war es um die Kirche geschehen. Nun segelt sie dahin als ein stolzes Schiff mit purpurnen Segeln, goldspitzigen Masten und mit Tauwerk aus Silber. Und merkt es nicht, daß sie den stillen Hafen längst gegen des Lebens Sturmgewalten eingetauscht hat. Falsch ist der Kurs der Kirche. Statt Haß und Kampf sollte sie Versöhnung und Frieden predigen. Sie fährt nicht unter des Heilands Panier. Königlich als Könige will sie sein und kaiserlicher als der Kaiser selbst. Und vergift dabei ganz ihrer Aufgabe, der Menschheit Gottes Liebe zu verkünden, Gottes unendliche Liebe. Kämpfen und streiten, wahrlich wir alle müssen es auf Erden. Nicht anders stählen sich die Kräfte. Mit nichten sind aber Kampf und Streit Aufgaben der Kirche. Ihr liegt es vielmehr ob, auszugleichen und zu vermitteln und dem Leben seine Stacheln zu nehmen. Nicht mit Gewalt und Geistesnebelung, nein, mit hochgemutem Vertrauen und mit Anerkenntnis der Gewissensfreiheit soll die Kirche ihre Gläubigen um sich scharen. Dann wirkt sie als ein Werkzeug göttlicher Art und wird getroffen werden von einem Gnadenstrahl jener göttlichen Sonne, die des Himmels Seligkeit vergoldet!"

Nichts rührte sich unter der Menschenmenge, als Konrad Kamler geendet hatte. Viele hielten die Hände gefaltet, die meisten standen gebeugten Hauptes. So

hatte noch keiner zu ihnen gesprochen. An Worte der Drohung und Vergeltung im Jenseits war man gewöhnt, als einen Gott der Rache fürchtete man den Himmelskaiser. Und daß Schwert und Lanze den geistlichen Herren nicht minder vertraut waren wie Brevier und Messbuch, auch das war allen geläufig. Und nun stand einer auf in den Zeiten höchster Not und größter Sorge und verkündete Liebe, Liebe, die von der Kirche ausströmen müsse und ihr einziges Gut darstellen solle! War das nicht ein ganz neuer Sang, war es nicht eine Weise, die man noch nie gehört?

„Nicht doch,“ murmelte ein älterer Mann, „so steht's ja auch in der heiligen Schrift: liebe deinen Nächsten als dich selbst! Uns hat man aber mit Haß verfolgt. Und insonderheit die Streiter des Papstes, die minderen Brüder —“

„Seht, was macht der Prior?“

Albert von Stade war zögernden Fußes neben Konrad Kamler getreten. „Ich will für heute schweigen,“ versprach er. „Nicht, daß ich mich geschlagen gäbe. Denn wer nur mit Liebe, nur mit Vertrauen und allein mit schrankenloser Anerkenntnis der Gewissensfreiheit über die Menschen herrschen möchte —“

„Nicht herrschen — dienen will ich als Pfarrer!“

„Dienen und leiten schließen sich aus! Wir aber, Du und ich, wir sollen Führer sein, Führer durch die Wirrsale des Lebens, Behüter vor den Fallgruben des Teufels —“

Konrad Kamler wandte sich ab, jemand hatte ihn am Rock gezupft. „Water,“ flüsterte Werndrud dringlich, „Bruder Heinrich von Hall begehrt Deiner. Ich fürchte, sein Erdenlauf steht vorm Ende.“

ner. Wortlos war die Abbitte gewesen, wortlos das Verzeihen.

Es war spät, als der Prior der Franziskaner ging. „Bruder Konrad,“ sagte er, „erspare mir viel Worte. Du hast mir heute manches gegeben, dafür danke ich Dir. In meinem Kloster steht ein Sarg. Als Zeichen dessen, daß auch zwischen uns künftig Eintracht herrschen soll, halte ich ihn zu Deiner Verfügung. Nicht ein Phantom, wie es geplant, soll in dem Sarge zur letzten Ruhe auf den Gottesacker getragen werden, sondern unser verblichener Bruder Heinrich von Hall. Der Herr schenke seiner Seele ewigen Frieden!“

* * *

„Siehst Du den König noch?“

„Ja, Vater, noch vermag ich ihn zu erkennen. Doch gleich wird der Wald ihn decken. Er reitet dahin, so froh und voller Zuversicht, als gäbe es kein Unheil auf Erden, und tritt doch ein schweres Erbe an!“

„Das ist gewißlich wahr, mein Kind! Im Lande Italia heben Laster und Sünde noch dreister ihr Haupt als bei uns, seitdem der Kaiser verstorben ist. Und dennoch — wir dürfen den Glauben an eine bessere Zukunft nicht verlieren. Wer den Glauben aufgibt, bringt sich um seine beste Kraft.“

Es war um die Abendstunde. Herbstnebel woben ihre Schleier, wie von einem Zauberstabe berührt. Im Westen breitete die Sonne einen goldenen Mantel über schwarzblaue Höhenzüge. Und im Osten fing sich rote Blut in weißen, sich auftürmenden Wolkenballen.

Konrad Kamler und seine Tochter saßen vor einem verlassenen Bauerngehöft. Brand hatte das Haus zer-

fressen. Das Vieh war fortgetrieben, die Stuben standen leer. Seit Tagen schon waren die beiden unterwegs. König Konrad war gen Hall gekommen und hatte dem Pfarrer zugesichert: „Von Stund an sorge ich für Dich! Du hast Dein Augenlicht um meinetwillen verloren. Und Deine Tochter — des Evensheimers Tat und Treue, mein Lebtag werde ich sie nicht vergessen!“

Ganz bescheiden hatte daraufhin Konrad Kamler entgegnet: „Mein Fürst, wollet bedenken, mir bleibt noch viel zu tun in Hall! Sizen auch Tausende zu meinen Füßen, ich möchte ihrer noch sicherer habhaft werden und weitere Tausend hinzu gewinnen. Ihr wißt es selbst, wißt es besser als ich, mit des Kaisers Tod ist aller Halt aus dem Volke gefahren. Und wo Ihr jetzt nach dem Süden zieht —“

Da hatte König Konrad den Pfarrer unterbrochen und ihm entgegengehalten: „Mein Herz gehört der Heimat, sobald ich kann, kehre ich nach Deutschland zurück. Vorerst gilt es aber, des Vaters Erbe fest in die Hand zu bekommen. Darum muß ich über die Alpen, wohl oder übel — ich muß! Ein starker Heerbann ist aufgeboden. Viel staufisches Gut habe ich drangeben müssen, um ihn zusammen zu bringen. Und für die bunte Schar brauche ich einen Mann wie Dich. Du sollst ihr Seelenhirt werden, sollst sie in Zucht und Ordnung halten, damit ihr Wirken rein bleibe. Das Ehrenmal eines Tapferen trägst Du an der Stirn. Und für das übrige wirst Du selber sorgen mit der Größe und Kraft Deiner Gedanken.“

„Und Werndrud, meine Tochter?“

Der König hatte einen Augenblick geögert. Dann hatte er sich entschieden: „Ich weiß, Du magst sie nicht

zurücklassen. Als ein Kleinod gilt sie Dir. Wohlan, so mag sie den Vater begleiten. Und alle Sicherheit sage ich zu, daß ihr keine Unehre begegnen soll."

Es hatte noch mancher Ueberlegung bedurft, bis Konrad Kamler zugestimmt hatte. Als er jedoch die Ueberzeugung gewann, daß der König eine Ablehnung bitter empfinden würde, da hatte er sich entschlossen, dem Rufe seines Fürsten zu folgen.

So hatte er Hall verlassen und war gen Süden gepilgert. Ueber den Brennerpaß sollte die Reise führen. Verona war das Ziel.

Unterhalb der Höhe, auf der das verlassene Bauernhaus lag, ward Peitschenknall laut. Schwerer Huftritt stampfte, heiser scholl die Stimme eines Fuhrknechts herauf.

"Der Wagen kommt!" frohlockte Berndrud. "Nun können wir es uns ganz nach Wunsch für die Nacht behaglich machen."

Der Pfarrer fuhr ihr übers Haar: "Wenn ich Dich nicht hätte, mein Kind! An Dir finde ich täglich von neuem die Kraft, die mich aufrecht erhält im Leben."

"So sollst Du nicht sprechen," entgegnete sie. "Was bin ich gegen Dich, der Du Gewalt hast über viele!"

Da tastete er nach ihrer warmen kräftigen Hand und belehrte sie voller Güte: "Um des Menschen Innerstes ist es eigen bestellt. Es ist nicht immer so groß und stark, wie der Anschein es dartun möchte. Ueberall lebt ein Quäntlein Sorge und Bangigkeit. Nur Unehrlische möchten es leugnen. Der Mensch braucht den Menschen, sonst fehlt ihm der Halt. Und je inniger die Herzen zueinander streben, desto reicher ist der Gewinn."

Ratternd fuhr der Wagen vor, mit dem Nötigsten für die Reise beladen. Ein Trupp von Soldknechten folgte. Ihr Führer war Konrad Alfinger aus Hall, dem Pfarrer seit jenem Tage ergeben, wo er den Totschlag an Albert von Stade abgewendet hatte.

„Es sieht nicht gut aus im Lande,“ klagte der Ritter. „Man trifft auf häßliche Spuren. Raß- und Raubgier wandern gleich hungrigen Wölfen umher. Und was sie hinter sich lassen, verrät der Menschheit ganzen Jammer.“

Konrad Kamler nickte vor sich hin: „Noch nie ist aus üblem Samen eine gute Saat entsprossen. Und was wir erlebten seit Jahr und Tag, es war ein Samen, nicht von Gottes Hand ausgestreut.“

Sie schritten ins Innere des Hauses. Geschäftig waltete Werdrud. Die Knechte gingen ihr zur Hand. Bald loderte auf dem Herd ein Feuer, und der Duft kräftiger Speisen lockte.

Ueberdem war es dunkel geworden. Wolken krochen über den Himmel. Ein feiner Sprühregen stäubte hernieder. Und durch geborstene Wände zog ein erster winterlicher Hauch. Da rückten sie dicht an den Herd. Die flackernden Flammen röteten die Gesichter. Und als es den Knechten gelungen war, die größten Schäden im Mauerwerk zu dichten, griff selbst in der Dede des verlassenem Hauses eine behagliche Stimmung um sich. Lebhaft ging die Unterhaltung. Und immer wieder war es Konrad Kamler, der ihr die Richtung wies und auch Bedeutung verlieh.

Sie dachten gerade daran, der Ruhe zu pflegen, als die Thür behutsam geöffnet wurde — ein Mann trat ein, hinter ihm eine Frauensperson

Der Alfinger war aufgesprungen. „Was ist's mit euch? Was sucht ihr hier? Seid ihr zu mehreren?“

Der Mann und das Weib traten vor. „Ich bin der Bauer,“ sagte er, „dem der Hof gehört. Wir waren geflohen, kehren nun zurück. Hilf Himmel, ist das eine Zeit! Als ob der Welt Ende bevorstünde!“

„Du magst recht haben,“ entgegnete der Alfinger und nahm wieder Platz. „Viele denken so wie Du —“

„Und tun bitter Unrecht damit!“ Gebieterisch klang Konrad Kamlers Stimme. „Der Welt Ende? Nur Kleinmütige fürchten es. Ist denn die Welt verbraucht? Sind die Menschen minder tüchtig und gut als ehedem? Glaubt doch nicht an solchen Wahn! Bessere Zeiten dämmern herauf, bessere gesündere Zeiten! Wir alle müssen nur helfen und schaffen, müssen Kopf und Hände rühren. Hat Deutschland erst den inneren Hader überwunden, liegen die Pfaffenkönige und ihr Gesipp am Boden, dann hat König Konrad reine Bahn, und als Kaiser —“

„Pst,“ machte der Bauer, ein alter, vertrockneter, hagerer Mensch mit großen unruhigen Augen, „sie sagen, Kaiser Friedrich kehre wieder, er sei nicht gestorben, sei nur abgetreten von der Erde, um dereinst —“

„Wer hat Dir solches berichtet?“ Der Pfarrer fiel dem Eifrigen ins Wort. „Auch ich habe davon gehört“

Der Bauer trat von einem Fuß auf den andern. „Wer seid ihr?“ fragte er. „Ist auf euch Verlaß?“

Konrad Alfinger brauste auf: „Wir haben keinen Stein aus Deinem Hause genommen. Red' nicht solch törichtes Zeug!“

Da jammerte die Bäuerin auf: „Gewißlich, ihr seid

es nicht gewesen! Schnapphähne waren es, Räuber, Diebe und Diebesgesellen! Wir hatten sie gastlich aufgenommen, und dann in der Nacht, da kamen sie über uns —“ Unter Schluchzen versagte ihre Stimme. Sie trat abseits und hoßte sich auf einem Schemel nieder.

Währenddem begann der Bauer zu berichten: „Zwei Tage sind es her, daß ein fremder Ordensbruder hier war. Vom Lande Italia käme er herauf, so versicherte er uns. Er hatte schwarze Haare und ein braunes Gesicht, und das Weiße seiner Augen glänzte selbst in der Nacht. Und dieser Ordensbruder war es, der uns Kunde gab, uns und allen Nachbarn, er kenne einen Mönch und der habe gesehen, daß Kaiser Friedrich unter Donnern und Blitzen bei Sonnenschein in den fernen Berg Aetna eingezogen sei, hoch zu Ross, auf einem Schimmel reitend, von seinen Getreuen geleitet, in goldener Rüstung. Und der Kaiser habe gnädiglich mit der Hand gewinkt und damit verraten, daß sein Abschied nicht für immer wäre, daß die Erde ihn wiedersehen würde. Glaubt Ihr, daß das stimmen mag?“

Die Frage war an Konrad Kamler gerichtet. Der fuhr mit der Hand durch die Luft: „Wie soll ich's wissen! Ist doch unser aller Leben ein Wunder! Vertraut ist aber auch mir eine alte Prophetie, derzufolge Kaiser Friedrich dereinst auferstehen soll, um das heilige Land von den Ungläubigen zu befreien. Alsdann wird er sein kaiserliches Gewand, seinen Speer, sein Schwert und seine Krone auf dem Delberg niederlegen. Am Himmel wird über ihm, als dem Erwählten, ein Kreuz schweben —“

„So ist es, Herr!“ Der Bauer hielt sich nicht länger. „Just das gleiche hat mir der fremde Ordens-

bruder erzählt. An das Kreuz Christi, so hat er geweis-
sagt, würde der Kaiser seine Krone heften. Und leztlich
würde er mitsamt dem Kreuz zum Himmel entrückt, um
dort den Antichristen zu schlagen —“

Der Bauer verstummte. Man vernahm ein Ge-
tuschel vor der Thür, gedämpftes Fühescharen

Plötzlich sprangen ein paar Kerle ins Gemach, ruf-
geschwärtzt die Gesichter, Waffen in der Hand. „Ergebt
euch!“ brüllte ihr Anführer.

Es war sein leztes Wort. Konrad von Alfinger
unterlief ihn, blichschnell traf sein langer Dold
fünf, sechs Schwerthiebe wurden von den anderen ge-
wechselt, dann nahmen die Räuber reißaus. Im Walde
verhallten ihre Schritte.

Wie ein Spuk war das Ganze vorübergetollt. Al-
finger trat ins Haus zurück. Sie hatten den Erschlage-
nen ins Freie geschafft. Eine Blutspur lief über den
Boden.

„Ist es zu glauben?“ Der Haller Ritter entrüstete
sich. „Wir lagern hier an der Straße, über die des
Kaisers Heerbann zieht, und das dreiste Gesindel wagt
es, uns zu überfallen!“

„Aufgelockert sind Zucht und Ordnung, Willkür und
Freiheit brüsten sich. Wahrlich, es ist an der Zeit,
daß die Großen auf Erden Frieden schließen!“ Konrad
Kamler, der mit vors Haus getreten war, nahm wieder
am Herdfeuer Plaß. Und nun dachte keiner mehr ans
Schlafen. In allen zitterte die Erregung über den
Zwischenfall nach. Sie machte selbst Mundfaule ge-
schwäßig.

Wer der Erschlagene war, auch der Bauer hatte es
nicht feststellen können. Er hielt sich auch nicht lange

damit auf. Allzu sehr war er von dem erfüllt, was der fremde Ordensbruder geweissagt hatte. Und mit ständig wachsendem Eifer, ja voller Leidenschaft trug er es immer wieder vor, sobald die anderen ihn zu Wort kommen ließen. „Ein echter Kaiser kann nur werden,“ so behauptete er, „wer den Namen Friedrich trägt. Um des Friedens willen, den er uns bringen soll, muß er Friedrich heißen!“

„Vertraue unserem jungen König,“ mahnte Konrad Kamler. „Er ist aus gesundem Holz.“

„Und dennoch,“ lehnte der Bauer ab, „er wird es nicht schaffen! Keiner wird es schaffen außer dem Kaiser Friedrich. Er lebt, ihr mögt es mir glauben, er lebt, lebt bis zum jüngsten Tage. Und der mag bald hereinbrechen. Bevor aber der Kaiser gen Golgatha wallfahrtet, um seine Krone an Christi Kreuz zu heften, wird er wiederkehren zu uns, um des Reiches Herrlichkeit noch einmal zu erneuern. Er wird mir und allen Ausgeplünderten, aber auch den Armen ein starker Helfer sein. Alle Leibeigenschaft wird er aufheben und eine selige Ordnung auf Erden einsetzen. Das wird das Zeitalter des heiligen Geistes werden. Die Kirche wird zurückkehren auf ihren besitzlosen Stand. Friede und Versöhnung werden die Erde beherrschen. Zwischen den Deutschen, den Franzosen und den Italiern wird aller Zwist begraben werden, und ein Frohlocken wird die Welt erfüllen —“

„Glaubst Du das im Ernst?“ Konrad Kamler legte dem anderen die Hand schwer auf die Schulter. „Ist das Deines Herzens Ueberzeugung?“

Der Bauer wand sich hin und her. „Warum nicht?“ trockte er. „Es klingt doch gut und wäre schön, wenn

endlich einmal auch der kleine Mann zu seinem Rechte käme."

"Wer hat Dir bislang Dein Recht geschmälert?"

"Ei — jenun —, wenn Ihr mich so kurzweg fragt, ich könnte mir schon manch Beispiel überlegen — —"

"Wenn es an dem ist, daß Du es Dir erst überlegen mußt —," Konrad Kamler erhob sich von seinem Schemel und reckte sich zu voller Größe —, „so sage ich Dir frei ins Gesicht, daß Du keiner von denen bist, die dem Kaiser und dem Reiche nützen. Deine Gedanken wandern auf kurzer Bahn, sie kehren ständig zu Dir selbst zurück. Als wertvoll gilt aber nur der Mann, der des Reiches Herrlichkeit und seine Treue zum Kaiser über Alles stellt!"

Der Blinde hob die Hände zum Gebet. „Unser Vater im Himmel," flehte er, „der Du allwissend bist, allweise und uns eine unbegreifliche Kraft, gib, daß das deutsche Volk nicht zu Grunde gehe in dieser bitteren Not. Erleuchte es, damit es erkenne, daß ein Kütteln an der Macht Deiner ewigen Gesetze vertane Arbeit bedeutet. Erhalte das Volk in seiner deutschen Art, die es von Dir empfangen hat, und mache es nicht unwert seiner selbst. Schenke uns einen starken Führer, einen Kaiser, der uns mit Tatkraft beherrscht. Wir brauchen ihn wie das tägliche Brot. Ohne ihn sind wir ein Leib ohne Kopf, ohne Kaiser keine Rettung!"

Die Holzscheite im Herdfeuer knackten und brachen zusammen. Ein letzter Glutschein füllte den Raum.

Da suchten alle ihre Lagerstatt auf.

Draußen wachte ein Posten. —

Am nächsten Morgen glomm die Sonne durch Dunst empor. Auf dem bunten Herbstlaub prangten tausend

Tropfen. Und als die Sonne zum Leuchten kam, sprühte aus ihnen demantenes Feuer.

Am Gehöft des Bauern zogen Ritter und Reifige vorüber, die Aufgebote aus der schwäbischen Alb, aus Gmünd und Göppingen, aus Hall und Ulm und vielen anderen Städten.

Konrad Kamler stand vorm Hause und wechselte mit manchem Bekannten Gruß und Handschlag. Und als der Zug vorüber war, da ließ auch er anspannen und fuhr hinterdrein.

Der Lärm der Waffen verklang. Langsam nur kam der Karren des Pfarrers voran. Das Roß lahmtete, es bedurfte der Schonung.

Bei Werndrud schlich sich Traurigkeit ein. „Water, wird es ein gutes Ende nehmen? Nun ziehen alle die tapferen Streiter nach dem fremden Lande und lassen die Heimat hinter sich. Wie oft schon war es so! Ist es gut und recht, Water?“

Er griff nach ihrer Hand. „Unser Schicksal steht bei Gott,“ verkündete er. „Bestehen wir die Prüfung in Tüchtigkeit, dann wird er mit uns sein. Und daß es dazu komme, laß uns unsere ganze Kraft einsetzen.“

Sie starrte ins Leere und kam trotz den väterlichen Worten von ihren Sorgen nicht los.

Der Blinde aber spürte die Wärme der Sonne und ließ vom Hoffen nicht. In ihm lebte als köstlichstes Gut die Zuversicht des starkmütigen Mannes.



Von demselben Verfasser erschienen ferner:

- "Alt-Heidelbergs Not"** Ein Roman aus der Zeit der Pfalzverwüstung unter Ludwig XIV. Mit über 30 wundervollen Federzeichnungen nach der Natur aus Heidelberg und dem Neckartal. 8. Tausend. Holzfreies Papier, Ganzleinen-Einband. Preis 5,- Mark
- "Der Hanstein"** Ein deutscher Burgenroman aus dem Mittelalter. Mit zahlreichen Künstlerzeichnungen nach der Natur. Ganzleinen-Einband. 18. Tausend Preis 5,- Mark
- "Jürgen Bullenweber"** Ein Spiegelbild aus sturmbelegter Hansezeit. Mit vielen Künstlerzeichnungen nach geschichtlichen Quellen. Ganzleinen-Band. Preis 6,- Mark
- "Bürgermeister Hinrich Murmester"** Ein Spiegelbild deutscher Kraft aus Hamburgs Geschichte. Mit vielen Künstlerzeichnungen nach geschichtlichen Unterlagen. Ganzleinen-Band. Preis 5,- Mark
- "Burg Ludwigstein im Berratal"** Die Burg der deutschen Jugend in Wort und Bild. Mit 20 ganzseitigen Künstlerzeichnungen nach der Natur. Farbenprächtiger Umschlag. Preis 1,80 Mark



Weitere empfehlenswerte Bücher:

- "Der Mönch von Hirsau"** Von Auguste Supper. Ein Buch voller Romantik aus der Blütezeit des alten Klosters Hirsau im Schwarzwald. Mit zahlreichen Bildern nach der Natur. Umfang 272 Seiten. Im künstlerischen Ganzleinen-Einband. Preis 5,- Mark
- "In der Apotheke zum Bären"** Roman von Hans von Zobeltitz. Umfang 320 Seiten. In Halbleinenband. In der Apotheke zum Bären mit Künstlerzeichnung in fünf Farben gedruckt. Preis 4,- Mark
- "Sie steigen aus den Gräbern"** Märkische Novellen von J. N. von Loewenfeld. Halbleinenband. Preis 3 Mark
- "Berlin und Potsdam in der Sprache ihrer Kirchen und Friedhöfe"** Von Professor Dr. Hermann Franke. Mit 30 Zeichnungen von Kunstmaler Wilhelm Thiele, Potsdam. Ganzleinen-Einband Preis 6,- Mark

„Der Meister und sein Schüler“ Fröhliche Erinnerungen aus Friedrich Reuters Stadt. Von Ulrich Meyer. Neue illustrierte Ausgabe. Ganzleinen-Band. Preis 4,- Mark

„Von den Straßen des Lebens“ Erste und fröhliche Erinnerungen. Zweiter Teil. Von Ulrich Meyer. Mit Bildern. Ganzleinen-Band. Preis 4,- Mark

„Burg Hanstein im Werratal“. 6 Aquarelle in Mappe Von Herbert Rothgangel. Mit einer Einleitung von Paul Heidelbach, Cassel

„Da steht im Wald geschrieben . . .“ Geschichten aus deutschem Bergwald mit Bildern. Von Fridel Marie Meyer-Kuhlmann. Liebhaber-Einband. Preis 3,- Mark

Frida Schanz: „Das Kind“ Eine Sammlung des Schönsten vom Kinde und für das Kind. Mit Bildern deutscher Künstler. Preis 4,- Mark

„Von Leben, Tod und Ewigkeit“ Stimmen des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung. Von Hof- und Domprediger D. Doebring, Berlin. Mit vielen sinnigen Bildern und einer Betrachtung über „Unsterblichkeit und ewiges Leben“. Ganzleinen-Band. Preis 4,- Mark

„Durch so viel Angst und Plagen“ Predigten aus dem Jahre 1923 im Dom zu Berlin gehalten. Von Hof- und Domprediger D. Doebring, Berlin. Halbleinenband. Preis 4,- Mark

„Was wir verloren haben —“ Entziffenes, doch nie vergessenes deutsches Land. Mit über 60 Originalzeichnungen aus verlorenen deutschen Sagen und Textbeiträgen von Fr. Lienhard, Artur Brausewetter, Paul Warnke u. a. Geleitwort von Generalfeldmarschall von Hindenburg. 60. Tausend. Groß-Quartformat.

„Hermann Löns und seine Heide“ Eine Wanderung in Bildern durch die Stätten seiner Werke. Mit Skizzen und Handschriftstücken aus dem Nachlaß von Hermann Löns und mit Textbeiträgen von Bernhard Flemes, Wilhelm Hochgreve, Traugott Pils, Karl Söhle u. a. Herausgegeben von Friedrich Castelle. Mit 90 schwarzen und farbigen Wollbildern. Umfang 214 Seiten. 15. Tausend. Ganzleinen-Einband. Preis 14,- Mark

Hermann Löns „Behrwolf“ in Bildern. Von Herbert Rothgangel. Mit einer Einleitung von Dr. Friedrich Castelle. 40 ganzseitige Bilder. (Bildgröße 12x27 cm) auf feinstem Kunstdruck-Karton. Erläuternder Text aus der Original-Ausgabe. Ganzleinen-Einband. Preis 20,- Mark

Ausführliche Verlagsverzeichnisse werden kostenfrei versandt
Die Bücher sind in allen Buchhandlungen zu haben

